



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



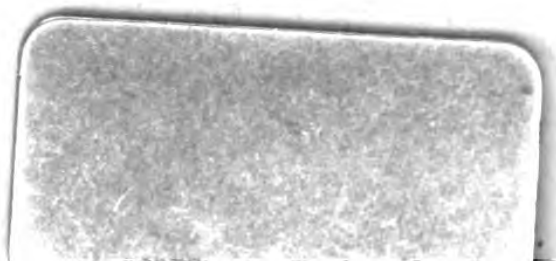
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



~~UNS. 175 BB. 16~~



Vet. Ger. III A. 311

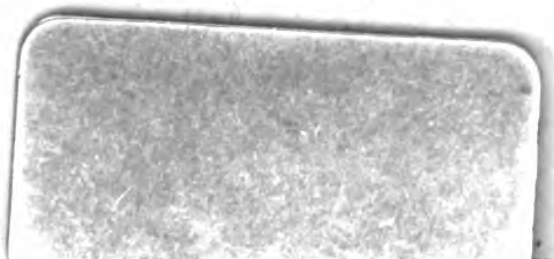


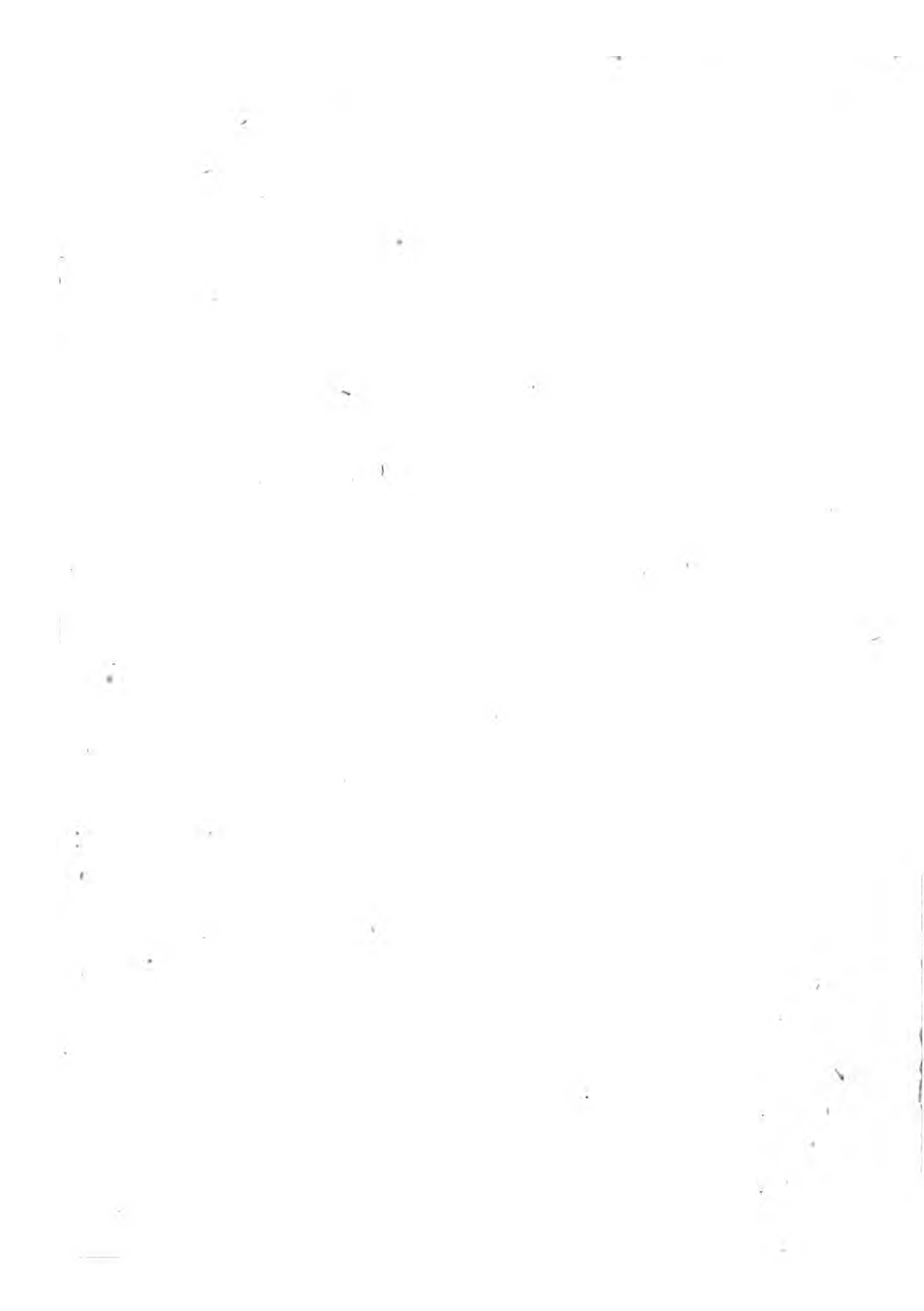


~~UNS. 175 BB. 16~~



Vet. Ger. III A. 311





C. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

V.

Stuttgart.

Wallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1854.

Winterspenden.

Erzählungen und Novellen

von

C. Spindler.

Erster Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1854.



Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg in Stuttgart.

Drei Sonntage.

Aus dem Leben eines Künstlers.

Von Eltern aus dem Mittelstande einer kleinen Stadt Oberösterreichs geboren, hat meine Erziehung sich von Anbeginn wenig ausgezeichnet, und zu keinen besondern Erwartungen mein Leben berechtigt. Ich sollte in das Junftjoch eines Handwerks treten; allein mein Geist, der gerne höher hinaus wollte, stemmte sich mit Macht gegen den Willen der Eltern, dem sich mein einziger älterer Bruder, wiewohl unter günstigeren Vorausbestimmungen, gefügt hatte. Er war ohne Widerrede bei einem Verwandten unserer Familie, einem Förster in der Gegend unserer Vaterstadt, in die Lehre getreten, obschon der eigene Hang ihn wenig zur Jägerei ermunterte. Ich hingegen hätte weit lieber das wilde freie Leben in Busch und Wald geführt, als das einförmige, auf mühseliger Wanderschaft oder in einsamer Werkstätte verlaufende. All mein Sträuben wäre mir übrigens von keinem Nutzen gewesen, wenn sich nicht ein alter Freund meines Vaters meiner angenommen und meiner unbestimmten Neigung mit Erfolg ein festes Ziel angewiesen hätte. Der Mann, ein Maler von sehr untergeordnetem Verdienste, so wie

sie sich gemeiniglich in Landstädten mit Renoviren mittel-
 mäßiger Kirchenbilder, mit Stubenmalen, Lackiren und
 Vergolden durchbringen, machte mir Liebe zu seiner von
 ihm gar unvollkommen geübten Kunst, und wußte end-
 lich meinen Vater zur Einwilligung zu bereden. Von
 ihm erhielt ich den ersten Unterricht; nach seinen Muster-
 bildern arbeitete ich meine ersten Studien aus, und hatte
 bald Alles gelernt, was er nur lehren konnte. Ich wäre
 sein bester Nachfolger geworden, hätte ich mich darauf
 beschränken wollen, den unkünstlerischen, aber das täg-
 liche Brod einbringenden Geschäften seines Gewerbs ferner
 und fort und fort obzuliegen. Auch weiß ich noch bis
 auf den heutigen Tag nicht, ob ich mir Glück wünschen
 soll, daß der Mann ehrlich genug war, mir zu gestehen,
 daß es mit seiner Kunst nicht viel auf sich habe, und
 daß es mir Noth thue, in die Welt zu gehen, um mehr
 und Besseres zu sehen und zu lernen. Mit aller Vorliebe
 für die Kunst bin ich doch kein Salvator Rosa geworden,
 und hätte als friedlicher Zimmermaler kein gefahrvoll
 abenteuerliches Leben geführt, wie mir zu Theil wurde,
 als ich das Vaterhaus verließ, und nach Tyrol pilgerte,
 um mich arbeitend und mühevoll nach dem Wunderland
 Italien durchzuschlagen; denn unbemittelt waren meine
 Eltern, leer meine Tasche, aber mein Herz dafür voll
 Hoffnungen, wie sie einem achtzehnjährigen Jüngling
 nimmer fehlen, welcher Kräfte in sich fühlt und Ver-
 trauen dazu. Der Bruder war schon früher nach Norden
 gewandert; mich trieb's nach Süden, und munter ging's
 vorwärts. Bis Innsbruck kam ich, und fand dort Arbeit
 und Raht. Ich benützte Beides. sparte fleißig, und be-
 rechnete schon auf Monate hinaus den Tag meiner Weiter-
 reise in's gelobte Land, als plötzlich zwischen Oesterreich
 und Frankreich ein neuer Krieg ausbrach, und mit ihm
 die Tyroler Insurrection. — Man fragte damals nicht
 lange, wer etwa Lust hätte, für Oesterreich zu streiten,

und ich, als ein Landeskind, sträubte mich auch nicht lange, ob schon man mich gleich Andern aus dem Bette holte, um zur Fahne zu schwören. Um Pinsel und Farben kümmerte man sich nicht; aber mein Geschick, mit dem Stutzen umzugehen, verschaffte mir den Vortheil, unter eine Schützencompagnie gesteckt zu werden, für welche ich bald schosß, bald schrieb, und in der ich es bald zum Oberjäger brachte. Denn die Bauern waren gar ungebildet, wo es nicht just auf 'nen Kernschuß ankam. — Im Anfang hieß es: „Sieg!“ auf allen Orten und Enden; die Bayern wurden allenthalben zurückgedrängt und die Franzosen aus Wälschtyrol getrieben. Es war eine herrliche Zeit, weil man wieder anfing, einen Glauben in deutsche Arme zu setzen, und darneben doch eine betrübte Zeit, weil der Sieger — er mochte nun gerade einen grünen Hut oder ein Kascket tragen — selten Maß und Ziel seines Uebermuths wußte. Ich unternehme es nicht, hier eine Geschichte jenes Kriegs zu schreiben. Nur so viel, was meine Person betrifft: Je nachdem es hin- und herging, schlug ich auf die Feinde, oder zog mich mit meinen Schützen zurück; einmal wurde ich, wiewohl unbedeutend, verwundet; zehnmal hätte ich den Hals brechen müssen, wenn es auf den Gebirgen mit rechten Dingen zugegangen wäre. Endlich fiel im August 1809 die dritte Schlacht am Berg Isel vor, die den Marschall Lesebvre aus dem Tyrol jagte. Mein Lieutenant, ein ehrlicher Koskamm aus dem Vorarlbergischen, wurde todtgeschossen, und der Kapuziner machte mich auf dem Schlachtfelde an seiner Stelle zum Offizier. Ich habe mich immer wunderlich als Offizier ausgenommen, in meinem grauen Malerkittel, auf dem Kopf eine Mütze mit einem mächtigen Federbusche, Kamaschen an den Füßen, und um den Leib einen großen Säbel geschnallt, im Gürtel Pistolen und auf dem Rücken den Stutzen. Meine Kollegen sahen indeß zum Theil noch abenteuerlicher aus; — aber meine

Untergebenen, wenn man anders eine Compagnie von Leuten, welche Alles thaten, was sie wollten, so nennen kann, machten sich nicht viel aus Glanz und Pomp. Sich ihrer Haut wehren, und dann und wann einem Franzosen Kopf und Kopf vom Kumpfe schießen, war ihre ganze Kriegskunst. Lang konnte diese auch nicht halten. Wir bekamen endlich Schlappe auf Schlappe, und als der Wiener Friede bekannt gemacht wurde, stand ich und mein Heerhaufen unfern von Bogen zurückgedrängt. Trotz aller Gefahr jedoch glaubte das Volk nicht an den Frieden, hielt ihn für ein leeres Gerücht, und der Sandwirth rief es, trotz der Amnestie, im November wieder zu den Waffen. Ich, wie viele andere Ausländer, wurde mit Gewalt von den wüthenden Bauern zurückgehalten, und mußte, halb mit, halb wider Willen, an ihrer Spitze fechten; aber die Freude hatte ein Ende. Die Franzosen stegten; — Hofer verbarg sich auf den Alpen, und ich, nebst siebzehn andern Offizieren und vielen Bauern, wurde gefangen genommen. Hätte ich damals gewußt, was mir bevorstand, sie hätten mich nicht lebendig erwischt. Wir wurden sammt und sonders nach Bogen gebracht. Die gemeinen Bauern wurden entweder eingesperrt, oder nach Befinden zu Hause geschickt; wir jedoch, die sogenannten Offiziere, von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; als Landfriedenbrecher und Verräther, wie man mir hernach sagte; denn ich verstand von der ganzen Verhandlung nur das Wort: la mort. Aber noch sehe ich vor mir den General, der uns das Urtheil sprach, mit feuerrothem Gesicht, funkelnden Augen und saffrangelbem Backenbart, aussehend wie ein grimmiger Löwe, so daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn während der Sitzung heimlich abzuzeichnen. Ich wußte nicht, wer den Herodes natürlicher hätte vorstellen können; aber die Zeichnung und das Bleistift wurden mir nach Verlesung des Urtheils weggenommen, und ich habe sie nicht wiedergesehen;

eigentlich war mir Beides auch damals recht überflüssig, da man uns unmittelbar nach der Sentenz auf einige Karren warf, mit leichten Ketten schloß, und einer Gemeinde zu transportirte, in der es noch heftig spuckte, und wo wir zum abschreckenden Beispiel erschossen werden sollten. Ich habe — was man nicht glauben sollte — den Namen des abscheulichen Nestes vergessen, und ihn, trotz meinen Fragen, in späterer Zeit nie so recht wieder gehört. Genug: wir lagen, immer sechs und sechs, auf einem Karren; Stroh schützte uns vor der winterlichen Kälte, und die Gensd'armen, welche mit uns ritten, breiteten ihre Mäntel über uns, daß wir ja nicht vor der Zeit erfrieren sollten. So fuhren wir bis in die Dämmerung, und übernachteten in einer Kirche, unfern von einem Dorfe. — Das war eine böse Nacht. Wir hatten seit drei Uhr, wann wir verurtheilt wurden, keine Sylbe gewechselt, und auch jetzt sprach Keiner mit dem Andern, höchstens nur mit sich selbst. Ich kroch hinter den Altar, und weinte bald in der Finsterniß vor mich hin; denn die ganze Heimath war mit einem Male über die Berge zu mir gezogen auf diesen kleinen Fleck. Die Eltern fielen mir ein, und die Geschwister, und mein alter Lehrherr. Ich hatte aus dem Krieg einmal an sie geschrieben; wahrscheinlich war aber der Brief verloren gegangen. Jetzt hätte ich um keinen Preis an sie schreiben können, und das war mein Trost. Möchten sie doch lieber glauben, ein Baier hätte mich im Gefechte niedergemacht, als wissen, daß man mich wie einen Spisbuben erschossen! Aber geweint hab' ich dazumal recht bitterlich, und den Himmel gefragt, warum denn Alles so gekommen sey? Der Himmel hat aber nicht geantwortet, und mich, den Müden, am Ende unter Thränen in einen süßen Schlaf gewiegt. Ich habe fröhlich geträumt, — so viel weiß ich, und konnte nicht begreifen, als ich im Morgenlicht erwachte, wo ich denn eigentlich sei, bis das Gerassel

meiner eignen Kette, so wie das Geräusch andrer Fesseln aus den Winkeln des Gebäudes mir in Erinnerung brachte, was gestern mit uns vorgegangen. — Es war gar ein heittrer schöner Morgen, an welchem wir unsere Karren wieder bestiegen. Ein milderer Wetter hatte sich eingestellt, die Höhen glühten rosenroth, und viele Vögel hüpfen über den bereiften Weg. Die Brust ging mir weit auf, aber das Auge nicht weniger in Zähnen über, wenn ich meine Leidensgefährten betrachtete, wie sie um mich auf dem Fuhrwerke lagen. Der Eine, ein Salzsreiber aus Hall, war ein ungeschlachter Mensch, der beständig das Gesicht gen Himmelkehrte, — so trozig, als wollte er ihn herausfordern. Dann und wann murmelte er einen Fluch zwischen den Zähnen, oder sagte uns ohne Ursache die niedrigsten Grobheiten. Ein Anderer, ein Tuchwäcker aus dem unglücklichen Schwarz, radebrechte auf französisch mit einem Gensd'armen, der Mitleid mit Pflichtgefühl verband. Ich vermuthete nämlich aus mehreren Gründen, daß von Geld und Davonlaufen die Rede war, und der Soldat, wenn gleich theilnehmend, doch jedes Anerbieten ausschlug. Ein Innsbrucker Ladendiener, aus der Mark, wenn ich nicht irre, gebürtig, spielte den gleichgültigen, und pffiff Opernlieder, wenn ihm gleich in der Winterluft der helle Schweiß auf der blaffen Stirne stand. — Die drei Leute waren an und für sich keine Gesellschaft für mich, und mit den beiden Andern mochte ich mich aus Mitleid nicht befassen. Denn der Eine, ein Gebirgs-Thyroler, der zu Hause einen Schatz hinterlassen, betrachtete immer stumm und seufzend das Band auf seinem Hute, — gewiß ein Geschenk von der Liebsten; und der Andere, ein junger Schwarzwälder, betete in einem fort den Rosenkranz und jammerte ganz laut um seine Frau und Kinder daheim. — „Wie ist es doch so gut,“ dachte ich da bei mir selbst, „daß Du keine Liebste noch in der Welt hast, und viel

weniger Weib und Kind! Deine Eltern haben doch noch einen Sohn; Deine Kinder würden aber gewiß keinen zweiten lieben Vater finden, und dein Herz noch zehnmal so schwer sehn vor dem Sterben.“ Das böse Wort drückte mir die Brust zusammen, und mich schauderte, vom Wirbel an, über den ganzen Rücken; und dennoch, wenn ich so hinausfab in den glänzenden Tag und auf die frisch an uns vorbeiwandernden Kirchgänger, und hörte auf die Sonntagsglocken von nah und fern, und dachte an meine blutjungen achtzehn Jahre, da war mir's plötzlich, als sey es gar nicht möglich, daß ich sterben müsse, und Alles nur ein schwerer Traum, aus dem ich erwachen würde über kurz oder lang! Hätte ich nur die bleichen Gesichter nicht um mich gesehen, und die gaffen- den Dorfleute, an denen wir vorbeifuhren, und die mit ihrem rohen Gewältsche Geberden verbanden, die mir schreckliche Angst einjagten! hätte ich doch nicht gehört, wie einer meiner Gefährten zu einem Andern sagte: „Wir kommen dahin, wo der gute rothe Wein wächst, und ich habe noch ein Paar Kreuzer. Wollen wir nicht morgen Abend, nachdem wir uns erholt, zusammenlegen und ein Paar Maas zum Schlaftrunk kaufen?“ und der Andere schmerzlich lächelnd erwiderte: „Du vergißt, guter Freund, daß wir nur noch ein Mal auf Erden schlafen dürfen, und das ist heute.“ — „Heute!“ wiederholten Alle trübfinnig und ließen die Köpfe auf die Brust sinken. Auf dem zweiten Wagen war's nicht minder still und traurig. Auf dem dritten versuchten Einige, sich zu betrinken; es war nichts; sie konnten's nicht bis zum Vergessen bringen! — Und also kamen wir um die Vesperzeit, von Angst und stummer Verzweiflung bedrängt, in dem verhängnißvollen Marktflecken an, der unser Grab werden sollte. Der Etschfluß strömt wild daran vorbei, und hart an dessen Ufer steht das Rathhaus, der Kirche gegenüber, in welches wir getrieben wurden. Alle Leute liefen zu-

sammen, uns zu sehen, und aus dem großen Haufen winkte uns manch freundlich mitleidiges Auge zu, aber unsre Begleiter, die auf diesem Boden dem Volke nicht trauten, wiesen Alle zurück, die sich uns nähern wollten. Sogar der Geistliche, der sich später als Beichtvater und Tröster bei uns armen Schlachtopfern einführen wollte, wurde nicht zu uns gelassen, unter dem Vorwande, keiner von uns sey der italienischen Sprache mächtig, und schon alles Kirchliche zu Bogen abgethan worden. Der Capitain des Orts, ein hagrer Franzose, so wie die Behörden, kamen, uns in Augenschein zu nehmen, zählten uns ab, zuckten bald mitleidig die Achseln, — bald warfen sie uns drohende Blicke zu, und ließen einigen Wein bringen, sammt Brod und schlechtem Käse, uns zu erfrischen. Hierauf entfernten sie sich. Eine brennende Laterne wurde im Saale befestigt. Zwei Schildwachen, — Voltigeurs, — standen innerhalb der Thüre, mit geladenen Gewehren; im Winkel lag der Brigadier der Gensd'armerie auf seinem Mantel. Um das Haus und durch den Markt patrouillirten seine Leute. Der Brigadier hatte uns angedeutet, daß am kommenden Morgen um zehn Uhr Jeder sich bereit zu halten hätte, als braver Soldat zu sterben, — und überließ uns ferner den Betrachtungen, zu welchen unsere Lage, so wie der schauerliche Aufenthalt in dieser weiten öden Stube, in welcher nur eine Bank und ein Ofen zu sehen war, Anlaß geben konnten. Man sollte kaum denken und glauben, daß in solchen gewaltsam ablaufenden Lebensstunden der Magen sein Recht begehren könne, aber nichts desto weniger gewiß ist es, daß wir begierig die spärlichen Eßvorräthe aufzehrten, den Wein bis auf den letzten Tropfen tranken, eine kleine Weile zusammen sprachen, unsere Feinde verwünschten, dem Kaiser Franz ein Lebehoch brachten, und uns bereit machten, zum Letztenmale zu entschlummern. Ich betete mit ziemlich gefaßter Seele für meine

Lieben, und legte mich, — offenherzig gesagt, — mit dem Gedanken nieder ich würde es ja eben so gut morgen überstehen, wie die siebzehn Uebrigen, und sogar der Kaiser Napoleon würde einmal sterben müssen. Während ich aber die Augen schloß, und mich in dem Vorraum des Schlummers verlor, erinnerte ich mich plötzlich wieder, daß es heute Sonntag sey, und daß ja dieser Tag seit Langem in unsrer Familie viel bedeutet habe. Dester brachte er Glück als Unglück, und drei solcher wichtigen Familiensonntage hatten regelmäßig Urgroßvater, Großvater und Vater erlebt. Mir war noch keiner merkwürdig geworden, und doch mußte mich mein Geist gerade heute an den Sonntag erinnern. „Ein böser Merktag!“ dachte ich: „und mit mir soll es schon bei dem Einzigen sein Bewenden haben?“ — Da wurde mir heiß durch alle Glieder, und eine gewaltige Sehnsucht nach dem Leben klopfte an mein Herz, daß es immer schneller schlug, so daß ich nicht mehr ruhen konnte und mich aufsetzte. Ach, es war noch immer so, wie zuvor, und ich nicht der glückliche Schläfer, der einem Traum, in dem ihn der Alp gedrückt, freudig Valet sagt! Meine Unglücksbrüder weinten, seufzten und schnarchten rings um mich, die Laterne brannte düster, und draußen ging der Nordwind hin und her, wie ein gewaffneter Mann. In meiner Seele stürmte das Verlangen, noch einmal hinauszutreten in den frischen Luftzug, und also meine brennenden Lippen abzufühlen, bevor es zum Tode ginge. — Schnell rasselte ich mit meiner Kette in die Höhe. Der Nebenliegende fragte, auffahrend aus seiner Betäubung: „Wohin, Bruder? ist's schon Zeit?“ Die an der Thüre auf- und abgehenden Wachen standen aufhorchend still. Den Fragenden beschwichtigte ich mit einem leicht zu rathenden Vorwand, und dieser öffnete mir auch die Thüre. Der Brigadier befahl einer Schildwache, mir zu folgen, und so traten wir selbänder auf die Flur. — Der Mensch weiß

doch nichts von der Zukunft, denn mir ahnte nicht von fern, als die Thüre hinter uns zuging, daß ich niemals durch sie mehr eintreten, und schon jetzt, ohne Lebewohl, von meinen Kameraden getrennt seyn würde. Mein Weg führte auf einen langen Gang, der die ganze Hinterseite des Hauses einnahm, offen war, und hoch über die unten vorbeibrausende Etzich hing. Eine Schildwache stand am Eingange. Eine schlechte Lampe erleuchtete die Bahn, die ich langsam entlang wandelte, um meine Augenblicksfreiheit und die Kühlung des Sturmwindes besser und länger zu genießen. Mein Wächter folgte mir bis an das, ungefähr vierzig Schritte von dem Eingange entfernte Behältniß, und ging, nachdem ich die Thüre hinter mir zugezogen, unbesorgt zu dem Kameraden zurück, mit ihm plaudernd, scherzend und lachend. — Als ich in dem dunkeln Kämmerchen stand, in welchem das Klauschen des Stromes noch einmal so deutlich und feierlich klang, verging Alles in meinem Kopfe, bis auf den Gedanken: es sey besser, im Wasser alsogleich umzukommen, als noch die lange Todesqual bis morgen auszustehen, — und dieser Gedanke, wie blitzschnell er auch war, wurde diesmal von der That übertroffen, und Hals über Kopf mit meiner Kette hinuntergestürzt, lag ich in der eiskalten Fluth, die mich in den Grund wirbelte, und halbbewußtlos an ein Felsstück heraufwarf, daß ich wieder zu mir kam. Der Trieb zum Leben stellte sich eben so schnell ein, und ich versuchte, den linken ungefesselten Arm, den rechten freien Fuß gegen das wilde Wasser anzustemmen und ein, wiewohl erbärmliches Schwimmen zu versuchen. In der finstern Nacht ist der Verzweiflung gelungen, was vielleicht am hellen Tage der besonnenen Kraft mißrathen wäre. Ich kämpfte mich an's Ufer, und glücklicherweise an das entgegengesetzte: nicht etwa wieder zurück an das gefährlichste. Der Lärm des reißenden Stromes hatte doch meinen Wächtern meinen Sturz nicht verborgen, denn

ich hörte, im Wasser arbeitend, einen Schuß hoch über mir knallen. Der Schreck darüber raubte mir die Kraft, und ich wäre am rettenden Ufer noch versunken, hätte ich mich nicht zufällig in einen Weidenbusch versfangen, der tief vom Land in's Wasser hing. An diesen unscheinbaren Knorrenstamm klammerte ich mich heftig an, und versuchte, mir daran in die Höhe zu helfen. In dem Augenblicke bemerke ich, daß sich meine Fessel in Stamm und Zweige verwickelt hat, und fühle in dem ledigen Beine einen schmerzhaften Krampf. Regungslos bleibe ich an dem Busche hängen, und wende ohne Trost und Zuversicht den Kopf nach dem andern Ufer. Auf dem offenen Rathausgange brennen Lichter, am Gestade wird es hell, Gewimmel von lauderwälschenden Bauern, fluchenden Franzosen und Italienern, Gebell von Hunden. Nach langem Streit und Hader höre ich die Rette eines Rahns vom Ufer losmachen, und Todesangst stärkt meine Arme bergestalt, daß ich meine Fesseln mit einem Rucke von Stamm und Zweigen ziehe, und an den letztern mich mühsam emporschwinde. Hinter dem dürren Busche stürze ich kraftlos nieder, meinen Feinden eine leichte Beute. Aber der liebe Gott lebt noch, und waltet über uns. Schwer arbeitet sich unter Fluchen des Schiffers der Rahn über'n Strom. Die Fluth reißt ihn gerade zu der Stelle, wo ich liege. Der Brigadier, den ich, durch die Zweige blinzeln, erkenne, und der eine Laterne trägt, wettert auf französisch, der Schiffer stößt allenthalben suchend mit der Fährstange in den Grund des Stromes, Soldaten schießen aus dem Boote nach allen Seiten des Ufers, auf welchem ich liege, in die entlaubten Büsche; über mein Haupt saust eine Kugel weg; einer der italienischen Gensd'armen ruft endlich mißmuthig: „Al diavolo 'l briccone; è già morto! Ritornamo!“ und im Schwenken des Rahnes streift derselbe die Weidenzweige, hinter welchen ich ruhe! — Das waren gefähr-

liche Augenblicke, und von einem zum andern fürchtete ich, das unruhige Schnaufen meiner abgematteten Brust nicht mehr zwingen zu können. Gott sey Dank indessen! die wälschen Schergen kamen nicht mehr, und ich schlief, da Alles still geworden war, vor Mattigkeit ein. Eine scharfe Luft weckte mich, und der Frost, der über meine zerschlagenen Glieder fuhr, die nur von einem ganz durchnäßten Hemde, Pantalons und zerrissenen Schuhen bedeckt waren. Noch war es dunkel, aber der Tag nicht mehr weit, und ein dicker weißer Nebel auf dem Strom. Ich raffte mich zähneklappernd auf. Fahrt wohl, ihr Kameraden! dachte ich bei mir selbst, schlug ein Kreuz und schleppte mich für's Erste tief in das wilde Gestrüpp hinein, das hier das Ufer bedeckt, und endlich zu einem niedern Wald wird, dessen Dornhecken und Fichtenanflug einen Zufluchtsort anbieten. Ich suchte Zeit und Ort zu benützen, um mich von meiner Kette loszumachen. Mit vieler Mühe sammelte ich einige Steine, und machte mich damit an's Werk. Mit der Fußschelle hatte es nicht so viele Noth. Sie sprang bald unter meinen verdoppelten Schlägen, aber die Schelle am Handgelenke widerstand all' meinen Bemühungen. Ich hätte meinen höchsten damaligen Reichthum — ein seidenes Halstuch — gern darum gegeben, wäre ich in diesem Augenblicke linkhändig — nach väterlichem Sprachgebrauch ein Linktatsch — gewesen. Denn ich quälte mich mit der vertrackten Kette und Schelle mehrere Stunden herum, ohne zum Endzweck zu gelangen, und mußte endlich, todtmüde, meinen Anstrengungen ein Ende machen. Indessen ging es auch drüben mit meinen armen Kameraden zu Ende, denn die Sonne war lange, lange schon herangestiegen, und jenseits des Flusses hörte man fernen Trommelschlag und Wirbel, die ziemlich lang, mit kurzer Unterbrechung, anhielten. Dann wurde es still, und ich lauschte ängstlich, mit innegehaltenem Athem, auf die Gewehrsalven,

die meine Gefährten hinüberschicken würden. Der Luftzug trug den Knall nicht zu mir herüber, mein Herz sollte nicht von dem Schreck des Schusses berührt werden. — Endlich, endlich fingen die Trommeln an, einen lustigen Marsch zu schlagen, und die Hörner der Voltigeurs bliesen munter darein. — Sie waren dahin, die Armen, und Gott genade ihnen dort, so wie er mich hienieden wunderbar erhielt. — „Das war ein Familiensonntag!“ sprach ich vor mich selbst hin: „Einen solchen hat nicht Großvater, nicht Vater erlebt. Und bei dem Einen wird's der Himmel nicht bewenden lassen, und folglich werden die Franzosen mich nicht fangen, und — folglich — muß ich mir weiterhelfen, wie ich kann, damit sie mich nicht fangen.“ — Ein heftig Schneewetter, das gegen Mittag einfiel, erinnerte mich an's Weitergehen; nicht minder die Gefahr. Die Richtung, die ich einschlagen sollte, war mir noch sehr zweifelhaft, denn meine topographischen Kenntnisse waren nie weit her gewesen. Meine geographischen eben so wenig. Ob ich gegenwärtig auf feindlichem, oder freundlichem, oder neutralem Boden stand, — ich wußte es nicht; ich erinnerte mich nur, daß die Schweiz gegen Westen liegen müsse, und voraussetzend, daß ich im Lande der Freiheit auch die meinige finden würde, schlug ich mich nach der Abendseite hin, so gut es mir bei meinen gar unvollkommenen Notizen über den Stand der Sonne ein unwölkter, schneebedeckter Winterhimmel erlaubte. Der Boden war mir nicht günstiger, Graben und Sumpf und Dornengebüsche stellten sich mir in den Weg, und ich habe wahrscheinlich an diesem ersten Tage nur eine kleine Strecke zurückgelegt, trotz aller Bemühungen. Ohne einen Bissen genossen zu haben, übernachtete ich unter einigen Fichten, löschte mit Schnee meinen brennenden Durst, und überließ mich dem Schlafe auf's Gerathewohl und auf's Erfrieren hin, wenn scharfer Frost über Nacht einfiel. Ich erwachte spät und steif,

es war wieder ein heller Morgen. Langsam setzte ich mich in Marsch, und ging wie ein folgloses Kind der Sonne nach. Ich kam bald in's Freie und an ein stehendes Wasser, von welchem ich trank, in dem ich meine Gestalt besah. Sie war zum Schrecken. Von dem langen Bart und dem blaffen abgemagerten Gesichte gar nicht zu reden, hingen meine dürftigen Kleidungsstücke in Lumpen um mich her, und die Kette, die ich, um im Gehen nicht gehindert zu seyn, um den gefesselten Arm gewunden hatte, und wenn's bergauf ging, nachlässig schleifen ließ, gab mir vollends das Aussehen eines aus dem Tollhause entsprungenen Menschen. Ich durfte mich vor keiner Menschenseele blicken lassen, das fühlte ich wohl, und kroch daher durch den Feldgraben über das freie Feld hin, immer nach Westen strebend, wo es steiler bergan ging. Rechts und links sah ich Wohnungen von Landleuten, aber ich floh sie wie die Sünde: noch hatte mein Hunger nicht den Foltergrad erreicht, der sich über Alles hinwegsetzt. — An diesem Tage machte ich, ungeachtet meiner Müdigkeit, einen tüchtigen Marsch, und gelangte in Gegenden, wo der Häuser Bauart sowohl, als die Tracht der Menschen, die ich von ferne gewahrte, anders waren, als jenseits der Etsch. Mein Unglück verbot mir jedoch sogar zu fragen, wo ich sey. Ich wußte ja nicht, ob ich nicht dadurch mein Todesurtheil sprach. Diese Nacht brachte ich in einer Felsenschlucht zu, und klares Wasser war mein Nachtmahl, mein Schlummer fieberhafte Betäubung. Zum Glück stieg wieder ein frischer, heiterer Morgen empor, und gab mir eben so viel Spannung und Kraft, als trübes Wetter mich ermattet haben würde. So rüstig, als es sich mit einem Magen gehen läßt, der seit zweimal vierundzwanzig Stunden nichts genossen hat, als Schnee und Quellwasser, schritt ich vorwärts, höhenan nach Westen zu. Meine Kraft stand jedoch an ihrer Gränze. Von einer Stunde ungefähr zur andern mußte

ich eine gute Weile ausruhen, und mich dann erst langsam weiter schleppen, bis ich wieder in Gang kam. Einen meiner Schuhe verlor ich in einem von Schlamm, Schnee und Wasser erfüllten Hohlweg; meinen Arm konnte ich kaum mehr tragen vor Schmerz, so geschwollen und wundgerieben war er von der entsetzlichen Kette, deren ich mich jetzt gar nicht mehr entäußern konnte, da meine Kräfte so jämmerlich abgenommen hatten. Eine riesig überhandnehmende Nlebergeschlagenheit bemächtigte sich meiner, wenn mein Gehirn nicht gerade von dem momentanen Schlaf der Ermattung unnebelt war. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als ich in eine Klippenspalte kroch, um einige Augenblicke zu ruhen. Nicht lange, und ein paar Männerstimmen, — für den Flüchtling der fürchterlichste Laut, — näherten sich über das unwegsame Moor. Unweit von meinem Lagerplatze standen die Sprecher still, zwei Landleute mit gefährlichen Gesichtern, in elender Kleidung, Büchsen auf den Schultern. Ich erbehte und lauschte auf ihre Worte. Ach, diese waren nicht deutsch. Ein entsetzliches Rothwälsch, das mir aber zu bestätigen schien, daß ich mich auf italienischem Grund und Boden befinde. — Also noch nicht in der Schweiz? fragte ich mich in Gedanken, und lobte Gott, als die beiden Leute ihre hölzernen Pfeifen in Brand gesetzt hatten, und auf ihrer weitem Streife sich von mir entfernten. — Die Verzweiflung trieb auch mich bald weiter, und je mehr der wüthende Hunger zunahm, der mich verzehrte, desto unvorsichtiger wurde ich auch in meinem Lauf. Ich fürchtete jetzt weniger den Tod durch die Kugel, als das Verhungern in der Wildniß. Einmal noch im Leben zu essen, schien mir jetzt das größte Glück; denn mich achtete ich auf einmal als verloren, und unrettbar im Verderben. — Eine Art von Verrückttheit stieß mir zu, und ich bildete mir steif und fest ein, ich hätte bisher

immer die falsche Richtung gehalten; — dort — wo die Sonne unterging, müsse Süden, und ich demzufolge in Italien seyn, statt auf dem Wege zur Schweiz. Unfähig, einen gesunden Gedanken mehr zu fassen, suchte ich jetzt mit Begierde eine Menschenwohnung, der ich noch am Morgen so sorgfältig ausgewichen war. Brod! Brod! seufzte ich, und dann in Gottesnamen den Tod! Indessen führte mich mein Pfad so steil bergan, daß ich alle zehn Schritte mich setzen und rasten mußte. Das einzig lebende Wesen, das sich mir auf dieser Gräueltour von ferne auf einem hohen Felsen zeigte, war, wie mir dünkte, ein Knabe, der — so schien mir's, — ein Thier vor sich hertrieb. — Dort muß eine Straße seyn, dachte ich in meinem Wahnsinn, — und die Straße führt sicher zu Häusern, und dahin mußt du noch heute, sonst taumelst du vor Schwäche in den Abgrund, oder stirbst Hungers. — Diese trostlose Betrachtung reizte meine Kräfte zu einem gewissen trotzigem Grimm auf, und ich kletterte noch eine mäßige Strecke hinauf, bis an den Rand jener Felsenhöhe. Noch ließ die einbrechende Dämmerung die Gegenstände erkennen. Da war aber keine Straße, wie ich gehofft, sonder öder Eisboden mit Moos und Flechten beklebt, in einiger Entfernung Lannengehölze; bis zu diesen Bäumen streckte sich aber eine einförmige Schneerist, auf welcher mein müdes Auge nichts wahrnehmen konnte, als einen dunkeln, mittelmäßig großen Fleck, indem meine Einbildungskraft einen See oder vielmehr Teich oder Lümpfel zu erblicken glaubte. Meine Augen sahen dort Wellen flimmern, mein Ohr hörte ihr Rauschen. Eine Minute lang vielleicht sah ich dieser Betrügerei meiner Sinne zu, und hatte schon entschieden, in jener Wassertiefe ein leichtes Grab zu suchen. Mechanisch fast versuchte ich einige schwere Steine, die in meinem Bereich lagen, an mir zu befestigen, um meines Todes gewisser zu

sehn, und kroch auf Händen und Füßen, — gehen konnte ich nicht mehr mit meiner Last, — über die Schneetrist hin. Langsam war die Reise, und die Nacht überraschte mich darauf, aber dennoch sah ich trotz meiner Schwäche, daß der vermuthete Teich im Näherücken seine Form veränderte, und bald konnte ich den dunkeln Gegenstand für keine Wasserfläche mehr halten, denn ein Giebel stieg zuerst daraus empor, und dann ein Dach, und dann die Gestalt einer Hütte mit Scheuer und Pfahlwerk um das Gartenfeld; bald konnte ich sogar ein trübes Licht unterscheiden, das durch einen Laden schimmerte. — „Menschen!“ seufzte ich, dankbar gen Himmel blickend, — und strengte mich an, mit aller Macht den Helfern zu rufen, weil ich von freudigem Schreck erschüttert, vollends nicht vermögend war, allein vom Boden aufzustehen. Doch nur ein heiseres Geheul, möcht ich sagen, konnte ich hervorbringen, das die Bewohner der Hütte erschreckt haben mußte, denn bald öffnete sich der Laden, und ein Mann mit einer Flinte bewaffnet, stand dahinter, und hatte das Gewehr an der Backe. Er mochte mich für ein aus dem Kästch entsprungenes Thier gehalten haben, denn eine Kette klirrte, und ich lag im Schnee wie eine vierfüßige Kreatur. Nun begann ich aus Leibeskräften zu schreien, auf deutsch und italienisch, was mir gerade in meiner Verwirrung einfiel. Da merkte der Mann, daß ich ein Mensch sey, rief mir ein Paar Worte zu, die ich nicht verstand, ging vom Fenster, und kam bald darauf aus dem Hüttlein, von einer Weibsperson begleitet, die eine schlechte Laterne trug. Der Mann, ein langbärtiger Greis in einem tüchtigen Schafpelze kam mit angelegter Flinte heran; da er aber sah, wie ich hilflos und matt am Boden lag, und meine Kette wahrte, wurde er minder scheu, und richtete seine Rede an mich, die ich wieder nicht verstand, ob schon sie halb und halb wällisch klang. Endlich fing

er an, italienisch zu reden, aber noch schlechter, als ich es in Innsbruck unter Malergesellen meines Gleichen erlernt hatte. Es diente indessen, uns verständlich zu machen, und ich bat um Brod, um eine Ruhestätte, und setzte bei, der Alte möchte unbesorgt sehn; ich würde nicht entweichen und ruhig abwarten, ob er mich an die Franzosen ausliefern werde. — Der Alte verzog sein Gesicht, und brummte einen Fluch über die Franzosen durch die Zähne. — Ich lebte hell wieder auf, und erfuhr nun zu meiner unaussprechlichen Freude, daß ich bereits auf schweizerischem Gebiet, in dem Graubündner Lande sey. Welch' ein Vergnügen! Ich überließ mich nun mit vollem Vertrauen meinem Wirthe, der, wiewohl nach langer Ueberlegung, mich in seine Hütte schaffte, und vermittelst einer Feile die Kette sammt Band von meiner wunden Hand löste. Der Alte war ein blutarmer Ziegenhirt, der auf der Welt nichts hatte, als sein dürftiges Hauswesen, ein Paar Ziegen und eine volle Futterscheune für dieselben, eine erwachsene Tochter, die mit ihm haushielt, und einen Sohn, den man unter ein Schweizerregiment gesteckt, und, wie er fürchtete, nach Spanien geschickt hatte. Diese Gewaltthat, — in jener Zeit an der Tagesordnung, — konnte der bejahrte aber kräftige Mann dem französischen Kaiser nicht vergessen, erzählte sie mir Einmal über das Andremal, und wünschte mir aufrichtig Glück und Segen, daß ich den Schergen entronnen. Das Mädchen, eine stämmige Figur, traktirte mich unterdessen mit Ziegenkäse, elendem Brod — das Köstlichste des Hauses — einem Schlucke Molken, und einem Dito des abscheulichsten Schnapfes. Für mich war jedoch Alles ein Labfal, und es hat mir seitdem an keiner Gasttafel so vortrefflich geschmeckt. Gott segne jetzt noch, nach so langer Zeit, meine Wohlthäter für ihre Gastfreundschaft! Acht Tage lang habe ich bei ihnen verweilt, und die gräuliche Einöde voll Eis und Schnee war mir ein

zweites Vaterhaus geworden. Ich erzählte am Tage von dem Tyroleraufstande, und dem Alten leuchteten die Augen vor Freude; ich horchte ihm dafür aufmerksam zu, wenn er am Abend von der Revolutionszeit sprach, und vom General Buonaparte, den er mit dem Kaiser in Frankreich durchaus nicht für eine Person gehalten wissen wollte. Nach seinen Begriffen, die ich dem Eigensinnigen nicht nehmen konnte, war der wackere Held Buonaparte in Egypten von den Mameluken todtgeschossen worden, und ein anderer Mensch, ein gewisser Napoleon, hatte darauf in Frankreich ziemlich unverdiente Fortüne gemacht. — „Was dich nicht brennt, blase nicht,“ dachte ich mir endlich, und ließ den Alten schwagen, und horchte auf alles Ungereimte mit solcher Seelenruhe, wie die Tochter. Diese war nämlich nur des romanischen Batois mächtig, und verstand so wenig von unserem schlechten Italienisch, als ich von ihrem Diskurs. Sie sprach übrigens auch gar nicht viel, sondern besorgte Stall, Haus, Kost und Ofen, und rauchte vom Morgen zum Abend sorglos und gleichmüthig ihr Pfeifchen, wie es im Graubündner Hochlande unter den Weibern etwas Gemeines ist. Die gute Seele ließ mirs an nichts mangeln, und schaffte ohne Ueberdruß Alles herbei, was den Gast erfreuen konnte, und was die Hütte vermochte, in welcher ich mich nicht entsinne, jemals eine Pfennigmünze gesehen zu haben, und wo ein großer Laib von Kleienbrod, den die Tochter einmal im Spätsommer von Ilanz mitgebracht hatte, den Winter über dauern und erquicken mußte. Diese Armuth war's eben, die mich aus der Hütte trieb, sonst hätte ich wohl darin überwintert. Ich war für die Leute, — so dacht' ich mir, — eine unnütze und gar beschwerliche Last. Darum nahm ich Anlaß, nachdem ich mich völlig erholt hatte, mit dem Alten vom Fortgehen zu reden. Der Greis war sichtlich betroffen, und es schien ihn meine Rede zu schmerzen. „Gefällt Euch's

denn nicht mehr bei uns?" fragte er. — Ich entschuldigte mich verneinend, und bat um seinen Rath wegen des Fortkommens. Da nahm er mich allein, und sagte mir, ich thäte Unrecht, davon zu laufen, und mich mit Muthwillen in eine neue Gefahr zu stürzen. In der Schweiz sey auch nicht mehr die Freiheit zu Hause, und man würde mich doch am Ende an die Franzosen ausliefern. Auf dieser unwirthbaren Höhe dagegen sähe man nur wunderfelten einen Menschen, hier sey ich sicher, und es käme nur auf mich an, in dieser Ruhe auf ewige Zeiten zu verbleiben, denn er sey eines Sohnes und Helfers bedürftig, wenn er im Sommer sein Hirtengewerbe wieder antrete, und seine Tochter Genzia sey gar nicht abgeneigt, meine Frau zu werden. Wenn ich mir den Bart hübsch wachsen ließe, so würde mich Niemand erkennen, und Jedermann für einen eingebornen Hirten halten. Er wolle mir das Romanische beibringen und das Ziegenhüten, die Tochter werde mir einen Anzug nach der Landestracht fertigen, und mit dem Vater Jost, dem Capuziner, den er im verwichenen Frühling mit seinen Wolken von der Schwindsucht hergestellt, wolle er es schon wegen der Trauung abmachen, daß nicht nach Taufschein und Anderem gefragt werden sollte. — Ich stand da, wie Roths Weib, denn abgerechnet, daß ich die braune derbe Genzia nur mit gleichgültigen Augen betrachtet hatte, konnte ich mir nicht denken, wie dieses gleichmüthige kalte Geschöpf plötzlich von einer solchen Neigung zu mir befallen seyn sollte. Der Alte, der meine Unschlüssigkeit bemerkte, fuhr fort, mir das Leben auf diesen Höhen zu preisen; wie es in der bessern Jahreszeit dem erfinderischen und thätigen Hirten nie an eigenen Ziegen, an Wildpret und Brantwein mangeln könne, wie man auch ohne Geld so bequem und herrlich lebe, und nie darauf ausgehe, Geld zu sammeln, weil gerade die Ueberzeugung, daß kein Baken bei ihm zu finden, den klugen Hirten

jedes gewaltsamen Besuches überhebe. Ferner führte er an, daß Genzia bei Ilanz eine Base habe, eine alte wohlhabende Frau, von welcher sie noch erben werde, und was der Lockvögel noch mehrere in seinem Munde waren. So sehr mich auch des Mannes Anerbieten rührte, so wenig erlaubte mir's meine Art zu denken, darauf einzugehen. Ich überzeugte ihn also kurz und bündig von meinem dankbaren aber festen Willen, und drang auf Scheiden und Lebewohl, weil nach mehrtägigem Schneewetter gerade harter Frost eingetreten war, der meine Wanderung bedeutend erleichtern mußte. Da der Greis endlich sah, wie es nicht anders war noch wurde, so ergab er sich, meine Verblendung beseufzend, in meinen Vorsatz, und entzog mir seine Rathschläge nicht. Diesen zu Folge, meinte er, könnte ich nicht besser im Lande fortkommen, als unter der Vermummung eines stummen Bettlers, und da ich mir das Geschick zutraute, mich nicht zu verrathen, so leuchtete mir der Vorschlag ein. Zuvörderst wollte ich auf Ilanz zugehen, von da nach Ghur, und von daunen in's Vorarlbergische schleichen. Diesen Weg hatten wir, mein Wirth und ich, in unserer völligen Unkunde der geographischen Distanzen und der gegenwärtigen politischen Verhältnisse fest gesetzt, und, Kette und meine bisherigen Kleider zurücklassend, — mit rohen Holzsohlen, die vermöge grober Stricke an den Fuß befestigt waren, versehen, und bekleidet mit einem alten, im übelsten Zustande versunkenen Schappelz meines Wirths, machte ich mich endlich nach herzlichem Lebewohl und Handschlag am Tage des heiligen Nikolaus 1809 aus meiner bisherigen Freistätte fort. — Die gute Genzia begleitete mich noch, da den Vater ein Schaden am Bein untüchtig zum Gehen machte, eine sehr große Strecke Wegs gegen Ilanz zu, beschrieb mir dann durch Geberden die Straße, die ich zu verfolgen hätte, und reichte mir ohne Verdruß die Hand zum Abschiede.

Diese Hand war hart, aber wahrlich von ehrlichem Herzen gegeben, und das helle Auge war von einer auffchießenden Zähre getrübt. Kein Wunder, daß mir das Lebewohl schwer fiel, und ich gerührt von der Hirtentochter schied, trotz ihrer unschönen Gestalt und ihrer Rauchtobaksliebeschaft. — Da ich nun so allein hinwanderte, so bereute ich sehr das Unrecht, das ich den wackern Leuten gethan; denn ich darf wohl sagen, daß mir des Alten Herzlichkeit und sein Bemüh'n, mich aufzuhalten, schier vorgekommen war, wie eine hinterlistige Heuchelei. Ich habe deshalb so ungestüm auf das Weitergehen gedrungen, und mir sogar einmal eingebildet, der Alte möchte mich für einen Tyroler = Insurgenten = General halten, und vielleicht nur die Zeit abwarten, wo die Straßen gangbar werden, um mich irgend einem französischen Befehlshaber für ein gut Stück Geld zu verrathen. — Gott verzeihe mir noch heute die Sünde, und gebe dem rechtschaffenen Baluz und seiner Tochter einen guten Tag; ihm einen buon paraguanto, — ihr eine delikate Rolle Tabak.

Ich ging langsam weiter, und habe ich unterwegs in der That gebettelt, wie mir's der Ziegenhirt angerathen, so that ich's — weiß Gott, — nicht allein meiner Bettlermaske zu Ehren, sondern weil ich eben gar nichts mehr hatte, um mich weiter durch die Welt zu schlagen. Die Manier war gar nicht so schlimm. An Nahrungsmittel hatte ich nie Mangel, — auch nicht an Nachtlagern in Scheune oder Stall. Geld bekam ich erst in Flanz zu sehen. Eine Bäckerin reichte mir einen italienischen Soldo, und gab mir dagegen auf, drei Rosenkränze für sie und ihr Kind zu beten. Ein dicker Mann im Rathskleide warf mir vornehm ein Paar Schweizerrappen zu, und verbot mir, ferner zu betteln. Es war Abend, und ich ging daher in ein kleines Wirthshaus, wies meine Kupfermünzen vor, und forderte mit beredten Geberden ein Lager auf der Streu. Die Wirthin, eine mitleidige Frau, nahm mich

auf, während der Grobian, ihr Mann, mich hinauswerfen wollte. Da wurde mir's zum Erstenmale recht schwer, nicht mit der Zunge vorläut herauszuplagen. Auf dem Lande hatte ich das Romanische meistens nicht verstanden, und folglich zu reden kein Bedürfnis empfunden. Hier aber sprachen Wirth und Wirthin deutsch, und so gerne hätte ich dem Einen den Kopf zurecht gesetzt, — so gerne der Andern gedankt! — Ich bezwang mich jedoch, und machte mich stille an den Kamin, um mich zu wärmen. Der Unhold schimpfte noch immer; aber die Frau mußte doch im Hause mehr zu befehlen haben, als der Schreier, denn sie reichte mir Suppe und Brod, hieß mich unverzagt sehn, und kümmerte sich weiter nicht um den Zänker, der grollend und grommelnd aus der Thüre ging. — Noch muß ich lachen, wenn ich an den griesgrämigen Mann denke, der bald darauf, als die Lampen angezündet wurden, hereintrat und mich zu quästioniren anfang. Hier sah ich zum Erstenmal ein, welch' ein überlästigt Geschöpf ein alberner Polizeier, und wie vortheilhaft es dagegen ist, von Zeit zu Zeit den Stummen spielen zu dürfen. Der Mensch sprach romanisch, deutsch, italienisch und französisch durch einander, und ich schwöre darauf, er konnte keine Sprache von allen vieren. Ich gab ihm dafür zu verstehen, ich sei ein Bettler, komme von einer Wallfahrt und kehre wieder heim. „Wohin?“ fragte er barsch. „Nach Chur oder weiter?“ — Weiter; bezeichnete ich ihm. Die Frage nach dem Paß, und ob ich schreiben könne?“ verneinte ich. Bald hätte ich ihm jedoch in's Gesicht gelacht, als er, nach vergeblichen Versuchen, meinen Namen und Geburtsort zu erfahren, mit der Frage angestochen kam: „wie lange ich schon stumm sey?“ — Die bekannte, auch von Komödianten verbrauchte Anekdote fiel mir ein; der Reiz zum Lachen kämpfte mit dem Bewußtseyn meiner gefährlichen Lage; und ich wäre vielleicht herausgeplatzt, wenn nicht die Wirthin dem Spürhund ein

Glas rothen Weins hingereicht, und ihn dadurch so zahm gemacht hätte, daß er auf alle ferneren Erkundigungen Verzicht leistete. Zu ihm gesellte sich bald ein anderer, kleiner, lebhafter und ziemlich anständig gekleideter Mann. Sie tranken zusammen, und ehe eine Stunde verging, wurde der Bettelvogt, ziemlich benebelt, heimgeschickt.

„Ihr könntet einen rechten Gotteslohn verdienen, Meister,“ sprach hierauf die Wirthin zu dem Zurückbleibenden, — „wenn Ihr den armen Schelm dort in der Ecke morgen mit Euch nach Thur nehmen wolltet, da Ihr doch in Geschäften hin müßt. Der junge Mensch ist stumm und arm, und das Wetter für einen Fußwanderer recht bitter und beschwerlich. Laßt ihn auf Euren Wagen hinten aufhocken; er wird's Euch danken.“ — Der Mann warf einen prüfenden Blick auf mich, der ich dankbar der Wirthin zunickte, und sagte alsdann: „Empfehlend steht der Bursche freilich nicht aus, und es ist in den Kriegzeiten nicht gerathen, sich mit einem bettelnden Menschen, den man nicht kennt, zu bepacken. Wenn Euch indessen ein Gefallen damit geschieht, junge Frau, so mag er auf das Kistenbrett sitzen; denn Ihr wißt wohl, ich kann Euch nichts abschlagen. So wie ich aber merke, daß es nicht richtig mit ihm ist, so werfe ich ihn vom Wagen, und wenn er Hals und Bein brechen sollte.“ — Es war nun an mir, zu betheuern, daß ich mich recht artig aufführen wolle; und der Meister versprach endlich auf ferneres Zureden der Wirthin, die ihm gefiel, mich vom Hausknecht wecken zu lassen, indem er im Sinne hätte, recht früh sich aufzumachen. Bald hernach ging er nach Hause; ein Strohlager wurde mir am warmen Ofen bereitet, und im behaglichen Gefühl der Sicherheit streckte ich mich auf die bequeme Schlafstelle. Keine Minute, und ich hatte, von Müdigkeit eingelullt, Klang, Thur und Zukunft vergessen; erwachte auch nicht eher, als bis ich mich heftig am Arm gerüttelt fühlte. Mein Reisegefährte selbst stand,

die Laterne in der Hand, vor mir. Ich rieb mir die Augen. „Steht auf, junger Mensch!“ sagte der Wecker zu mir. „Ich bin früher auf, als Ihr und der faule Hausknecht selbst, der draußen schlaftrunken anspannt, und an dessen Statt ich's übernommen habe, Euch aufzujagen. Kommt, steht auf, und nehmt einen Schluck Branntwein. Sehd munter, und so Gott will, werden wir gute Freunde werden.“ — Die herzliche Vertraulichkeit meines Gönners machte mir wahrhaftig Muth, und ich dankte dem Himmel, daß ich nach Ilanz gekommen war. Meine Toilette war bald gemacht. Ich zog mir die Strohhalm aus den Haaren, tauchte mein Gesicht in den Trog des Brunnens, schüttelte den Schlaf von mir, und kroch hinten auf den Korbwagen. Der Meister kutschirte selbst, und wir holperten am finstern Morgen frisch weg aus der Stadt. — Als wir vor dem Thore, und eine Strecke weit gekommen waren, — auch schon die erste bleiche Helle sich im Osten aufthat, drehte sich der Mann auf seinem Bänkehen nach mir um, sah mich unterm Fahren eine Weile an, und fragte: „Na, Landsmann, wie sitzt Ihr dahinten?“ — Ich versuchte durch meine Geberden und ein beifälliges „Hm“ meine Zufriedenheit mit meiner Lage auszudrücken, in der ich mich aber, aufrichtig gesprochen, nicht zum Besten befand. — „Laßt doch die Dummheiten!“ sagte hierauf mein Patron. „Redet frei von der Leber weg. Alle Verstellung hat ein Ziel für den, der's besser weiß. Ihr müßt sitzen, wie auf einer Folterbank. Steigt über und rutscht herein neben mich.“ — Verduzt, wie ich war über die unerwartete Anrede, ließ ich mir's doch nicht zweimal heißen. Wie der Blitz saß ich neben dem Manne, und sah ihm verwundert ins Gesicht. Er lachte gutmüthig, pfiß dem Gaule zu, und ließ eine ziemliche Weile, ohne zu sprechen, vorbeistreichen. — „Gesteh't's nur,“ fing er hierauf an, „daß Ihr eben so wenig stumm sehd, als ich. Ich weiß es besser, und will Euch gleich sagen, woher.

Da ich den schläfrigen Hausknecht aus dem Bette trommelte, und ihm befahl, den Wagen, der in's Wirthshaus gehört, herzurichten, ging ich, Euch zu wecken, und meine, ich sey betrunken, da ich höre, wie Ihr gerade im besten Schlafe mit Euch selber parlirt, wie eine Elster." — Ich erschrak nun außerordentlich. — „Ich habe erst alsdann recht überlegt, ob ich Euch mitnehmen sollte,“ fuhr der Mann fort; — „aber da Ihr nur von Euren lieben Eltern und Geschwistern geredet habt, wie ein recht frommer Knabe, und dann und wann von Tyrol und den Franzosen schwagtet, so bildete ich mir ein, Ihr seyd ordentlicher Leute Kind, sicher ein flüchtiger Mann von des Hofer's oder Speckbacher's Leuten, und da wollte ich Euch aus Menschenliebe behülflich seyn, weiter vom Schuß zu kommen, wenn Ihr Euch nicht schlecht aufführt; sonst zeige ich Euch im nächsten Dorfe an.“ — Da ich nun sah, welchen Streich mir meine nachtwandlerische Zunge gespielt hatte, so ließ ich mich gar bald bewegen, dem ehrlichen Manne zu beichten, — den Umstand jedoch ausgenommen, daß ich schon zum Tode verurtheilt gewesen. Mein Nachbar zeigte viel Mitleid, und meinte, ein Versprengter, wie ich, hätte wohl im Verborgenen einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten, um wieder nach der Heimath zu gehen. Auf seine Frage, was ich denn zu Plank gewollt und zu Ehur vorhätte, antwortete ich, wie ich im Sinne trüge, nach dem Vorarlbergischen zu gehen. Da lachte er, wiewohl mitleidig, behauptete, ich hätte unnöthige Duerzüge gemacht; jedoch mit dem Vorarlberg sey es ohnedies nichts, weil es von feindlichen Völkern wimmle; und in der Schweiz gelte es auch behutsam seyn, weil das Volk wohl noch deutsch und brav sey, aber die Vorstände politischer Weise französisch seyn müßten. Hierauf versank er in ein langes Schweigen, und ich in ein Labyrinth von Vorsätzen, Wünschen und Ahnungen, von welchen immer eine trostloser war, als die

andere. Mit einem Male wurde mein Nachbar wieder gesprächiger, und hieß mich getrostem Muths seyn; denn er habe einen vornehmen Bekannten in Chur, zu welchem er gerade in Baugeschäften reise, um einen Accord für den Sommer zu machen. Dieser vornehme Mann sey auch dabei ein wahrhaft Edler, und seiner Menschenfreundlichkeit hätten schon gar Manche nicht nur Habe und Freiheit, sondern auch Ehre und Leben während der Revolutionszeit zu verdanken gehabt. Ihm wolle er meine Noth vortragen, und wüßte der wackere Edelmann im Augenblick auch nicht zu helfen, so wüßte er doch den besten Rath.

Mit neuen Hoffnungen kam ich mit meinem neuen Freunde, der mich in Allem frei hielt, in Chur an, versteckte mich in einer dunkeln Schenke, und wurde alsdann von dem Baumeister zur Abendzeit richtig abgeholt, und zu dem Herrn Oberst von geführt. Ich darf den lieben Mann freilich vor den Zeitgenossen nicht nennen; aber der liebe Gott kennt ihn, und weiß gewiß so viele brave Handlungen von ihm, daß er den schönen Namen am Tage des Gerichts und des Lohns nicht vergessen wird, wenn ich ihn auch nicht in diesen Blättern nenne, die besser gemeint als geschrieben sind. — Ich sollte dem Oberst erzählen, und erzählte auch die ganze reine Wahrheit; vor dem Manne hätte ich kein Lippelchen weglassen können. Ich hatte aber noch nicht außerzählt, so liefen mir auch schon die Thränen über die Backen, weil es in des Obersten Augen perlte, wie helles Wasser. Der gute Herr wußte aus Erfahrung, was Glend sey, und sah mir vielleicht am Gesichte an, daß ich eine gute Haut bin, und keine verlogene. Dann fragte er mich liebevoll, was er mir zu Gefallen thun könne? Ich zuckte die Achseln, und überließ natürlich Alles seiner Gnade und Einsicht. „Ich weiß nicht,“ sagte er hierauf, „ob ich Ihnen anbieten darf, den Winter auf meinem Landhause zuzubringen. Ich gebe Sie für den Maler aus, der mir die Zeichnungen zur

Ausschmückung meines Schloßchens entwerfen soll. Es wird Ihnen draußen nichts fehlen, als Gesellschaft, und diese können Sie in Ihrer jetzigen Lage entbehren. Sie finden dort einige recht brave Gemälde, und können sich damit beschäftigen, ein Paar Figuren, die ich Ihnen angeben werde, zum Behuf der Studienzeichnungen meiner Söhne im Kleinen auszuführen. Auf diese Weise vergelten Sie mir doppelt den geringen Dienst, den ich Ihnen erweise, und machen mich noch zu Ihrem Schuldner.“ — Ich wurde ganz roth vor Beschämung und Verlegenheit. Ich fühlte wohl die Delikatesse dieses Benehmens; nicht weniger jedoch die Unfähigkeit, in der ich war, zur Zufriedenheit eines Kenners zu arbeiten. Ich gestand daher schüchtern, daß meine Kunst nur auf sehr geringen Grundlagen ruhe, daß ich eigentlich vor der Hand nur ein Tünchener zu nennen sey, und daß ich im Fache der besseren Malerei mich gerade zum Historischen nicht gewendet, sondern aus Geschmack und Neigung in die Landschaftsmalerei gestümpert. Meine Offenherzigkeit, die doch so natürlich war, wurde ein Verdienst von mir in den Augen des braven Oberst, und er gelobte mir zu wiederholtenmalen, für mich zu sorgen, bis, nach seinem Ausdruck, das gelbe Fieber vorüber seyn würde. Ach, er hat auch für mich gesorgt, wie ein Vater; denn aus seiner Garderobe wurde ich gekleidet, von seinem Tisch gespeist, und er führte mich, nachdem ich von dem ehrlichen Flanzer gerührten Abschied genommen, in seinem eignen Wagen nach dem Landhause. Der Winter versteckte mir zwar die romantisch reizende Lage desselben; aber auch hinter der Thüre dieses Sansfouci fand ich ein Paradies: Gemälde, wie sie zuvor mein Aug' noch nie gesehen: italienische, deutsche und französische Schule, die herrlichen Meister: Salvator Rosa, Claude Lorrain, Ostade und den deutschen Philipp Hackert. Wie ich zum Erstenmale vor dieser Männer Werken stand, — ach, da fühlte ich auch

so ganz schmerzhaft, daß ich doch noch gar nichts wisse, und ich konnte meine Frechheit nicht begreifen, solchen Bahnen folgen zu wollen. Wie viel mir auch der würdige Oberst während meines halben Incognito gegeben hat, diesen Maler- und Kunstgenuß wiegt doch nichts auf. Ich benützte meine ungestörte Muße; ich machte mich an Versuche, die, so jämmerlich sie ausfielen, mich nicht abschreckten; ich habe dort viel gelernt; mein ehemaliger Lehrherr hätte die Kniee vor mir gebeugt; aber dennoch waren meine Arbeiten noch gar nichts gegen jene erlauchten Meisterwerke. Und noch jetzt, nach so vielem Streben, nachdem ich endlich Rom gesehen und Paris, nachdem ich mir schon so viel gethan zu haben einbildete, ei, ich will gar nicht davon reden! — lieber spreche ich in der Reihe fort von meinem Wohlthäter, der nicht müde wurde, mir Gutes zu erweisen. Mein einfältiges Gemüth hatte, wie er sagte, seine Theilnahme rege gemacht und ihm Vertrauen eingeflößt. Da fand ich Gelegenheit, meiner lieben Mutter zu danken, deren Wahlspruch von jeher, uns Kindern eingepredigt, gewesen: „Ein Herz, das Lug und Trug veracht't, so Gott als Menschen Freude macht; ein ehrlich und gerades Wort find't immer ein geneigtes Ort. —“ Diesen Dank konnte ich ihr leider nur in Gedanken bringen, da ich mir nicht getraute, einen Brief an meine Lieben zu Hause abgehen zu lassen. Denn obgleich Friede war, und Oesterreich, wie es hieß, sich ganz genau mit dem französischen Kaiser verbinden wollte, so glaubte ich doch noch immer meiner Lage einige Vorsicht schuldig zu seyn. Währenddessen ich nun auf eine hellere Zukunft hoffte, hatte mittlerweile väterliche Freundschaft für mich gehandelt. Denn eines Morgens — im März 1810 — kam der Oberst an das Landhaus gefahren, und überreichte mir, da ich ihm entgegenlief, einen Brief, in dessen Aufschrift, an mich gerichtet, die Hand meines guten Vaters nicht zu verkennen

war. Ich jauchzte vor Freude, wäre beinahe dem Oberst um den Hals gefallen, und betrachtete recht lange mit einer Art von Heimweh den wohlbekannten Blumentopf von meines Vaters Betschaft, ehe ich das Siegel aufmachte. Der Anfang des Briefes war auch mit Blumen der freundlichsten Liebe bestreut; jedoch das Ende . . . — nun, ich setze den ganzen Brief hieher, und dem Leser kann diese Copie lieber seyn, als das Original, ob es mich gleich zu Thränen rührte, denn meines Vaters Schrift bestand aus Hieroglyphen, wie sie ein Handwerkssohn aus der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in der Schule lernte und auf der Wanderschaft ausbildete, und wie sie nur ein geübtes und vertrautes Auge zu entziffern vermag.

„Herzlieber Sohn!

„Unsere Küsse und Grüße zuvor. Der Herr Oberst, bei dem Du bist, hat uns geschrieben und einer betrübten Unruhe entsetzt, indem wir glaubten, wir sind schon ganz verwaist. Deine Mutter ist krank gewesen vor Angst, und die Freude muß sie erst gesund machen. Wir haben schon Messen für Dich lesen lassen, und Dein Lehrherr hat sich bald die Haare ausgerauft, daß er Dich wegpersuadirt hat. Wir haben Friede, und unsre Erzherzogin, die Louisel, wird den Napoleon nehmen, heißt's; auch Deine Schwester Tonnerl heirathet den Bindermeister Egner, mit dem sie schon lang gegangen ist. Dann wird unser Haus leer und meiner Alten wird's in Kuchel und Haus gar sauer. So komm denn recht geschwind heim, und setze Dich, damit wir noch einen Buben von Dir sehen. Dem gnädigen Herrn Obristwachtmeister schreibe ich auch, und laß Deine Mutter nicht auf Antwort warten und komm selbst zu Deinem liebeichen Vater.“ —

So weit der eigentliche Brief. Aber ein unglückschwangeres Postscript war angehängt, des Inhalts: „Ich

hab der Mutter den obern Brief zeigt, und sie küßt Dich noch vielmals. Weil aber sie jetzt schläft, so will ich Dir in Eil mein ganz betrübt Herz eröffnen, von dem meine Alte gar nicht weiß. Der Boldel, Du lieber wiedergefundener Sohn, hat mir schon vor Langem geschrieben, und ich hab der Mutter noch nichts gesagt, denn sie stürbe vor Herzeleid. Der ist unter den Schill gerathen und zu Döbendorf gefangen worden. Darauf haben sie ihn nach Frankreich geführt, wo er mit andern Unglückskameraden in der Stadt Brest gefangen sitzen soll. Man vertröstet mich immer, die Oesterreicher müßte der französische Kaiser alle losgeben, aber vielleicht stirbt der Boldel bis dahin. Komm Du also geschwind, daß wir's ausmachen, wie wir's halten wollen, wegen des Bruders, hörst Du? Dein zum Tod betrübter Vater." —

Das Lachen verkehrte sich jetzt bei mir in Weinen, und ich zeigte dem theilnehmenden Oberst den Brief, dessen Inhalt ihm schon aus dem an ihn selbst gelangten größtentheils bekannt war. Er beklagte meinen Bruder, und sagte zu wiederholten Malen mit trauriger Miene: er fürchte, man halte die Schill'schen in Frankreich schlecht, und schlechter, als es recht wäre. — Ich verstand zur damaligen Zeit nicht recht, was er damit sagen wollte, indem ich an eine ehrliche Kriegsgefangenschaft dachte; erst später wurde ich — daß Gott erbarme — so recht inne. Aber auf die Frage des Oberst, was ich auf diese Briefe hin zu thun gedenke, so sagte ich gerade heraus: ich müßte heim, und wenn's auch mein baarer Tod wäre. Da lächelte der gute Mann freundlich und sagte: „Recht so: ehre Vater und Mutter, daß Du lang lebest auf Erden! Sie mögen gehen, guter junger Mann. Die Verhältnisse sind günstig geworden, und ich getraue mir, Ihnen einen Paß von Ihrer Gesandtschaft zu verschaffen, vor dem, hat ihn der französische Minister contrasignirt, alle Welt Respekt haben wird. Mit demselben versehen,

reisen Sie dann in Gottesnamen nach Hause, und überlassen mir die Sorge, mich bei dem französischen Legationsbureau nach dem Zustand Ihres Bruders zu erkundigen. Ich werde dann Ihrem wackern Vater ungefümt Nachricht geben, und, wenn es möglich wäre, in der jetzigen Friedens- und Bundeszeit zwischen dem Kaiser Franz und Napoleon, etwas für einen unglücklichen Oesterreicher zu thun, so getraue ich mir, es zu vollbringen."

Ich fand kein Wort, um dem edeln Menschenfreund zu danken, und der Dank, der aus dem Innersten kömmt, spricht sich auch nicht heraus, wie ein gehorsamer Diener. Der Oberst wußte doch, was in meinem Herzen vorging, und behandelte mich in der Vorbereitungszeit zum Abschied noch sanfter und zarter als zuvor. Er war ferner nicht oft bei mir, aber so oft er kam, bezeichnete er sein Daseyn mit einer Handlung seiner Güte. Er kleidete mich doppelt, er schenkte mir Bücher, er versah mich mit allen Reise-Nothwendigkeiten, er verschaffte mir den wegbahnenden Paß, und ich konnte für all diese Güte doch gar nichts für ihn thun. Weinend wie ein Schüler legte ich einige schülerhafte Copieen meisterhafter Landschaftsgemälde in seine Hand, und bat ihn, diese Versuche als ein Andenken zu bewahren. Und er war so — herrlich, möcht' ich sagen — diese Mißgeburten aufzunehmen, wie einen Kunstschatz, sie als eine überwiegende Vergeltung dessen, was ich bei ihm genossen, anzupreisen, und mich aufs freundschaftlichste zu nöthigen, als Aequivalent ein nicht unbeträchtliches Reisegeld zu empfangen. Eine Gelegenheit zur Reise bis Lindau, wo ich mich auf den Postwagen setzen wollte, fand sich auch bald, und ich schied bewegter von meinem Wohlthäter, als von dem väterlichen Hause. Ich habe den Wackern später noch einmal gesehen, und wünsche ihm nach so manchem Jahre in seinem Greisenalter, die ungetrübte

Heiterkeit und das Glück, deren er damals genoß. Er verdient's.

Bis an's Posthaus zu Lindau kam ich, aber auf den Postwagen nicht. Zuvor hatte ich nämlich eine Wasserpartie zu machen, und kam gerade aus dem See, aus welchem ich einen Knaben gefischt hatte, der vor meinen sichtlichen Augen hineingefallen war. Der Bube war ein kleines Französchchen, und bat mich, ihn zu seiner Mutter in's Posthaus zu bringen. Die Betrübniß dieser Letztern war groß, weil sie von des Knaben Wassersprung gehört hatte; die Freude war aber darum noch größer. Die gute junge Frau pries mich als ihren Schutzengel, und ich war recht froh, daß ich auf meiner Karthause zu Thur, theils aus Büchern, theils von dem Gärtner, einem Languedoker, so viel französisch gelernt hatte, als man in's Haus braucht. Ich hätte ja sonst nicht verstanden, wie schön ich gelobt wurde, und es that doch so wohl! Ich hatte mich kaum umgekleidet, und ein bißchen geruht, so ließ mich die Frau bitten, zu ihr zu kommen, und plauderte traulich und angenehm mit mir. Da erfuhr ich denn, daß sie die Frau eines Artilleriekapitäns sey, den sie auf dem Feldzuge begleitet hatte. Auch auf dem Rückmarsche seiner Colonne durch Schwaben war sie nicht von ihm gewichen, bis sie in einem kleinen Städtchen bleiben mußte, wo ihr Töchterchen in eine schwere Krankheit verfiel. Der Mann marschirte indessen weiter, und nun, nach mehreren Wochen, war sie im Begriff nach Straßburg zu reisen, wo sie Familiengeschäfte abzuthun hatte und sich alsdann nach der Garnison ihres Mannes zu begeben, nach Brest. — O, Du mein guter Polbel! seufzte ich recht aus Herzensgrunde, als dieser Name mir wie ein Stein auf die Brust fiel, und die Hauptmännin erkundigte sich so freundlich nach der Ursache meines Trübfinns, daß ich nicht umhin konnte, ihr zu erzählen, was der Leser schon weiß, mit dem Bei-

fügen, daß mein sehnlichster Wunsch sey, mich von der eigentlichen Lage meines armen Bruders zu überzeugen. Da blickte der guten Frau die Freude aus den Augen, und sie machte mir, ohne Umschweif, aus voller Herzlichkeit den Antrag, mit ihr die Reise zu machen. Sie sprach so sanft und süß, nannte mich ihren besten Freund, behauptete, sie bedürfe ohnehin eines männlichen Begleiters, und ihr Mann würde mir's nicht allein danken, daß ich ihr meinen Schutz verliehen, sondern auch, in Betreff meines Bruders, keine Mühe scheuen, meine Wünsche thätig durch seine Fürsprache zu unterstützen. — Da stand ich nun am Scheidewege. Rechts Vater und Mutter und Heimath, links der arme Bruder, die Hoffnung, ihn zu befreien, ihn mit mir in's Vaterhaus zurückzubringen! — Ich ging links, denn beim Lichte besehen, lief mir mein Geburtsstädtchen nicht weg, und die Eltern waren noch rüstige Leute: bei'm Leopold mußte jedoch jeder Augenblick benützt werden. Das Anerbieten der Hauptmännin war so aufrichtig und ehrlich gemeint; ihr Wagen groß und geräumig, die Protektion eines Offiziers im Hintergrund; kurz: wie gesagt — ich ging links, setzte mich mit Madame Firmin, ihrer lustigen Kammerjungfer Victoire, dem geretteten Alfred und der wundernetten Heloise in die Kutsche, und ging vor der Hand, statt heim, nach Straßburg. Mir klopfte freilich das Herz, als ich wieder französische Gensd'armen und Voltigeurs sah, aber ich rechnete darauf, daß man mich damals im Tyrol sicher für ertrunken gehalten, und wahrscheinlich keinen Steckbrief meiner Person nach Frankreich geschickt haben würde. Als Begleiter einer französischen Offiziersfrau kam ich auch nach oberflächlicher Befragung allenthalben ungeneckt durch, und am zehnten Tage ungefähr nach unserer Abreise von Lindau kamen wir in dem Seehafen Brest an. Der Kapitain Firmin, von der Ankunft seiner Frau berichtet, war uns entgegengeritten, und den Jubel will

ich nicht beschreiben, als die Familie auf der Landstraße zusammentraf. Der Leser wird ohnehin bemerken, daß ich zehn Tage ganz übersprungen habe, während welchen ich von ganz Frankreich beinahe nichts Anderes gesehen habe, als die schönen Augen der Madame Firmin. Eine solche Gestalt, mit solcher Anmuth ausgerüstet, war mir bis jetzt noch nicht im Traume erschienen, und es galt, den Kopf zusammenzunehmen. Unter Tags, gerade in ihrer Nähe, ging es immer recht gut, aber wenn ich Abends allein war, und mir den Tag zurück dachte, und die unschuldige und doch gefährliche Vertraulichkeit der gar schönen jungen Frau, — da lief mir der Kopf gewöhnlich davon, und ich habe sogar einmal — Verse auf sie gemacht. Am andern Morgen habe ich sie freilich in's Feuer geworfen, aber — gemacht waren sie doch einmal, und ich hätte mich vielleicht bis über die Ohren verliebt, wenn wir nicht so bald an Ort und Stelle gekommen wären. Da war's aber vorbei. Ich hatte den Hauptmann nur einmal angesehen, und merkte gleich, daß ich ein Narr war. Das war ein Offizier! Ein ruhiges, freundlich natürliches Gesicht, schwarzen Puderkopf, lebhaft Augen, einen schönen Schnurrbart, eine schöne Gestalt, — Alles hatte er, was den Frauen gefällt; und dazu die schöne Uniform, die Epaulettes, und der Ehrenlegionsorden, — mit meiner Liebe war's vorbei, völlig vorbei, und das war sehr gescheidt. Der Abend verging unter Lust und Freude, und der Kapitain bot mir mit der lebenswürdigsten Freimüthigkeit sein Haus, seinen Einfluß, seine Börse an. Ich verschob es auf den andern Morgen, mit ihm von meinem Anliegen zu reden, und bin noch recht froh darüber, denn auf diese Weise schlief ich doch in der ersten Nacht zu Brest ruhig, und voll der schönsten Hoffnungen für meinen Bruder, mit dem ich jetzt eine Luft athmete. Wie ganz anders wurde mir dagegen zu Sinne, da ich dem Kapitain anvertraut

hatte, was mich eigentlich nach Brest geführt. Dem Mann wurde es recht sauer, mir reinen Wein einzuschenken. Nach vielem Zögern sagte er endlich, es sey wahr, daß mehrere von dem Schill'schen Corps zu Brest gefangen säßen, und unter diesen möchte wohl mein Bruder seyn, allein, ihm thue es dann Leid um Leopold und mich, denn ich müsse mir ja nicht einbilden, den Bruder unter ehrlichen Kriegsgefangenen zu finden, sondern — auf der Galeere. —

Ich habe nicht nöthig, lange zu erläutern, wie mich dieses Wort darnieder warf. Das begreift Jeder von selbst, der Gefühl im Herzen und ehrlich Blut in den Adern hat. All mein Muth, meine Entschlossenheit, meine Vorsätze, Alles lag darnieder, und wer weiß, wie sich diese gräßliche Gemüthsstimmung geendigt hätte, wenn nicht der Hauptmann wie ein treuer Freund mir zur Seite geblieben wäre. Sein Zureden richtete mich wieder auf. Er machte mir begreiflich, daß das schreckliche Loos meines Bruders, von dem strengen Willen des Kaisers herbeigeführt, — ihm dennoch in den Augen der Welt die Ehre nicht rauben könne, und daß zwischen entehrenden Verbrechen, und einem politischen Mißgriff ein himmelweiter Unterschied bestehe; daß es auf jeden Fall meine Pflicht sey, den Bruder aufzusuchen, zu sprechen, und von ihm zu hören, ob ich etwas zur Mildeberung seines Schicksals beitragen könne. Firmin selbst, der gefällige Mann, entzog mir seine Hülfe nicht, warf sich in Civilkleider, und scheute nicht die Mühe, mit mir alle die Bureaux zu besuchen, in welchen wir Auskunft über Leopold und die Erlaubniß, ihn zu sehen, erwarten durften. Vor mir, dem Fremdling, hätte man vielleicht wenig Respekt gehabt; vor meinem Begleiter hatte man hingegen um desto größere Reverenz. Leopold saß richtig im Bagno, und ich empfing die Erlaubnißkarte, ihn in jenem fatalen Kerker zu besuchen. Auch dahin scheute

sich der Hauptmann nicht, mich zu begleiten. Welch ein Gang! Als wir an das wohlbewachte Gitterthor des Gefängnisses kamen, rasselte uns gerade ein Trupp von Galeerenflaven entgegen, die einen Karren mit Arsenalgeräthschaften zogen. Ich zitterte, unter den mit Ketten beladenen, langbärtigen Unglücklichen, die hier wie Unthiere in's Joch gezwungen waren, meinen armen Bruder zu finden, aber — Gottlob, er war nicht darunter. Wir hörten in dem Gresse, daß Leopold sich in dem Saal der „Pruziens“ befinde, welche durch Vergünstigung der hiesigen Militärbehörden nicht der öffentlichen Zwangsarbeit, sondern nur den Berrichtungen im Hause unterworfen waren. Wir eilten in die bezeichnete Stube. Durch die geöffnete Thüre hörte ich deutsche Worte, deutsche Lieder tönen. Ein Duzend von Gefangenen saß um das kupferne Gefäß, das ihr Mittagsmahl enthielt, und unterhielt sich gesprächig und lebhaft. Unter ihnen, — ich hatte schmerzliche Mühe, ihn wieder zu erkennen, befand sich mein guter, armer Bruder. Der blecherne Löffel entfiel seiner zitternden Hand, da ich seinen Namen ausrief, und ihm weinend an die Brust stürzte. Es gab einen allgemeinen Aufstand im Saale, Leopold wurde fast ohnmächtig. Die Fürsorge des Kapitäns erwirkte uns die Bewilligung, in einem abgesonderten Gemach und in seiner und des Guichetiers Gegenwart uns begrüßen, unterhalten zu dürfen. Gott behüte jeden braven Mann vor solchem Wiedersehen. Meiner Eltern Tod wär' es gewesen, hätten sie den Leopold, so blaß und abgemagert, in der braunen groben Verbrecherkleidung, in dem Hause der Infamie finden müssen! Der arme Schelm wußte nicht das Geringste von meinen Schicksalen, und meinte, — wie der Kapitain, — ich komme aus dem väterlichen Hause. Natürlich ließ ich ihn, um der eignen Sicherheit willen, bei diesem Glauben, und erkundigte mich auf's Angelegentlichste nach seinen Schicksalen. Seine Erzählung empörte und brach vollends

mein Herz. Daß er nicht log, verbürgte mir seine redliche Seele, die sich von Jugend an in ihm bewährt hatte. Aus seines Lehrherrn Hause war er in das nördliche Deutschland gewandert, und hatte nicht weit von Magdeburg eine Condition gefunden, wie er sie nur wünschen durfte. Nicht lange nachher fiel das Schill'sche Corps in jene Gegend ein, und bei Dodendorf kam es zu einem hartnäckigen Gefecht zwischen ihm und den Westphalen oder Franzosen. Zum Unglück mußte gerade Leopold in seinen Berufsgeschäften um die Wege sehn, und von einem Detachement der Schill'schen Jäger bemerkt werden, das, vom Hauptcorps abgeschnitten, sein Heil in der Flucht suchte, der Straßen und Feldwege aber gänzlich unkundig war. Die Soldaten zwangen den Leopold, ihnen als Führer zu dienen. Eine halbe Stunde nachher fielen jedoch alle in die Hände des Feindes. Für Leopold, der sich darunter befand, war die Losung: Mitgefangen, mitgehungen! Das Kriegsgericht, das die gefangenen Offiziere erschießen, und die Gemeinen nach Frankreich auf die Galeeren bringen ließ, kümmerte sich nicht um seine Entschuldigungen und Protestationen. Sein Jägerkleid, sein Gewehr schienen den Herren hinlängliche Beweise, und der Soldaten Zeugniß, wie seine Vertheidigung, ging in den Wind. Und seit jener Zeit, — es jährte sich gerade bald, — saß mein armer Bruder zu Brest im Bagno. Die schweren Ketten wurden ihm und seinen Gefährten zwar erlassen. Von der Gemeinschaft mit dem gebrandmarkten Auswurf des Volks, und von öffentlicher Arbeit sprach sie das Menschengefühl der Lokalbehörden frei, — aber Leopolds Kerker schien darum doch nie mehr sich öffnen zu wollen, weil der kühnste Fürsprecher sogar nicht den Muth hatte, eine Sylbe nur zu Gunsten eines unter Schill Gefangenen vor dem Kaiser zu sprechen. — Je fester ich auch daher überzeugt sehn konnte, daß Leopold die Wahrheit gesprochen, je weniger durfte ich die Hoffnung nähren,

dem unschuldig in's Elend gerathnen Mann zur Freiheit verhelfen zu können. Ich verließ meinen Bruder mit gänzlicher Niedergeschlagenheit. Ich konnte ihm ja nur meine Thränen und ein Paar elende Geldstücke zurücklassen, um sich in seinem Gesängnisse eine freilich nur geringe Annehmlichkeit, einen Tropfen Wein, eine Pfeife Tabak zu verschaffen. — Was aber ferner thun? Mit dieser schrecklichen Nachricht zum Vater und zur Mutter heimkommen? Meinen Bruder ohne Trost verlassen? Ich verlor mich ganz in Zweifeln und in Wehmuth. — Der gefühlvollen Madame Firmin war es vorbehalten, mich auf eine Möglichkeit, Leopolds Zustand vielleicht zu lindern, aufmerksam zu machen. Ganz Frankreich sprach dazumal von nichts anderm, als von seiner jungen schönen Kaiserin, und es wollte Jedermann bedünken, als würde eine Zeit der Milde auf die Jahre strenger Willfür folgen, und ein wohlgefälliger Friede auf das rauhe Waffenhandwerk kommen. Zu der Zeit, als ich in Brest ankam, hatte die Erzherzogin den französischen Boden betreten, war schon in Compiègne angekommen, und die Glocken aller Kirchen im Lande hatten bereits die Vermählung zu St. Cloud und die Einsegnung des Kaiserlichen Paares im Louvre zu Paris verkündet. Madame Firmin fragte mich, ob ich nicht Liebe für den Bruder und Muth genug besäße, der Kaiserin selbst eine Bittschrift zu überreichen, und ihre Gnade, ihr Fürwort bei dem erlauchten Gemahl für einen Unterthanen ihres Vaters anzusprechen. Dieser Antrag leuchtete mir gleich ein, denn ich hatte, seitdem ich Madame Firmin kannte, den vortheilhaftesten Begriff von der Milde des weiblichen Geschlechts bekommen. Der Hauptmann schüttelte jedoch den Kopf und nannte den Plan seiner Frau zum mindesten abenteuerlich. Er bezweifelte den Erfolg, und meinte, der Kaiser sey nicht so leicht zu bewegen, seiner einmal vor der Welt angenommenen Ansicht, um der Fürbitte

eines reizenden Mundes willen, zu entsagen. Auch äußerte er die Meinung, daß die Kaiserin Maria Louise sich nicht mit einem solchen Gesuch befassen werde, des unerbittlichen Charakters ihres Gatten bewußt. Madame Firmin brachte dagegen die Anekdote von der Fürstin von Hagfeld, — damals noch in frischerem Angedenken, — in Anregung, und bestritt des Kaisers Unempfindlichkeit. Der Hauptmann schüttelte demungeachtet den Kopf, und setzte noch hinzu: „Ja, wenn Josephine noch die einstige Macht besäße! Ihrer sanften Ueberredung ist so manches gelungen, was der jungen Gemahlin fehlschlagen dürfte. Ich stimme nicht für den Vorschlag, die Ausführung desselben verursacht Mühe, Kosten, und wird dennoch fruchtlos bleiben.“ — Madame Firmin schwieg; ich auch; allein mein Herz schwieg nicht, wenn gleich die Vernunft halb und halb Miene machte, des Kapitäns Partie zu ergreifen. Es ärgerte mich beinahe, daß der Hauptmann, der nach sechsjähriger Ehe noch in seine Frau verliebt war, wie ein Bräutigam, — er hatte es auch Ursache, — die Allgewalt weiblicher Bitte in den Flitterwochen des Ehestandes in Zweifel ziehen mochte. Ich konnte mir selbst nichts in der Welt denken, was ich der zauberischen Rede einer holden Frau abschlagen könnte, und baute darauf einen festen Plan zu einem völligen Sieg über des Kaisers vorgefaßte Meinung. Zudem war ja hier von einem Unschuldigen die Rede, der wider Wissen und Willen einem bösen Zufall unterlag, zudem von einem Unterthan des österreichischen Hauses, einem Landsmann der jungen Kaiserin selbst, und all' dieses zusammengenommen, war ich überzeugt, daß es meinem Eifer nicht fehlschlagen würde, was ich von ganzer Seele wünschte. Ich sagte mir freilich dann und wann etwas von meiner persönlichen Gefahr vor, und warnte mich selbst vor den möglichen Folgen jenes Bluturtheils, dem ich mit genauer Noth entronnen war. Allein die Zu-

versteht auf eine glückliche Führung von oben beschwichtigte mich über diese so natürliche Sorge. Paris soll ja eine kleine Welt seyn, hatte ich oft gehört, und also sagte ich auch zu mir selbst: Wie leicht bleibst du Unbedeutender darin verborgen, da dich deine Henker nicht ertappten, so lange du in ihrer Nachbarschaft noch warst. In Paris selbst sucht dich niemand; niemand glaubt auch wohl an dein Leben; und die Akten jenes Tribunals wurden auch nur mit einer solchen Sorglosigkeit geführt, daß sie wohl als verschollen und vergessen betrachtet werden können. — Dergestalt beruhigte ich mich selbst so gut ich konnte, hielt Rath mit meiner Kasse, fand, daß ich mit den nothwendigen Einschränkungen wohl nach Paris und zurück kommen könne, und beschloß im Vertrauen auf Gott, die Kaiserin und unsern Gesandten zu Paris, nach der Hauptstadt zu gehen. Dies that ich auch, und bewerkstelligte meine Abreise mit dem Postwagen insgeheim. Ich nahm nicht Abschied von Firmin und seiner Frau, damit mir die wackern Leute kein Geld aufdringen sollten, was sie nicht unterlassen haben würden, und sogar meinem Bruder sagte ich nicht Lebewohl. Die Ursache meiner Reise hätte meine brüderliche Zärtlichkeit ihm nicht verschweigen können, wohl aber dadurch Hoffnungen rege gemacht, deren Erfüllung vielleicht die Zukunft nicht zuließ. Besser, er wußte gar nicht darum. Und beide, den Bruder, wie das freundliche Paar Firmin war ich ja gewiß, wiederzusehen, denn ob glücklich in meinem Vorhaben, ob unglücklich, Pflicht und Gefühl rief mich auf jeden Fall noch einmal nach Brest zurück. — Nichts von der Postwagenfahrt, auf welcher mich nur Kummer und Verdruß erwartete; denn ich war von Herren und Damen umgeben, die auf's Neueste mit der Heirath des Kaisers unzufrieden waren, die geschiedene Kaiserin für dessen Glückstern, die Desterreicherin für sei-

nen Unglücksstern hielten, und durch ihre freimüthigen Aeußerungen mein patriotisches Gemüth sehr kränkten. — Nichts von meinem Eintritt in Paris. Die unermessliche Stadt hatte keinen Reiz für mich, setzte sie mich gleich in Staunen. Mit schwerem Herzen betrat ich das Hotel, in welches mich der gefällige Condukteur wies, und lief, sobald es die Schicklichkeit und meine Toilette erlaubten, zu dem Fürsten von Schwarzenberg, dem Gesandten meines Kaisers. Es wurde mir nicht schwer, zu dem leutseligen Herrn zu dringen, und aus seiner herablassenden Aufnahme schöpfte ich wieder Hoffnung, aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Der Fürst hörte mich zwar anfänglich mit großer Aufmerksamkeit an, allein bei dem Unglücksnamen Schill verfinsterte sich seine Stirne, und als er vollends mich um meine nähern Lebensverhältnisse befragt, und ich keinen Anstand genommen hatte, seiner Discretion die Wahrheit anzuvertrauen, da machte seine Freundlichkeit einer auffallenden Aengstlichkeit Platz. Er machte mir Vorwürfe, daß ich es gewagt hatte, selbst, als ein Beurtheilter, nach Paris zu kommen, sprach von der ungeheuern Verlegenheit, in die er versetzt seyn würde, erführe der Kaiser, daß ich mit ihm in ein näheres Verhältniß getreten sey, versicherte mir, die Kaiserin werde auf keinen Fall sich der mißlichen Geschichte annehmen, und rieth mir dringend, auf's schnellste Frankreichs Grenzen zu meiden, meinen Bruder vor der Hand seinem verdienten Schicksale zu überlassen, und von der Zeit nur eine Aenderung zu erwarten. Mit der bestimmten Erklärung, ich möchte jeden fernern Versuch bei ihm einstellen, indem er durchaus nichts mit mir und meinen Angelegenheiten zu schaffen haben wolle, hieß er mich gehen. — Meine Beine zitterten dergestalt, daß ich im Corridor mich einen Augenblick auf den Stuhl eines Lakaien setzen mußte, und Thränen standen mir, der schändlichen Abweisung

wegen, in den Augen. Demüthig stand ich indessen auf, als der Sakai herankam, dessen Sitz ich eingenommen hatte. Der Mann trug unter dem bunten Rock ein mitleidiges österreichisches Herz, voll Gefühl für seine Landsleute, und kaum hatte er mich meiner Aussprache gemäß für einen derselben erkannt, als er mir seine Theilnahme äußerte, und seine Hülfe anbot. Ich erzählte ihm von meinem Bruder, seinen Leiden und der trostlosen Antwort des Gesandten. Er zuckte die Achseln, führte mich aber hierauf in seine Stube, und sagte hier im Vertrauen zu mir, der Fürst sey viel zu vorsichtig und ängstlich, um meiner Bitte willfahren zu können, und am besten würde es seyn, wenn ich mich geradezu an die Kaiserin selbst wendete, und mich unter ihren Schutz begäbe. Dazu gehöre aber weiter nichts, als eine wohleingerichtete Bittschrift, eine günstige Gelegenheit, sie zu überreichen, und Muth, es mit Sicherheit und Vertrauen zu thun. „Der Hof hat sich gestern Abend wieder auf zwei Tage nach St. Cloud begeben,“ setzte er hinzu, und unsere Durchlaucht ist von der Mitreise dispensirt worden. Wenn Sie sich dahin verfügen wollten, möchte es wohl das Beste seyn. Die Tage sind schön, Ihre Majestät, unsere Erzherzogin, ist vielleicht im Park am besten anzureden, und von Ihrer Güte Alles zu erwarten, was in den Gränzen der Möglichkeit ist.“ Der Rath des lieben Landsmannes war für mich ein Engelspruch vom heitern Himmel. Ich war bereit, ihm zu folgen, entwarf mit seiner Hülfe eine Supplik in deutscher Sprache, so gut sie mir von meinem Gefühle eingegeben wurde, schrieb sie sauber ab, und fuhr noch am selben Nachmittage nach St. Cloud. — Die Ungeduld trieb mich alsobald zum Schlosse, das von Garden und flimmernden Dienern wimmelte. Ich gerieth unter dem Hin- und Herlaufen der Leute in das Gebäude, wo ich von den Thürstehern examinirt wurde. Auf meine Bitte, vor die Kaiserin gelassen zu werden, lachten die bordirten

Herren und erwiederten: „Ihre Majestät machen so eben Ihre Toilette für die Tafel. Der nämlichen Ursache halber sey gegenwärtig keiner Ihrer Kammerherren, überhaupt keine Person von Bedeutung im Schlosse zu sprechen, und vor morgen keine Hoffnung, meine Sache anzubringen.“ Niedergeschlagen ging ich fort, und um mich in meinem Schmerze zu zerstreuen, in die Gärten. Sie waren leer um diese Stunde, und unbemerkt konnte ich mit meiner Traurigkeit Hand in Hand darin umherstreifen. Ein Glashaus, aus welchem schon die ganze Frühlings- und Sommerblüthe lachte, zu welchem sich Gewächse und Bäume im Freien erst vorbereiteten, zog mich an. Als ich näher herangekommen war, trat eben ein Mann heraus, der eine ausgezeichnet schöne Rose in der Hand hielt. Ich wollte just mit einem bescheidenen Gruß an ihm vorübergehen, als er plötzlich stehen blieb, mich starr ansah, und eine so fragende Miene annahm, daß ich nicht vorbei konnte. „Wohin, mein Freund?“ fragte er mich französisch und ziemlich barsch. — Ich nahm mein Französisch zusammen, und sprach vom Spazierengehen und dergleichen. — „Hier promenirt das Publikum nicht;“ erwiederte er hierauf, und seine grauen scharfen Augen spazierten mittlerweile auf meinem Gesicht hin und her, daß ich roth wurde, ich wußte nicht warum. — „Ein Ausländer?“ fragte er weiter. — Ich bejahte. — „Haben Sie ein Anliegen?“ — Nun faßte ich mir ein Herz, und sagte: „Ja, zu dienen. An Ihre Majestät, die Kaiserin.“ — „So?“ sagte der Mann, und hörte nicht auf, mich zu fixiren, indem er die Blume vor die Nase hielt. „Gewiß ein Landsmann der Kaiserin? Sie haben ein österreichisches Gesicht.“ — Ich bejahte etwas verlegen, und spielte mit der Bittschrift, deren Kante aus der Busentasche meines Fraks herausfah. Des Fragers Auge richtete sich auf diesen Gegenstand. „Die Kaiserin ist nicht zu sprechen,“ sagte er kurz: „lassen Sie sehen!“ — Der

befehlende Ton des Mannes war mir auffallend; ich gehorchte ihm aber unwillkürlich. Er entfaltete rasch die Supplik, und während dem Moment, in dem er schwieg, wagte ich's, den Lesenden zu betrachten. Ein runder Hut beschattete mit seinem breiten Rande sein breites und gebräuntes Gesicht, das größtentheils von dem aufgeschlagenen Papier verdeckt wurde. Ein einfacher, grüner, aber sehr feiner Ueberrock, zugeknöpft bis an den Hals, bekleidete den Oberleib, und unter dem Surtout sahen weiße, kurze Beinkleider und seidene Strümpfe hervor. Kleine Schnallen waren auf den Schuhen zu sehen, und ein schön gearbeiteter Goldring an der sehr wohlgebildeten Hand des Unbekannten. So einfach dieses ganze Costüm war, so schien es mir doch einem Herrn vom Hofe anzugehören, und ich fühlte mich sehr geschmeichelt, als nach einer augenblicklichen Uebersicht der Bittschrift der Mann sie wieder zusammenlegte, mit den Worten: „Deutsch verstehe ich nicht, wenn's aber preffirt, will ich's der Kaiserin überreichen.“ — Ich verbeugte mich, und stammelte einige Worte von „bald überreichen,“ indem die Sache nicht Zögerung leide. Der Herr lächelte. „Ohne Sorge,“ sprach er, und das ernste Gesicht verklärte sich in eine anmuthige Heiterkeit: „Ich gehe so eben zur Kaiserin.“ — Mit einem leichten Kopfnicken drehte er sich um, und sprach noch über die Achsel nach mir hin: „Morgen auf der Parade.“ Und dahin ging er, langsam, den Kopf gebeugt, und die Hände mit Rose und Bittschrift auf den Rücken gelegt. Ich sah ihm noch mit entblößtem Haupte und voll Verwunderung nach, als der Gärtner aus dem Glashause trat, mir eine schöne Hyacinthe mit gefälliger Verbeugung überreichte, und dabei nicht minder gefällig sprach: „A votre bonheur, Monsieur: Seine Majestät haben Ihnen sehr viel Guld erwiesen!“ Nun wußte ich auf einmal, mit wem ich geredet hatte. Ich hatte bis dahin noch niemals einen

Kaiser gesehen, und mir nicht eingebildet, jemals mit dem großen Napoleon ein Wort zu reden. Verduzt und wie ein Dieb schlich ich aus dem Garten, und wußte mich nicht in die Ueberraschung zu finden. Im Zimmer meines Gasthauses hing des Kaisers Bild wohl zehnmal, und ich konnte nicht begreifen, wie ich das Original nicht erkannt hatte. Das macht die Befangenheit von uns einfachen und geringen Leuten. Unserem Franz hätte ich indessen doch freier in's Gesicht gesehen, das wußte ich. Aber, ob meine Supplik in den rechten oder in den un-rechten Händen sich befand, — das wußte ich nicht, und in Angst brachte ich die Nacht zu, mit klopfendem Herzen puzte ich mich am andern Tage heraus, und als ich mich der kleinen Parade näherte, welcher der Kaiser in Person beiwohnte, muß ich bleich ausgesehen haben, wie ein Geist. Ich sollte ja mein Schicksal erfahren, und vom Ausspruche dieses Mundes gab es keine Appellation, wie sich noch die ganze Welt erinnert. Die Reihen der Grenadiere, wie die Schwadronen der Carabiniers und Guirassiere schwammen und tanzten vor meinen Augen, die nur den Einen sahen, auf den es ankam. Seine einfache grüne Uniform, und die Freundlichkeit, die er gegen die Soldaten zeigte, machten mir etwas Muth; denn all die gestickten Marschälle und Generäle, die ihn umgaben, waren durch ihre Pracht und ihr vornehmes kriegerisches Aeußere geeigneter, einzuschüchtern, als Vertrauen einzufloßen. Die Parade, obgleich aus wenigen Truppen bestehend, zog sich in die Länge, und ich stand wie auf Kohlen, umringt von der gepuzten Menschenmenge, die der schöne Sonntag aus der Hauptstadt herbeigelockt hatte. Gerade jetzt fiel mir aber auch der Sonntag ein, und der kleine Familienaberglaube stärkte mich wunderbar, so wie der Anblick der Kaiserin, die vom Schlosse herab auf einige Minuten sich dem Vivatschreienden Volke und Militär zeigte. Was mochte sie, was mochte ihr Ge-

mahl auf meine Bitte über meinen armen Bruder beschlossen haben? Vielleicht hatte sie mich vergessen, und der Kaiser denkt nicht mehr des Mannes, den er gestern selbst hieher beschied! — Indem ich diesem Gedanken nachhing, brach das Geschmetter der Trompeten und die Janitscharenmusik los. Die soldatische Feierlichkeit hatte ein Ende, der Kaiser schickte sich zur Rückkehr in das Schloß an, und beurlaubte die Truppen. Sein Blick schweifte hell und scharf im Kreise umher, und ich drängte mich in die vorderste Reihe der Zuschauer, unfern von dem Platze, wo der Fürst hielt. Da traf mich sein Blick, und er winkte dem Leibmameluk heran, dem er einige Worte in's Ohr flüsterte, auf mich deutend. Ich zitterte vor Freude und Schreck, die Truppen defilirten, Napoleon ritt mit seinem Gefolge hinweg, und da sich das Volk verließ, winkte mir Rustan herbei, und deutete mir an, ihm zu folgen. — Ich glaube, das Zimmer, in das er mich führte, lag ohnweit von dem Portale, und zur ebenen Erde, — vielleicht war es ein Gartensaal. Eine doppelte Reihe von Supplicirenden, worunter viele Damen und besternte Herren waren, sahen mir, in der Halle versammelt, — mit Neid und Neugier nach. In dem mit Landkarten rings behängten Zimmer stand der Kaiser an einem Tische, nahe beim Fenster; vor ihm stand ein geschliffenes Glas mit irgend einem erfrischenden Getränk, von dem er von Zeit zu Zeit einen Schluck nahm. In seiner Rechten hielt er das Taschentuch, mit welchem er dann und wann den Schweiß von der Stirne trocknete, die er aber jedesmal alsobald wieder mit dem kleinen Hute bedeckte. Sein Privatsekretär stand hinter ihm, mit vielen Papieren in den Händen, meine Supplik lag oben auf und mein scharfes Auge bemerkte, daß ihr an der Seite eine französische Uebersetzung beigelegt war. Etwas weiter vom Kaiser, auf die Lehne des Armstuhls gestützt, verweilte ein älthlicher Mann mit schlaudem Ge-

sichte im prächtigen Hofkleide. An den Wänden des tiefen Saales standen viele Generaloffiziere mit entblößtem Haupte, in ehrerbietiger Stille. Zwei härtige Grenadiere schilderten an der Thüre. — Das Großartige des Anblicks machte mich ganz verlegen, der Kaiser ließ mir aber nicht lange Zeit, mich zu erholen. Er eröffnete alsobald das Gespräch; „Ich habe Ihr Memoire gelesen; der Fall ist seltsam. Die Kaiserin hat aber nichts damit zu schaffen.“ — Pause. — „An Schwarzenberg wäre es gewesen. Ich kenne ihn jedoch auf solche Fälle;“ setzte er lächelnd hinzu. Hierauf trat er mir einen Schritt näher: „Sie sind Maler?“ — „Ja, Ew. Majestät.“ — „Desterreicher?“ — „Ja, Ew. Majestät.“ — „Sie haben ein ehrliches Gesicht. Alle Ihre Landsleute haben es, oder doch die meisten. In Schönbrunn war ich gern, ob schon mich die Wiener nicht gerne hatten. Staps war kein Desterreicher.“ — Ich war über den seltsamen Anfang der Unterredung sehr betroffen, und fand kein Wort. Der Kaiser sprach aber lebhaft weiter: „Sie lieben Ihren Bruder, das ist gut. Der Mann war aber auf schlechten Wegen. Für einen Schill ist die Galeere noch zu gut. Ich will nur das Recht. Empörungen dulde ich nicht. Sie wußten's vorher, die Verblendeten.“ „Die Unschuld meines Bruders,“ . . . begann ich mit bangem Herzklopfen, — er unterbrach mich aber schnell: „Womit können Sie diese beweisen?“ Es soll nicht gesagt seyn, daß ein Tribunal nicht irren könnte, aber ich glaube es von dem Meinigen nicht. So reden Sie doch!“ — Ich stammelte einige Entschuldigen wegen meiner Unkunde in der Sprache. — „Thut nichts,“ antwortete er mit gesteigerter Lebhaftigkeit: „Man kann ein guter Maler seyn, und doch schlecht französisch sprechen. Die Sache ist interessant, und ich will nur Gerechtigkeit. Bringen Sie mir Beweise.“ Ich faßte mir ein Herz, und sprach von dem Zeugniß der Mitgefangenen Leopolds, vom

Zeugniß des Försters, bei dem Leopold gestanden. — „Die Mitgefangenen?“ wiederholte der Kaiser, von der Idee ergriffen, und wendete sich alsdann mit den Worten zu dem Manne im Hofkleide: „Otranto, Sie werden mir darüber berichten.“ — Der Minister bückte sich, und empfing meine Supplik aus den Händen des Kabinetsekretärs. — „Die Sache wird untersucht,“ sprach der Kaiser wieder zu mir. „Geben Sie Ihre Adresse zu Paris bei der Polizeipräfektur an. Haben Sie Geduld. Paris gibt Fremden viel Unterhaltung, besonders einem Künstler. Haben Sie's weit gebracht?“ — Auf diese Gewissensfrage konnte ich nur — der Wahrheit gemäß — verneinend antworten. — Der Kaiser sah mich groß an, und ein neues Lächeln spielte um seinen Mund. — „Ist das nur Bescheidenheit,“ sagte er hierauf, „so taugt sie nichts. Nur die Talentlosen sind bescheiden. Sie können nicht anders. Das Genie ist massiv. Es dringt durch, wie das Quecksilber. Haben Sie aber die Wahrheit gesagt, so thut's auch nichts. David und Isabeau können nicht Alle heißen. Eine gehorsame Hand gilt einen unregelmäßigen Kopf (*lête vagabonde*). Maschinen müssen seyn. Adieu.“ — Er bewegte die Hand gegen den Hut, und blieb wie eine Bildsäule vor mir stehen, die Augen so scharf auf mich geheftet, daß ich verblüfft von dem Gehörten, wie ein Krebs mich aus der Thüre entfernte. Die halbviertelstündige Audienz hatte mich bei dem Vorzimmerpersonale in Kredit gebracht. Bücklinge auf Bücklinge wurden mir zu Theil, und selbst, als ich in's Kabriolet kletterte, das mich nach Paris zurückbringen sollte, zeigten die Gaffer mit Fingern auf mich, und schnatterten sich gegenseitig zu: das ist der glückliche Deutsche, der so lange mit dem Kaiser gesprochen hat. — Ich aber notirte diesen Sonntag als den zweiten glücklichen meines Lebens. —

Ich wurde nun ein Pflastertreter in der weilläufigen Winterstuden. I.

Hauptstadt, trotz einem privilegierten Badaud, wie man sie heißt. Damals war etwas in Paris zu sehen, und ich machte mir die Gelegenheit zu Nutze. So sehr mich indessen auf einer Seite die schönste Hoffnung auf das Gelingen meiner Absicht beseelte, so ungeduldig machte mich auf der andern die Erwartung, deren Ziel von Tag zu Tag ausblieb. Die Kunstwerke, vor welchen ich in Scheu und Staunen versank, hörten auf, mein sehnsüchtiges Gemüth zu beschäftigen, und nur der Gedanke an Leopolds Glend, und der Wunsch, es zu mildern, war mein Dichten und Trachten. So verflossen an die vierzehn Tage, und ich vernahm mit Schrecken, daß am kaiserlichen Hofe in den Tuileries schon die Vorbereitungen zu einer Reise nach Belgien getroffen würden, welche Kaiser und Kaiserin anzutreten beschlossen hatten. Ich fürchtete, meine Angelegenheit von dem Strudel dieser geräuschvollen Zurüstungen verschlungen zu sehen, ich fürchtete, Paris unverrichteter Sache verlassen zu müssen, da mein bißchen Geld gänzlich auf die Neige ging, und ich gerieth in fürchterliche Angst, die mir nirgends Ruhe und Raht ließ. Da fand ich am 28sten April, da ich heimkam, eine Weisung vom Polizeiministerium vor, mich am folgenden Tage, — dem letzten vor des Kaisers Abreise, — Punkt 8 Uhr Morgens in den Tuileries einzufinden, um vor dem Monarchen selbst zu erscheinen. Lebhafteste Freude, denn ich konnte mir von einem unglücklichen Umschwung der Sache nicht träumen lassen, erfüllte mich auf's Neue, und ich säumte gewiß nicht, mich um die festgesetzte Stunde vor dem Kabinet des Kaisers mit vielem Muthe einzufinden. Marchand, der Kammerdiener, meldete, und führte mich ein. Der Kaiser hatte so eben seine Früharbeit vollendet, und stand, in seinen grauen Oberrock gehüllt, von dem Schreibtische auf. Der Kammerdiener zog sich zurück, und ich schlug betroffen den Blick zur Erde, weil ich nicht auf die finstere Sirenge

vorbereitet war, die auf dem Gesichte des Monarchen herrschte. — „Sehen Sie mich an,“ befahl er im Commandotone, und ich gehorchte zitternd: „Sie haben mich getäuscht. Ihr ehrliches Gesicht hat gelogen. Ich weiß Alles.“ — „Ew. Majestät,“ entgegnete ich erschrocken. „Ich weiß nicht, mein Bruder“ ... — „Von Ihrem Bruder ist nicht die Rede,“ fuhr er dazwischen: „Ihr Bruder ist unschuldig, und wird frei werden. Aber Sie... ich kann Sie erschießen lassen, mein Herr!“ — Ich war wie vom Donner gerührt, während der Kaiser auf ein Packet Papiere wies, das vor ihm lag, und fortfuhr: „Sie standen unter den Tyroler Räubern. Sie haben an der Rebellion Theil genommen. Der Sandwirth war ein Schurke. Rusca hat Sie zum Tode geschickt, von Reichswegen, und Sie haben sich der Strafe entzogen. Da ist das Urtheil. Was sagen Sie dazu, Monsieur?“ Ich rang die Hände, und wollte reden. — „Keine Entschuldigung!“ herrschte er: „Ihre Kühnheit, hier herumzugehen, verdiente, daß ich Sie erschießen ließe. Sehn Sie indessen froh, daß der Kaiser nichts von Ihnen wissen will, und daß die Kaiserin Sie in Schutz nimmt,“ fügte er, die Härte in sanften Ernst verkehrend, hinzu: „Sie wären sonst verloren. Fouché sitzt Ihnen auf der Ferse. Machen Sie, daß Sie aus Frankreich kommen. Gehen Sie über Brest, und nehmen Sie den Bruder mit. Er soll sich die Lektion merken, Sie nicht minder. Mit Rebellion spielen nur unvernünftige Kinder, vernünftige Leute weichen ihr aus. Zum Exempel für das tolle Deutschland habe ich die unartigen Buben auf die Galeere setzen, und die Bösarigen zu Wesel füsilliren lassen. Ich hasse nicht, ich will nur das Recht. Gehen Sie; ehe Sie nach Brest kommen, ist Ihr Bruder frei.“ — Entzückt von dieser herrlichen Wendung unseres Geschicks hätte ich ihm bald die Hand geküßt, er zog sie aber schnell zurück, indem er spöttisch ausrief: „Lassen Sie das. Ich bin kein

Pfaffe. Der Kaiser will nichts von Ihnen wissen. Dem Oberkammerherrn der Kaiserin können Sie jedoch für das Reisegeld danken, das Ihnen Marchand im Vorzimmer in Ihrem Namen einhändigen wird. Ich habe Geschäfte. Adieu." —

Wie ein Trunkener kam ich in's Vorzimmer, wo mir der Kammerdiener eine Rolle überreichte, — ein kaiserliches Geschenk. Der Zufall ließ mir den Oberkammerherrn, der von einem Spaziergange kam, begegnen. Des Kaisers Kammerdiener machte mich auf ihn aufmerksam, und ich eilte dankend und freudig jubelnd auf den Mann zu. Er hat mich wohl schwerlich verstanden, denn ich sprach in der Wonne meines Herzens das geläufige Oberösterreichisch, aber er nahm den Willen für die That, und ich denke, er wird sich von dem lächelnden Kammerdiener den ganzen Zusammenhang erklären haben lassen. — Wie ein Sturm brauste ich in mein Hotel, wie ein Sturm zur Messagerie; auf den Flügeln des Windes kam ich in Brest an. Reinlich gekleidet durch die Fürsorge des wackern Firmin, und frei wie ein Vogel kam mir Leopold entgegen. Einen Tag noch schenkten wir beide dem holden Paare, das den Grundstein zu unserm Glücke gelegt hatte, und dann ging's der Heimath zu, als ob die Welt unser wäre. Ein schöner Sonntagmorgen im wonnigen Mai war es, an dem wir in unser Städtchen einzogen, und die Kirchgänger blieben auf der Straße stehen, laut rufend: „Seht, seht, da sind sie! da sind Wegmeisters Buben, beide gesund und wohl — und es lebe der Kaiser Franz, der gewiß Beide heimgebracht hat!“ — Und vor uns standen, an der bescheidenen Hausthüre, der silberlockige Vater, die weinende Mutter, die bräutliche Tonnerl, und in die stille Stube folgte uns noch der Jubelruf der auf der Gasse stehenden Menge. — „Gott grüß Euch, ihr Lieben!“ rief unser Vater, uns die Hände schüttelnd. — „Hab' Euch nie wieder z'sehen g'hofft!“

schluchzte die Mutter an unserm Halse, und die Schwester betete dankbar zum Himmel. — Dieses stille Freudenfest, — das fröhliche Mahl, die Feier kindlicher und älterer Zärtlichkeit! — Ja das war ein Sonntag, der sich gewaschen hatte, und schöner als der, an dem ich mir das Leben gerettet, und glänzender als der, an welchem ich vor dem gewaltigsten Fürsten der Erde stand. Vor- und nachher habe ich keinen solchen mehr erlebt, denn er gab uns des Glückes Fülle. Und damit sey es auch wahrhaftig genug. Dieses Schauspiel wollte ich wohl malen, wenn ich ein geschickter Maler wäre, aber mit der Feder es zu beschreiben, ist mir gar nicht möglich. Die Hand ist mir ungelent, und meine Worte sind viel zu arm. So lebe denn wohl, mein freundlicher Leser, und der Himmel bescheere Dir der guten Sonntage recht viele

Ein Tag Ludwigs des FIFften.

Romantisches Gemälde.

Der Morgen leuchtete kaum mit halbem Strahl durch die gothischen Fenster des Schlosses, als schon der König, geplagt von schweren Träumen, auf seinem Lager emporfuhr, die schwere Sammtdecke von sich warf, und wie ein Wahnsinniger nach der Höhe des Baldachins sah, der über seinem Bette emporstieg, und worinnen langsam die Gestalt verdämmerte, welche seinen Schlummer beunruhigt hatte. Ein Attribut nach dem andern fiel von dem Königsgespente ab, und zuletzt blieb nur das drohende Gesicht Karls VII. zurück, welches bald in Dunst und Luft zerfiel.

Nachdem die letzte Spur der schauerhaften Traumerscheinung verweht und zerflossen war, strich sich der erwachte König einigemal mit den magern Händen über die trüben Augen und seufzte: „Unsere liebe Frau von Embrun sey gelobt! es war wieder nur ein Traum.“ Dann stützte er den Kopf auf seinen Arm, blieb einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken, und murmelte zwischen den Zähnen: „Wie sich doch im Schlafe Alles so natürlich begibt. Ich glaubte den Vater zu sehen, wie er einst lebte und lebte. Werden denn diese gräßlichen Bilder nie aufhören, womit mich der Alte seit langen

Jahren quält? Warum kommt just bei mir der Todte wieder, während sein Volk ihn schon lange vergaß?"

Er erhob sich rasch von dem Bette, schlüpfte aus den schweren rothseidenen Vorhängen hervor, und schlich an den Thüren seines Gemachs umher, horchend, ob die Diener im Vorzimmer wachten, ob die Trabanten munter seyen. Dann zog er an der Glocke, piff auf seinem silbernen Pfeifchen, und läutete schnell zum zweiten Male. Ein Page stürzte herein. Der König fuhr ihn mit harten Worten an: „Warum so langsam? und welche Art, in des Königs Zimmer zu treten? Ich will euch hurtiger machen, ihr faulen Leute. Tristan soll euch in die Schule nehmen.“

Der Page erbleichte bei dem Namen des furchtbaren Generalprofosen, und seine Kniee schlotterten. Ludwig betrachtete ihn einige Augenblicke mit finstern Auge. „Schicke mir den Grafen von Meulan; alsdann den Arzt — meinen Kanzler wollte ich sagen. Geschwinde, träger Bube!“

Der Page entfloß wie ein Pfeil, und hämisches Lachen stieg auf des Königs Antlitz bei dem Gedanken, wie nur ein Wort von ihm hinreiche, Entsetzen in die Brust seiner Diener zu jagen; und er trat behaglich ans Fenster, öffnete behutjam einen Flügel, und schaute zufrieden hinab in die düstern Hofräume des Schlosses Pleßis, wie auf die Umzäunungen der Pallisaden der Gräben, und die Galgen, die in großer Anzahl jenseits den Rand der Zwinger einfaßten, weit hinaus dem Volke verkündend, daß hier sein König wohne. — Ein schneidender Luftzug störte den sinnenden Ludwig. Schnell drückte er das Fenster zu, und wendete sich zu dem Grafen von Meulan, seinem Barbier, der rasch in das Zimmer getreten war.

„Gemach, Olivier, gemak! Auch Du gewöhnst Dir eine Unverschämtheit an, die fast so ausfieht, als wölltet ihr alle meiner Jahre spotten. Früherhin tratet ihr bei mir

ein, wie in eine Kirche; jezo wie in ein Wackthaus. Ihr wurdet grob, sobald ich Euch ein Wappen gab; aber Geld und Wappen sind wieder mein, sobald ich nur will; merkt Euch das." — Bei diesen Worten setzte sich der König in seinen Lehnstuhl, und bedeutete dem Barbier, mit Zange, Messer und Scheere an sein Werk zu gehen. Olivier legte den Grafenmantel ab, begann sein Geschäft mit gewohnter Fertigkeit, und erzählte dem Könige von seiner letzten Ambassade an den Herzog von Orleans. Ludwig hörte spöttisch zu und sprach: „Der Knabe hat sich's zum Gesetz gemacht, einen lächerlichen Widerwillen gegen Uns und Unsere Töchter zu zeigen; sowohl was seine Gattin, als deren sehr fluge Schwester Anna betrifft. Es wird ihm nicht helfen, fürchte ich. Will er nicht in Güte an meinen Hof zurückkehren, so geschehe es mit Gewalt. Gott und Unsere liebe Frau wissen wohl, wie sehr ich harte Maassregeln verabscheue; aber . . . Olivier! Du thust mir weh. Du reißest meine braunen Haare mit den grauen zugleich aus. Ich werde Dich in den Block spannen lassen, mein süßer Junge, wenn Du nicht mehr Geschick zeigst.“

In diesem Augenblicke berührte eine kalte Hand die Linke des Königs, so daß dieser wie von einem Gespenste erschreckt zusammensuhr. Olivier zuckte mit dem Messer; Ludwig stieß ihn zurück, und sah mit einem grimmigem Blicke nach der Seite. Ein langer Mann in schwarzem Talar, des Königs Arzt und Kanzler, stand ferzengerade neben ihm, und zählte die Pulsschläge seines Gebieters. Der Grimm des Letztern trat schnell zurück, und der Ausdruck banger Furcht setzte sich auf Stirn und Lippe, wie im Auge fest. „Du schleichst heran wie der Tod,“ sagte der König langsam; und Coytier erwiederte mit dumpfer Stimme: „Nicht immer schleicht der Tod heran, mein sehr gnädiger König; er kömmt oft schnell und klopft an des Fürsten Thüre, wie an die des Bettlers. — Euer Puls geht langsam, mein guter Herr.“

„So? findest Du das?“ versetzte Ludwig mit steigender Angst, und suchte in den Zügen des Doctors zu lesen. „Ich habe elend geschlafen, von schwarzen Träumen gequält. Ich befinde mich wirklich nicht wohl; doch dafür haben Wir ja Aerzte, daß Unsere Gesundheit wiederkehre. Sieh nach der Zunge, mein guter Cohtier, und verordne dann ein Mittel, daß ich genesse.“

Der Arzt zuckte die Achseln, und antwortete kalt. „Ich bin nur ein Mensch, und Eure Majestät sind auch nur einer. Die Jahre kommen und gehen; dem Schicksal wird nicht leicht einer entfliehen. Euer Puls zeugt von Schwäche des Alters, denn Ihr seyd älter, als Eure Jahre es angeben“

Ludwig gab dem Barbier einen raschen Wink, sich zu entfernen, und nachdem dieser gehorcht, sagte der König zu dem Arzte mit rauhem Ton: „Du sollst in keines Menschen Gegenwart von meinem Alter sprechen; Du nicht. Ein altersschwacher König scheint ein erbärmlich Ding. Bereite mir lieber einen verjüngenden Trank, wenn Du ein Weiser bist. Du bedurftest neulich viertausend Thaler, die ich Dir in einem Anfall übler Laune abschlug. Ich gebe sie Dir heute; spare aber kein Mittel, was mir frommt. Ich bin ja noch nicht sechzig Jahre alt, und ein Mensch kann ihrer achtzig alt werden, und wohl noch drüber. Mein gutes Volk braucht mich noch lange, und Du, tückischer Schelm, bedarfst meiner nicht minder. Der lebende König vermag Dich königlich zu belohnen; von dem todtten erwarte nichts mehr, und auch nichts von dem Nachfolger, Du hättest denn dem Vorfahrer hingeholfen.“

„Gott behüte mich vor solchem Trebel!“ rief der Arzt mit fromm verdrehten Augen: „lang lebe der König! ich werde schnell einen Trank verordnen, und bei dem Schatzmeister das Geschenk Eurer Huld in Empfang nehmen.“ — Cohtier entfernte sich, und Ludwig ging gesenkten Hauptes

auf seinen Betschemel zu, und verrichtete seine Morgenandacht. Während dessen schritt ein Kammerherr mit zwei Bagen, das Frühstück des Königs tragend, und begleitet von zwei Schweizertrabanten mit gezücktem Schwerte, in das Gemach. Ludwig trug noch einige Momente seine Andacht vor den Zeugen zur Schau, und setzte sich dann gravitätisch an den Tisch, wo ihm Suppe und Wildpret vorgelegt wurden. Der Kammerdiener tranchirte, die Bagen mußten kosten; der König beroch fleißig jedes Gericht, ehe er's berührte, und schob eine Schüssel zurück, die ihm einigen Verdacht einflößte. Mit einem Seitenblick auf den Kammerherrn fuhr er sich mit der Hand zweimal um den Hals, und der Kammerherr eilte auf dieses Zeichen, den Generalprofosen herbeizuholen. Tristan, der sich schon im Vorzimmer hielt, war zur Stelle da, und der König sprach zu ihm: „Gevatter, befehl, daß der Koch, der diese Ente zurichtete, eiligst angehalten und in den Kerker gebracht werde. Man soll die Speise untersuchen. Sie scheint entsetzlich gewürzt, wo nicht gar vergiftet. Im letztern Falle sterbe der Mundkoch, und mit ihm“ — hier fiel ein Mordblick auf Bagen und Kammerherrn — „mit ihm sein Mitschuldiger, wie er auch heiße. Im ersten Falle tadle man den Menschen, daß er des Königs Gesundheit unbesonnen in Gefahr gebracht, und schicke ihn mit zweihundert Stockprügeln aus dem Schlosse.“

Tristan gab an der Thüre Befehle, und die ganze übrige Dienerschaft begab sich, vor Angst zitternd, hinaus. Tristan stellte sich neben den Stuhl des Königs; dieser schlug die Beine über einander, lehnte sich in den Sessel zurück, spielte mit seiner Halskrause, und fragte mit jovialischem Tone: „Was Neues, Gevatter?“ — Tristan begann seinen Rapport, berichtend, daß nichts Besonderes vorgefallen, wenn man eine Execution ausnehme, die schon am frühen Morgen statt gehabt. Der Profos sprach

darüber auf folgende Weise: „Ihr erinnert Euch, mein Herr und König, wie Ihr gestern mit dem Wildwarter Trappin so unzufrieden gewesen. Der Bursche schloß das Gehege von Tag zu Tag unordentlicher ab. Der Nachlässigkeit ein Ende zu machen, ließ ich ihn gestern beim Kopf nehmen und heute aufhängen.“ — Der König nickte beifällig mit dem Haupte, und versetzte lächelnd: „Ihr seyd wie der Blitz, Gebatter! Eine Scheermaus entginge Eurem Falkenauge nicht. Ich liebe die Donnerschläge aus heiterer Luft; sie machen Wirkung und stempeln den König zum Gott. Hat Trappin gebeichtet, bevor er starb?“ — „Gebeichtet und das Abendmahl genommen.“ — „So ist's recht; die Seele soll nicht mit dem Körper leiden. Der Name Trappin ist mir bekannt. Woher?“ — „Es war derselbe Bogenschütze von Meudon, den vor einigen Jahren Eure Majestät begnadigte, obschon er wegen Ungehorsams zum Tode verurtheilt gewesen.“

„Ich besinne mich. Ich erlaubte damals der Fakultät zu Paris, an dem armen Teufel den Steinschnitt zu versuchen, und meine Gnade, wie der Aerzte Geschicklichkeit rettete ihn. Aber, bei unserer lieben Frau von Embrun! ich sagte damals schon, daß der Mensch seinem Stricke nicht entlaufen würde. Wer ließ ihn als Wildwarter anstellen?“ — „Olivier, mein hoher Herr. Trappin hatte eine hübsche Frau, und“ — „Gott's Oftern! da haben wir's. Der Barbier führt nicht umsonst den Namen des Teufels. Er schnappt gern nach Weiberseelen. Daß er nur nichts von meiner kleinen Kage von Avignon erfährt, Gebatter. Er würde ihr nachstellen, und mich in die traurige Nothwendigkeit versetzen, ihm den Hals um zwei Zoll enger schnüren zu lassen.“ — „Ohne Sorgen, Sire. Der Müller hält reinen Mund, und würde eher Gott und seine Heiligen zehnmal beleidigen, als nur einmal seinen König.“ — „Dem Himmel sey Dank! mein gutes Volk denkt beinahe allgemein so, wenn ich das

verdammte Geschlecht der Adelligen ausnehme. Ich habe diesen Leuten den Daumen zu sehr auf's Auge gesetzt, als daß sie mich lieben könnten. Sie sollen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten. Was macht die Brut des Armagnac? leben die kleinen Wölfe noch?"

"Sie sind in ihren Trichterkäfigen, wenn gleich schon zur Hälfte lahm, dennoch leidlich gesund, und werden stets an den Tag denken, wo das Blut ihres verbrecherischen Vaters durch die Fugen des Schaffots auf ihre geschornen Köpfe träufelte." — „Jener Tag, Gevatter, hat großen Eindruck gemacht. Man hat gesehen, daß ich nicht verzeihe, sondern bis in's zweite Glied die gerechte Strafe verlängere. Was hilft's aber, Tristan? Ich werde alt und schwach, und bald verlasse ich die Erde, dieses Reich, welches ich so groß und glücklich gemacht habe. Coytier ist ein Schurke, und setzt auf jedes Medicament einen ungeheuern Preis. Ich werde mich nach einem Andern umsehen, der den Tod von meinem Bette jage, und dann, Gevatter, wollen wir schon ein Mittel finden, den geizigen Arzt, der meinen Schatz plündert, zu beerben.“

Eine wilde Freude flog über Tristans Antlitz, wie aus den falschen Augen des Königs, die aber schnell wieder Freundlichkeit heuchelten, als der Arzt mit einem purpurrothen kräftigen Trank vor seinen Herrn trat. Nachdem Coytier davon gekostet, schlürfte der König die Arznei und versetzte mit roher Heiterkeit: „Dieser Gesundheitswein sieht aus wie Blut, und verjüngt, wie ein Bad von Jünglingsblut thun soll. Was haltest Du von solchen Blutbädern, Kanzler?“ — Wirkamer scheint mir die erkräftigende Nähe von gesunden Jungfrauen, Sire, wie bereits in der heiligen Schrift bemerkt.“ — „Schäfer! wie magst Du einem Manne von meinen Jahren solche Mittel rathen? Das ist vorbei, mein guter Freund; und bald wird mir nichts mehr übrig bleiben, als Hoffnung und Gebet. Ist der würdige Vater Franz von Paula

wieder von seiner Pilgersfahrt heimgekehrt?" — „Er harret im Saale Eurer Befehle, wie auch der Dauphin.“

Hierauf erhob sich der König, ließ sich von seinen Vertrauten völlig ankleiden und ging hinüber in den Saal, wo der Einsiedler aus Calabrien und der Kronprinz Karl sich befanden. Ludwig ging rasch auf den Erstern los, warf sich ihm zu Füßen und rief: „Heiliger Mann, gebenedeit sey Deine Ankunft! wenn Du willst, vermagst Du mich von dem Siechthum zu heilen, das mich niederdrückt.“ — Der Priester hob den König auf und antwortete ihm mit vieler Salbung und Aufrichtigkeit: „Ihr hört nicht auf, Sire, ein Wunder von mir zu verlangen, welches nur der Himmel in seiner unerforschlichen Gnade bewilligen mag. Aus Euerm Herzen muß Eure Heilung entsprossen, und aus der wahren Andacht, die von den leeren Gebräuchen losreißt, um dem Göttlichen allein sich zu ergeben.“ — Der König zog seinen Hut vom Kopfe, bekreuzte und segnete sich vor dem bleiernen Muttergottesbild, welches daran hing, küßte dann des Priesters Hand und erwiderte demüthig: „Hat Dir der Pabst nicht befohlen, meinen Bitten in Allem zu willfahren? ich werde zu Gott beten, daß Du aufhörst, mir die Gnade zu verweigern, die ich von Dir verlange. Wir sprechen uns wieder, mein Vater. Unsere liebe Frau geleite Dich.“ — Somit wendete er sich zu seinem Sohne, zu dem kränklichen und schwächtigen Knaben Karl, reichte ihm seine Hand zum Ruß, strich die Haare des Prinzen von dessen Stirne und fragte ihn mit gezwungener Freundlichkeit nach seinem Befinden. Der gutartige Karl erzählte mit der Lebhaftigkeit seines Alters von seinem einsamen Leben, von seinen einförmigen Spielen, klagte über die tyrannische Strenge seiner Schwester Anna, belobte die Herzensgüte seiner andern Schwester Johanna und schloß mit der Bitte, daß ihm erlaubt seyn möge, mehr zu lernen, als bisher, weil es ihn demüthige, wenn

die Söhne von Vasallen, obgleich jünger, dennoch gelehrter sehen, als er. Der König runzelte die Stirne und bemerkte trocken: „Starke Väter haben gewöhnlich schwache Söhne. Du machst keine Ausnahme von der Regel. Daher wäre es ungereimt, wenn man Deine zarte Gesundheit durch angestregtes Studium untergraben wollte. Du wirst dennoch glücklich sehn, Karl, denn ich hinterlasse Dir einst ein blühendes, geordnetes, abgerundetes Reich. Du wirst keine Lehensleute mehr zu zwingen, keinen äußern Feind mehr zu bekämpfen haben. Deine ganze Wissenschaft muß nur darin bestehen, Dich den Vater des Volks zu nennen, und das Volk wird Dir glauben. Was Deinen Hof und Deine Verhältnisse zu fremden Fürsten betrifft, so erinnere Dich stets, daß nur der zu herrschen weiß, der sich zu verstellen versteht, daß nur der unumschränkt befiehlt, der Alles um sich her uneinig erhält. Dieses lehrt aber nicht die Wissenschaft der Universität, sondern der schlichte Verstand, welcher Dir nicht fehlt. Im Uebrigen halte Dich nur an mich; sieh in mir Deinen einzigen Freund, und vergiß nie die Pflichten eines treuen Sohnes.“ — Wie nun der Prinz mit seinen frommen Augen zum Vater hinauffah, und über sein Haupt hinweg des Königs zerstreute Blicke schweifen, glaubte dieser plötzlich in einer Ecke des Saals die Spuckgestalt seiner Träume zu schauen: das bleiche Angesicht seines eigenen Vaters, des siebenten Karls, der sich, aus Furcht vor dem Gift seines Sohnes, vor Hunger sterben ließ. Ein fröstelndes Zittern rieselte durch Ludwigs Körper, und er stieß den Dauphin ungestüm von sich, winkte ihm zu gehen, und befahl, den Bittstellern und Boten im Vorgemach den Eintritt zu lassen. Der Gevatter Iristan, auf jeden Wink des Gebieters achtend, wie ein lauernder Hund, hielt sich neben ihm, und die Schweizer-Trabanten mit geladenen Büchsen und scharfen Partisanen, besetzten den Saal. Die Räte ließen anfragen, ob sie

zu erscheinen hätten; der König verneinte. „Mein Staatsrath ist in meinem Kopfe,“ sagte er spöttisch lächelnd, „und die Zeit vorüber, wo ein la Baine an meinem Hofe ein Wort redete und im Kardinalshut meine Soldaten mustern durfte. — Was bringen meine Posten?“ — Mehrere von den zweihundert und dreißig Kurieren, die nach allen Richtungen im Lande den von Ludwig zuerst eingeführten Postendienst des Königs versahen, brachten ihre Depeschen. Freundschaftsversicherungen fremder Höfe, Unterwerfungsbriefe von meuterischen Vasallen, glücklich lautende Berichte der Statthalter aus den Provinzen. Diese Schreiben erheiterten den König und erhoben seinen Geist für kurze Zeit über die Gebrechlichkeiten des abgelebten Körpers. Eine Deputation von deutschen Buchdruckern, von Paris kommend und Klage führend gegen Parlament und Sorbonne, fand ein günstiges Gehör. „Gott's Oftern!“ rief der König mit aufgeweckter Geberde: „Wenn ein Mann auf dem Throne sitzt, der dem Jahrhundert sein Recht verschaffen will, so tritt ihm das tölpelhafte Volk der Schwarzröcke allenthalben störend in den Weg. Es wäre kein Wunder, wenn sie euch, wackere Deutsche, als Zauberer zum Scheiterhaufen verdammten. Aber ich lebe, der König. Geht ruhig heim, druckt und verkauft eure Bücher; ich will den Schurken in Paris zeigen, wie man meinen Willen erfüllt. Frankreich soll Deutschland nicht nachstehen, wenn es sich darum handelt, Licht und Lehre tausendfach im Volke zu verbreiten. Untergeordnete Gewalten gibt es fortan in meinem Reiche nicht; die Macht liegt in meinen Händen, und ich bin stark genug, sie aufrecht zu erhalten.“ — Die Buchdrucker begaben sich hinweg, erfreut von der Gnade des Monarchen, und priesen seinen Geist, wie seine Stärke. Ein Kaufmann folgte ihnen in der Audienz, der für den Hof wie für das Heer viele Lieferungen gemacht, und den König noch als Dauphin in dem Kriege

gegen seinen Vater bedeutend unterstützt hatte. Ludwig hatte sich gewöhnt, dem Tuchhändler mit Vertraulichkeit zu begegnen, und auf diese Gunst hin wagte es der Krämer, um ein Adelsdiplom nachzusuchen. Der König lächelte wie ein Schelm, und fragte hinterlistig: „Weißt Du auch, was Du verlangst, guter Mann?“ — Der Kaufmann erwiderte mit Selbstgefälligkeit: „Ein Wappen, gnädigster Herr, und die Fortdauer Eurer Gnade.“ — „Das Wappen sollst Du haben,“ versetzte der König trocken: „aber mit meiner Freundschaft ist's ein ander Ding. So lang Du noch der erste Kaufmann in meinem Lande warst, durfte ich Dich in meiner Nähe dulden; für den letzten meiner Edelleute gibt es keinen Platz mehr in meinem Hause. Weiche, bezahle die Taxe, und zehre fürder von Deinem Adel. Gott behüte Dich!“ — Die Edelleute des Königs priesen seine Gerechtigkeit und seinen Scharfsinn. Eine alte Frau wurde zuletzt eingelassen. Sie war in Trauer, schluchzte heftig, und erzählte dem Fürsten, daß die Geistlichkeit verweigere, die Leiche ihres Mannes in geweihte Erde zu legen, weil er mit Schulden belastet gestorben. Ihre einzige Hoffnung sey der König, dessen Machtwort jedes Gesetz umzustößen vermöge, und sie halte sich solcher Gnade würdig, weil sie eine Verwandte der berühmten Hachette sey, die einst Beaubais glücklich gegen die Burgunder vertheidigte. Der König blinzelte herablassend mit seinen düstern Augen und antwortete: „Die Macht des Monarchen liegt im Volke; nur die Liebe des Volks kann eine That erzeugen, wie die der Heldin von Beaubais war. Es steht nicht in meiner Gewalt, Gesetze zu ändern, die ich nicht machte, wohl aber will ich Deines Mannes Schulden bezahlen, weil Du Hachettens Verwandte bist. Man gebe dieser Frau fünfhundert Thaler, und sie gedenke in Liebe ihres Königs.“ — Das Weib jubelte vor Entzücken, die Hofleute Ludwigs priesen seine Milde und Volksliebe,

und der König sagte, vor dem Muttergottesbilde sein Knie beugend: „Dank unserer lieben Frau, daß sie mir erlaubte, gnädig sehn zu dürfen. Wahrlich, meine Freunde: eine gute That ist ein warmes Kissen, und versüßt alle Plagen meiner schwierigen Regierung.“ — Hierauf begab er sich mit Tristan in das Martergewölbe des Schlosses, und sah, hinter einem Gitter verborgen, mit an, wie sein unglücklicher Mundkoch gefoltert wurde, dennoch nichts gestand, und wie man ihn mit zweihundert Streichen schimpflich davon jagte.

Nun riefen die Trompeten zur Tafel, woran in steifer Abgeschiedenheit der König sich niederließ, begleitet von seinen Töchtern, der stolzen Anna von Beaujeu und der mißgestalteten Johanna von Orleans. Bald den herrischen Einflüsterungen der Erstern scheinbar Gehör gebend, bald über die verschmähte Liebe der armen Johanna zu ihrem Gatten witzelnd, genoß der Fürst sein Mahl, dessen leckerste Bissen an ihm, dem frankten Manne, vorübergehen mußten. Beim Schlusse der Mahlzeit bat ihn Tristan, der nebst den Hauptleuten der Trabanten stets zur Seite des Königs stand, um die Gnade, einen jungen Mann einführen zu dürfen der mit Hestigkeit verlange, dem König nur ein Paar Worte zu sagen. Der argwöhnische Ludwig fragte düster: „Wer ist der Mensch? wie durste er in dieses Schloß dringen?“ Tristan zuckte die Achseln und wies demüthig auf die Herzogin von Orleans. Diese faßte schmeichelnd die Hand des Vaters und sagte: „Ein Unglücklicher ist's, der aus fernen Landen kommt, um eine Person aufzusuchen, die von irgend einem mächtigen Edelmann geraubt wurde, und die nur das Nachwort des Königs dem trauernden Bruder zurückzugeben vermag. Der arme junge Mann warf sich gestern, da ich spazieren ritt, zu meinen Füßen, und flehte, weil er sich Niemand anzuvertrauen wagte, um die Fürsprache des sanften Weibes.“ — „Gewiß wieder eine rohe Buhlschaft von irgend

einem Landjunker, der meinen Befehlen Hohn spricht!" sagte der König mit drohendem Blicke: „Bei unserer lieben Frau von Embrun! ich will dem Jüngling seine Schwester wieder zustellen lassen, sobald ich es vermag. Ich schwör's!" — „Bei welchem Heiligthume schwört Ihr's, mein Vater?" fragte Johanna dringend, weil sie wußte, daß es nur ein Gelöbniß gab, welches der König, an Eidbruch gewöhnt, stets und völlig ehrte. — „Bei dem Kreuze von St. Lô!" erwiderte Ludwig ohne ferneres Bedenken, und Johanna nickte zufrieden, und winkte dem Generalprofoßen, den Jüngling hereinzuführen.

Ein stattlicher Mann in der Blüthe des Alters, mit italienischen Locken und Augen und fühner Gesichtsbildung, trat ein, verbeugte sich vor dem König und sprach nach dessen Anrede: „Ich bin ein Edelmann aus Avignon; Lucian d'Alghier ist mein Name. Ich besaß eine reizende Schwester, die bei meiner Base zu Paris erzogen wurde. Sie hat vor Kurzem ihr sechzehntes Jahr erreicht. Ich komme nach Paris, um sie aus dem Hause der Ruhme nach ihrer Heimath, in die Arme des Gatten zu führen, welchen die Familie ihr bestimmt hat. Welch' Entsetzen! die Base find' ich in Thränen, die Schwester ist verschwunden, mit Gewalt entführt von bewaffneten Leuten, aus dem Garten des Hauses, vor den Augen der verzweifelnden Pflegerin, die mich bei Himmel und Erde beschwört, die Verlorne wieder aufzufinden." — Tiefe Stille herrschte nach dieser Rede; ein feuriger Blitz schoß unter den Augenbraunen des Königs nach Tristan, der mit eben so grellem Blick antwortete, und den Edelmann von Avignon drohend vom Kopf bis zur Ferse maß. Ludwig sprach hierauf mit rauhem Ton: „Was willst Du von mir, fecker Fremdling? ich soll Dir die Schwester wieder schaffen? weißt Du, wer sie geraubt? hast Du eine Spur?" — „Ich kenne nur das Wappen des Entführers, welches seine Söldner auf dem Arme trugen, und dessen

sich die Base erinnert: ein schwarzes Pferd auf gelbem Balken im rothen Felde." — Aller Augen wendeten sich nach dem Wappenrock des Hauptmanns Dohac, der hinter dem Stuhle des Königs stand. Ludwig erhob sich majestätisch, und starrte den Ritter ebenfalls an. „Ist's möglich?“ rief er entrüstet: „Du bist der verruchte Urheber des Verbrechens, Dohac? Du schändest Dein Wappen durch Frauenraub? ich witterte die Schurkerei eines Adeligen, aber in meiner Nähe den Thäter zu finden! Gotts Ostern! kein Mitleid mit Dir. Tristan, schleppe den Schändlichen in den Kerker! zwinge ihn zum Geständniß, wo er seine Beute gefangen hält, ich habe beim heiligen Kreuze von St. Lô geschworen, Gerechtigkeit zu üben, und heilig sey mein Wort.“

Dohac, überrascht, erschüttert, außer sich, versuchte seine Unschuld bei allen Heiligen zu betheuern; der König fiel ihm aber entrüstet in das Wort, und donnerte ihm zu: „Schweige, Heuchler. Ich gehe lange schon auf Deiner Fährte. Dein Lebenslauf war von Anbeginn der schlechteste. Warum mußte ich Dich begnadigen, wie Du als Anführer der Armagnaken, jener abenteuernden Schinder, in meine Hand fielst? Damals schon hätte ich die heutige Schurkerei verhindern können. Fort mit Dir.“ — Der Beschuldigte wurde hinweggerissen, und der junge Edelmann von Avignon, wie seine Fürsprecherin Johanna, dankten aus vollem Herzen dem gerechten König. Ludwig neigte sich freundlich gegen seine Tochter, trug ihr auf, für ihren Schützling Sorge zu tragen, bis Dohac's Geständniß erfolgt seyn würde, und entließ alle Anwesenden bis auf den Gevatter Tristan. — Als die Beiden allein waren, betrachtete der Prevot seinen Herrn mit der neugierigen Miene eines Zweiflers und sagte, da er bemerkte, daß Ludwig sich vergnügt die Hände rieb: „Mir scheint, Sire, daß Ihr den Schwur heute zu voreilig geleistet, und daß wir

nicht übel gethan hätten, zu unserm Unternehmen eine andere Libree zu wählen, als gerade die des armen Doyac." — Ludwig schlich, leise hüpfend, in dem Saale auf und nieder, klatschte in die Hände, und brummte singend vor sich hin: „Doyac ist arm, Doyac ist arm, Doyac ist dumm; hilft ihm die Dummheit nicht, bringt sie ihn um!" — Tristan versetzte hierauf verwundert: „Was soll ich mit Doyac anfangen? ihn foltern?" — „Behüte;" antwortete der König im besten Humor: „Fein säuberlich einpacken, nach Tours bringen, und ihn dort verstecken, wie ein Rabe den Demant versteckt, den er gestohlen; ihm auf die Seele binden, reinen Mund zu halten, wenn er nicht auf ewig schweigen will, und den fecken Lucian umbringen, sobald er mit seiner Schwester auf der Heimfahrt ist. Ich habe beim heil. Kreuz geschworen, ihm das Mädchen zurückzustellen, und unsere liebe Frau von Embrun wird mir helfen, diesen Schwur zu erfüllen. Doch wäre ich ein Thor, wenn ich mir nach der Rückerstattung des Kleinods das Wiedernehmen versagen sollte." — „Vortrefflich," meinte der Gevatter: „Dem kühnen Reiter von Avignon eine Schlinge um den Hals, und das Mädchen wieder zurück, wo es hingehört. Ich stehe Euch dafür, mein gnädiger Fürst, daß er nicht weit mit seiner Beute kommen soll, der fahrende Paladin." — Der König nickte mit dem Kopfe, und befahl Tristan, die Falkenmeister und den Jagdtroß im Hofe zu versammeln, weil ihn gelüste, einen Ritt in's Freie zu machen.

Bald ertönte das Getümmel des fröhlichen Zugs, der unter lustigen Fanfaren das düstre Schloß verließ, hinausschweifend über das Blachfeld, begrenzt von grünen Bäumen, lauem Dufte und den Thürmen von Tours. Der König sog mit vollen Lungen den reinen Balsam der Luft in sich, und neue Hoffnung, länger zu leben, länger zu athmen, wurde in ihm rege. Er war gnädiger als

sonst, grüßte herablassend die Landleute, die an seinem Wege fast auf die Knie stürzten, um ihn zu bewillkommen, und trat im roßigen Abendshimmer in ein von mächtigen Buchen beschattetes Feldkirchlein, um das heitere Werk des Tages durch Andacht zu krönen. Er verweilte ziemlich lange, hingebeugt auf die Stufen des Altars, und als er sich erhob, um wieder zu Pferde zu steigen, trat ihn ein Greis an, und verlangte eine Gabe, ein Pfand der königlichen Huld für sein tiefes Elend. Ludwig betrachtete den alten Geistlichen, der unter einer schweren Last von Schulden seufzte, mit Theilnahme, legte er ihm die Hand auf die Schulter, und sagte: „Wahrlich, mein Vater, Du hast Deine Zeit gut gewählt; wie sollte ich nicht Mitleid für Dein Unglück empfinden, da ich so eben zu Gott betete, daß er mir gnädig sey? Gehe hin? Dein König sagt, daß Dir geholfen werde.“ — Und alles Volk lobte den Herrn und seinen Gesalbten, Ludwig von Frankreich. — Hierauf kam der Gevatter Tristan mit zweien seiner Schergen des Wegs geritten, und da ihn ein Blick des Königs fragte: Wie steht's mit Doyac? so antwortete er mit einer Armbewegung gegen die Stadt: er ist schon in Tours. Desß freute sich der König, schickte sein Gefolge heim, und ritt mit Tristan und dessen Schergen längs den grünenden Rainen, neben dem Mühlbach, zu der Gruppe von duftigen Bäumen, worunter die Heilige-Geistmühle stand. Der Gevatter ließ seine Häfcher bei dem Eingange des Geheges zurück bei den Pferden, und folgte dem Gebieter, der, schweigend, wie die einbrechende Nacht, nach dem Hause wandelte. Ein Wink des Königs hielt den Prevot auf der Schwelle festgebannt, neben dem knurrenden Hunde, und der Müller, die Müze in der Hand, mit dem Angefichte eines Sklaven, leuchtete dem Herrscher nach der Thüre, die sein Kleinod barg. Fürst und Knecht waren wie auf leisen Socken geschlichen, und rasch klopfte Ludwig an die Thüre. Man zögerte

ein wenig, sie zu öffnen; auf ein wiederholtes Klopfen wurde jedoch der Riegel zurückgezogen. Mit dem Lichte in der Hand trat Ludwig allein in das dunkle Gemach, durchweht von frischer Luft, vor dessen Fenster Hollunderbüsche nickten, und die Wachtel in den Beeten des Gartens schlug. Das Mädchen von Avignon empfing den königlichen Beschützer etwas verstört, und dieser begann sehr liebevoll und zärtlich: „So erschrocken, Perette? Du erwartetest mich heute nicht, weil ich meinen Besuch erst auf morgen verhieß? Du hast im Finstern geträumt und Deiner mädchenhaften Sehnsucht nachgegeben? Verbanne endlich diese Schwermuth, gib mir einen frischen würzigen Kuß, und erwarte von mir für Deine Folgsamkeit eine schöne Ueberraschung.“ — Er zog das Mädchen auf die Ruhebank von geflochtenem Rohr, drückte seine kalten Lippen auf Perettens heiße Wange, empfing von ihr einen gleichgültigen Kuß und sprach: „Ich habe heute mehrere Glückliche gemacht, ich darf mir schon eine Stunde beim Liebchen erlauben. Kannst Du mich wohl leiden, kleine Kaze? sprich es aus, wenn Du etwas hören willst, was Dir gewiß gefällt.“ — „Wie sollt' ich nicht, gnädigster Herr?“ versetzte das Mädchen mit vieler Schlaubeit, nicht unerfahren in der Kunst, zu berücken: „Was ist's aber, das mich erfreuen wird?“ — „Dein Bruder ist da, süße Taube! Er kam, Dich zu besuchen; und wenn Du mir gewährst, warum ich schon so lange betteln, und endlich mir versprichst, daß Du gegen keinen Sterblichen verrathen willst, in wessen Gewalt Du Dich befunden, so möchte ich Dir sogar erlauben, an der Seite Deines Bruders Deine Heimath wieder zu sehen.“ — Perette erzitterte vor heller Freude und jauchzte: „Mein Bruder? meine Heimath? Empfange im Voraus jeden Eid, gnädigster Herr, den Ihr zu verlangen für gut finden wollt. Um solchen Preis schwöre ich Alles zu.“ — Der König lächelte listig und versetzte: „Deine Freude schmeichelt mir nicht

sehr, Perette. Indessen, was ich sage, halte ich. Nur erfülle die Bedingung, die ich unbeschadet des Schwurs Dir noch gesetzt. Erlaube mir eine Nacht in Deinen Armen, daß ich mich in Deinem Reiz verjünge." — Als hierauf der König seine Gefangene zu sich hinzog, und das Mädchen, unschlüssig, was zu sagen, die Liebkosung duldete, tönte ein leiser Seufzer durch das Gemach, der dem stets aufmerksamen Ohre des Fürsten nicht entging. Er horchte auf, und des Mädchens Bestürzung verrieth sich in einem ahnungsvollen Schrei. — „Wir sind nicht allein,“ sprach der König langsam, während grausame Begier in seinem Blicke aufstieg. Er erhob sich, schleuderte das Mädchen zurück, das ihn aufhalten wollte, und ging nach dem Bette zu, worunter ein bunter Federbusch, von einem Sammethute wallend, hervorsah. Mit der einen Hand riß der König das Hifthorn an den Mund, den Gevatter herbeizurufen; mit der andern zog er den ungebetenen Gast, der unter dem Bette versteckt lag, hervor, und erkannte den jungen Lancelot, einen seiner geliebtesten Vagen. Wie ein Blitz lag der unglückliche junge Mensch zu seines Königs Füßen; wie ein Blitz stand Tristan mit gezücktem Schwerte neben ihm. — „Schändlicher!“ fragte Ludwig mit unglückschwangerem Tone: „Wie kommst Du hieher?“ — Der Vage stammelte von dem Zufall, der ihm Perettens Aufenthalt und Reiz verrathen, von der Neigung, die plötzlich ihre Herzen vereinigt, von dem unschuldigen Glück, das sie beide in ihren Zusammenkünften genossen, von den Hoffnungen, die sie auf die Großmuth des Königs gesetzt, von der Angst endlich, die sie empfunden, als der König sie heute überraschte, und ihnen nicht einmal die Zeit gelassen, sich in Sicherheit zu bringen. Ludwig aber erwiederte starr und kalt: „Ich frage nicht nach all diesem; ich begreife wohl, wie Alles kam. Nur das Eine will ich erfahren: Hast Du Mitschuldige, Lancelot? weiß der Müller um Deine

Besuche?" Der Bage verneinte, und erklärte, wie er stets durch Bach und Garten hereingestiegen, und nur heut die Zeit nicht mehr gefunden, sich auf demselben Wege davonzumachen, und setzte, zu den Füßen des Königs liegend, hinzu: „Ich allein bin der Schuldigste, gnädigster Herr. Aber dennoch zage ich nicht; denn Ihr seyd ja das Abbild der Barmherzigkeit, wie sie von Gott, dem Quell alles Guten, ausfließt, und in die Herzen seiner Gesalbten übergeht!“ — „Du irrst, guter Freund,“ entgegnete Ludwig mit Hohngelächter: „Ich bin nur ein armer sündiger Mensch, wie Du. Wäre ich Gottes Ebenbild, so würde ich Dir vergeben. Als elender Sterblicher kann ich Dir nicht verzeihen.“ Er griff mit einem Seitenblick auf Tristan an seinen Hals, und schon saß des Prevots Schwert in Lancelots Herzen. Die schreiende Berette warf sich verzweifelt auf den Körper des Geliebten, und Ludwig sprach zu Tristan: „Schaffe die Unglückliche weg!“

Tristan riß sie auf, schleuderte sie den herbeikommenden Schergen in die Hände, und nach einigen Minuten hatte die Aermste zu athmen aufgehört. Noch einen Blick warf der König auf die Leiche, und sagte im Fortgehen zu Tristan: „Man gebe sie morgen an den Bruder zurück, damit mein Eid vollzogen werde. Die Seelenmessen werden ihr nicht fehlen, und ihr Bruder muß diese auch nicht sparen, weil sie durch ihren Tod sein Leben gerettet!“ — Bei seiner Rückkehr in das Schloß wurde der König von Olivier empfangen, der ihm den Nachtrunk kredenzte und die Schlafgewänder umwerfen half. Der König streckte sich auf sein weites, ödes Lager hin, und seine letzten Worte zu dem gräflichen Barbier, ehe derselbe wegging, waren: „Ich habe, wie mir vorkömmt, mit Jungfrauen kein Glück, und finde keine, die den alten David wärmt. Verschaffe mir daher morgen um diese Stunde frisches junges Blut, kräftigen Kindern abgezapft, daß ich mich darinnen bade und es nach Vorschrift trinke. Clementi, der dieses anrieth,

ist ein geschickter Mann, und Coytier dagegen ein Quacksalber. Betet aber Alle für mich, meine Freunde; denn, wie auch das Mittel sey, es hilft nur, wenn der Segen des Herrn darauf ruht." — Mit dringenden Gebeten und eben so viel Blasphemieen auf den Lippen entschlummerte der König, und endete so einen Tag seines Herrscherlebens.

Schlafrock und Wachmantel.

Ein Scherz.

1.

Ein herrlicher Sommerabend, wie ihn der Himmel in seiner Güte uns Deutschen nicht allzuoft verleiht, hatte sich über die Flur gebreitet, und auf den, den Horizont rings begrenzenden Bergen gelagert. In der freundlichen Umgebung der Provinzstadt Mehrlingen nahm sich das Dörfchen Lindengart mit seinen blanken Häusern, grünen Schatten und murmelnden Bächen aus, wie ein Kleinod, das man so eben aus der Schachtel gezogen und dem Beschauer zur Bewunderung vorgelegt hat. Unter den Häusern Lindengarts jedoch zeichnete sich das stattliche Wirthshaus zum Hirsch am vortheilhaftesten aus, und in demselben war wieder das Beste die rothwangige, dunkeläugige Salome, die Tochter des reichen Gastwirths, die gerade unter der Thüre saß, und den appetitlichen Kopfsalat zum Abendessen puzte, als ein muntre Trupp junger Leute, singend und schäkernnd, in das Dorf einzog, und vor dem Hause sich versammelten, um einen frischen Trunk zu nehmen. Schmucke blühende Gesichter, stämmige Gestalten, ländliche und Bürgerkleidungen untereinander gemischt; aber auf jedem Hute, und jeder Mütze

ein grünes Reis, auf Jedes Rücken ein Bündel oder Tornister, in dem Munde eines Jeden ein fröhliches Soldatenlied. — Eine Strecke hinter dem Rekrutenschwarme schlenderte ein barsch aussehender Unteroffizier, und ihm fast zur Seite ein junger Mann in eleganter Wanderkleidung, ohne Känzel zwar, aber den Hut mit Eichenlaub geschmückt, gleich den Uebrigen. Kleid und Benehmen, wie auch die gewisse Deferenz, die der Wachtmeister gegen ihn beobachtete, verriethen einen Sohn von gutem Hause; sein wohlgeformtes Gesicht verläugnete den Sanguiniker nicht, der frei und froh in der Welt herumspaziert, jede Lebensblume pflückt, mit Scherz und Munterkeit den Bund geschlossen hat, und über alle Verdrießlichkeiten leicht hinwegsetzt, wie der Voltigeur über den hölzernen Gaul. — Salome hatte den seltenen Rekruten unter den andern gleich herausgefunden, und ihn auch mit dem Schickslichkeitsgefühl behandelt, das dem weiblichen Geschlechte im Palast wie in der Hütte eigen ist. Dem Troß wurde der neue Landwein zum Besten gegeben: der junge elegante Mann erhielt Firnewein und einen Platz neben dem gestrengen Herrn Unteroffizier, der sich von dieser Nachbarschaft beinahe geschmeichelt fühlte. Behaglicher wurde indessen dem jungen freundlichen Unbekannten seine Nachbarschaft zur Rechten; denn Sälmlinchen, das neugierige Sälmlinchen, hatte für gut gefunden, sich in die Stube zu verpflanzen, um das Auge überall zu haben. Des Hirschwirths Tochter war in dem kaum ein Stündchen entfernten Mehrlingen als die Krone der Landmädchen auf zehn Meilen in die Runde bekannt; was Wunder also, daß ihre frischen Reize dem Residenzler — ein solcher war der junge Mann — eben auch bemerkenswerth erschienen? Mit Wohlgefallen haftete sein Auge auf ihrem holden Gesichte, und während die übrigen Rekruten vor den Thoren ihrer neuen Garnison noch einmal die Gelegenheit und die Gwißt des Unteroffiziers beim Schopf

nahmen, um sich in bürgerlicher Freiheit lustig zu machen bei Gesang und Wein, während der Wachtmeister sein Pfeifchen angezündet hatte, und im Hofe die hühnerfütternde Grete beschlich, rückte der Unbekannte mit seinem Stuhle immer näher und näher zu Sälmdchen, und ehe sich's die Schöne ordentlich verjah, hatte der Schäfer ein nettes von Perlenmutter und Silber flimmerndes Messerchen herausgezogen, und half den Kopfsalat skalpiren, als ob er in seinem ganzen Leben nichts Anderes getrieben hätte.

2.

Da ihn nun das Mädchen verwundert und lächelnd betrachtete, lächelte er ebenfalls, und sprach: „Mach' ich's nicht gut, mein Kind, und bin ich nicht zu Allem zu gebrauchen? Ich kann noch mehr, als den Salat puzen; ich esse ihn auch, und wohl ein fettes Hühnchen nebenbei, und vor einer Flasche Wein fürchte ich mich oben-drein auch nicht. Aber“ — setzte er mit einem recht schelmischen Seufzer hinzu: „aber in der Garnison wird mir's sicher nicht so gut. Das Reiten wird mir sauer werden, — denn ich bestieg noch niemals ein Pferd, — und das Fasten nicht minder, denn Mama ließ mich nie hungrig zu Bette gehen.“ Salome lachte laut auf, und versetzte: „Sie machen sich einen gar zu schlimmen Begriff vom Soldatenstande. Mein Bruder Gottlieb steht schon seit zwei Jahren bei den Dragonern zu Mehrlingen, und ist dick und fett dabei geworden, hätte es längst zum Fourier bringen können, wenn er nur ein bißchen besser schriebe. Er wird's wohl schwerlich über den Gemeinen bringen, und kostet doch dem Vater Geld genug. Die leidige Conscription!“ — „Ja wohl, ja wohl,“ stimmte der Fremde kläglich ein: „jedoch, liebes Kind,

von den Thalern Deines Vaters, den Würsten der Mutter und den Sparpfennigen einer so holden Schwester unterstützt, hat Gottliebchen leicht fett werden. Mir ist's nicht so gut geworden auf Erden. Mein Vater hat wohl etwas Neddliches zusammengemessen, gezeichnet und geschnitten, manch' verstoßl'ne Weste und kontrebandes Camisol zur Hölle fahren lassen; aber über den täglichen Bedarf hat es nie reichen wollen, und als der Herzog, von meiner in meinem Metier ungewöhnlichen Gestalt gerührt, mir huldreichst zusprach, das Bügeleisen wegzuworfen, um das Dragonerschwert zu ergreifen“ —

„Ach, Jerum!“ kicherte das Mädchen halb verstoßen vor sich hin: „ein Schneider! — und ich habe geglaubt . . .“

— „Ich sey etwas Rechtes?“ fiel der Fremde lustig ein: „so irrt man sich, mein Lämmchen. Ich könnte Dir zwar wahrhafte Historien erzählen, von Schneidern, die Feldmarschälle geworden sind, allein das gehört nicht hieher, — sondern — weil gerade der Salat glücklich absolvirt und mein Messerchen in Ruhe versetzt wurde, — weit eher die freimüthige Erklärung, daß Du mir ausnehmend gefällst, kleine Prinzessin von Lindengart.“ — „Wie Sie doch spotten können!“ rief das Mädchen, das blutroth wurde, und wollte aufspringen; der zierliche Rekrut ließ es jedoch nicht zu, und fuhr fort: „Warum so scheu vor Dingen, die Dir tausendmal gesagt worden sind? Was wirst Du erst sagen, wenn ich Dir ferner erkläre, daß ich gar nicht abgeneigt wäre, mich von Deinem Vater aus dem Militär kaufen zu lassen, und Dein Mann zu werden? Ich würde gern die Residenz quittiren, und mit dem gold'nen Hirsch vorlieb nehmen, denn den Gottlieb finden wir ab, und erlauben ihm, etwa eine Brauerei in der Stadt anzulegen. Meine Schwester Beate wäre die herrlichste Frau für ihn, und würde sich in Mehrlingen weit besser gefallen, als in der Hauptstadt, weil sie gar so häuslich ist. Nicht wahr, mein Kind? Nun, was sagst Du zu dem

Vorschläge?" — „Lieber Herr," erwiderte Sälmlchen fast ängstlich, faltete die Hände, und sah dem wunderlichen Freier besorgt in das Gesicht: „lieber Herr, sagen Sie mir zuerst, ob Sie ein bißchen übergeschnappt sind, oder nicht? Der Tag war heiß, und wie leicht kann Ihnen auf dem Marsche die Sonne . . ." — „Einen Stich versetzt haben?" fiel wiederum der Fremde muthwillig ein: „Fehlgeschossen, mein Läubchen. Deine Sonnenaugen haben mich verwundet, und Dein Name, welchen so eben Dein korpulenter Papa ruft, verletzt mich im Augenblick, mehr als je die spitzigste Nähnel gethan." — „Mein Name?" fragte das Mädchen verwundert, indem sie das Körbchen aufnahm, um zu gehen. „Ja, ja, Du liebes, böses Kind," antwortete der Fremde ernsthaft: „Salome erinnert an eine fatale Figur aus der Donaunhymne, die Du hoffentlich nicht kennst, — Sälmlchen mahnt an das glatte Fischlein im trüglichen Gewässer. Du mußt Dir schon gefallen lassen, daß ich Dich anders nenne, wenn ich wieder einmal herauskomme, und das erlaubt Du doch Deinem Bräutigam?" — „Sie sind ein närrischer Mensch!" rief Sälmlchen, und wollte sich, wie das glatte Fischlein, losdrehen, aber der Fremde hielt sie noch zurück: „Ein wohlbestallter Dragoner Sr. Durchlaucht bin ich;" sprach er: „und alle Dragoner sind vernünftige Leute. Uebrigens heiße ich Severin, und werde Deinen Bruder grüßen." — „Salome!" rief der Vater noch einmal, und fort sprang das Mädchen. Der Wachtmeister beorderte indessen seinen Trupp zum Aufbruch, und er setzte sich in der Abendkühle nach der Stadt in Marsch. Ueber den Gartenzaun nickte Severin der Venus von Lindengart noch einmal zu, und schritt alsdann leicht, den Grenadiermarsch pfeifend, weiter.

Noch war nicht die Mittagsstunde des kommenden Tags erschienen, als schon ganz Mehrlingen von dem seltsamen Schicksale des jungen Freiherrn von Rißberg unterrichtet war, den der Herzog, — ein strenger despotischer Mann, — um eines mit dem Prinzen Ernst gehaltenen, räthselhaften Handels willen, ohne weitere Umstände aus der Carriere eines Jagdjunkers herausgerissen, und auf unbestimmte Zeit zum gemeinen Dragoner degradirte hatte. Baron Leo war dem Commandeur zu Mehrlingen auf die ungnädigste Weise empfohlen worden, und der brummige Oberst hatte ihm auch nicht die beste Aufnahme angedeihen lassen. Der nette Ex-Jagdjuncker wurde alsobald in die grobe Montur gesteckt, auf die Reitbahn gesendet, zum Exercitium angehalten, und fügte sich auf eine Weise in dieses Mißgeschick, die ihm die Gunst aller mitleidigen, das ist: aller weiblichen Herzen in der Stadt zuwendete. Sein Gesicht trug stets die Farbe der Heiterkeit, von seinem Gange und Benehmen konnte mancher Offizier lernen, und die Uniform, wie das Kasack, das er, außer Dienst, ein bißchen pfffig zu sehen wußte, wie einst den leichten Hut, standen ihm ganz allerliebft. In den Stunden, die ihm der Dienst frei ließ, lief er in der Stadt umher, und gab Empfehlungsbriefe ab, die, nicht vom Fürsten, sondern von seinem Onkel, dem Rittergutsbesitzer, ausgestellt, ein bißchen günstig von ihm sprachen, und ihm die Thüren mancher Jugendgefährten des alten Rißberg öffnen sollten. — Bei dieser Gelegenheit trat denn nun die Barbarei der männlichen Mehrlingerherzen an's volle Licht. Der Wildfang, wie ihn alte und junge Herren nannten, ohne eigentlich zu wissen, warum, — wurde überall kühl aufgenommen, überall dergestalt abgefertigt, daß ihm die

Luft vergehen mußte, wieder zu kommen. Nicht der Noth des gemeinen Soldaten allein war der Grund der Abneigung, sondern die Ungnade des Herzogs, vor der man in der Grenzstadt eben so gut Respekt hatte, als in der Hauptstadt. Zudem kannte ihn selbst kein Mensch zu Mehrlingen, und auch der Oheim Mißberg war von seinen ehemaligen Kumpanen während der langen Trennung glücklich ganz und gar vergessen worden. Leo zog also allenthalben getäuscht ab, und ließ Zimmermann's Buch über die Einsamkeit, machte pünktlich den Dienst mit, lachte heimlich über die Offiziere, die sich vor ihm spreizten und von ihm zurückhielten, vornehm und herrisch, wie von dem gewöhnlichsten Gemeinen, und dankte dem Oberst im Stillen, daß er ihm aus höchster Gnade in der Kaserne ein Zimmerchen bewilligt, und die Erlaubniß gegeben hatte, in Stunden der Muße seine grobe Montur mit einer feinern niedlicheren zu vertauschen. Bücher waren seine Gesellschaft; eine Unterredung mit dem hornirten Gottlieb, den er zu seinem nich: offiziellen Fourierschütz erwählt hatte, sein Zeitvertreib, und dann und wann ein Spazierritt auf dem eigenen Goldfuchs nach Lindengart seine Erholung. In Sälmlen's Nähe, die sich nicht genug wundern konnte, wie schnell hier aus einem Kleiderkünstler ein frischer Soldat geworden war, vergaß er die Fesseln des despotischen Herzogs und der Garnison; er scherzte, koste, und Salome war immer verdrießlich, wenn Herr Severin wieder zu Pferde stieg. Dem Gottlieb hatte er nämlich auf die Seele gebunden, seiner Schwester zu verschweigen, welches Bewandniß es eigentlich mit seinem Namen und freiherrlichen Stande habe. — Von den Männern eifersüchtig belauert, — von Offizieren und Gemeinen beneidet, — denn ihm fehlte es nie an Geld — von den Frauen beifällig gemustert, und von den Mädchen aufrichtig bemitleidet, lebte der Freiherr ein ganz erträgliches Leben, und war bald

Primus in allen Fächern der Reitergelehrsamkeit, — nebenbei nicht minder im Schilderhausdienst; den er, — zwar selten, Dank den vielen gefälligen Lohwächtern, aber doch hin und wieder und dann so graziös versah, daß es schon genug war, von einer Freundin oder Dienerin gehört zu haben: „Der Baron von Mißberg stehe in dieser oder jener Straße, auf diesem oder jenem Platze Schildwache,“ um alsobald die benannte Gasse, den benannten Platz für alle Damen zum Corso zu machen.

4.

Der brummige Oberst, — ein häßlicher Mann — hatte, wie es häßlichen Leuten nicht selten zu gehen pflegt, eine gar schöne Tochter, welcher nach dem Zeugniß der männlichen Jugend zu Mehrlingen, auf der weiten Welt nicht das Geringste fehlte, ein bißchen Patriotismus ausgenommen, welcher hier so viel als Vaterstadtsliebe bedeuten soll. Die schöne Eugenia hatte sich's zur Gewohnheit gemacht, ihres Vaters Garnison nur als ein Absteigequartier zu betrachten, und verbrachte die größere Hälfte des Jahrs in der Residenz, bei ihrer daselbst verheiratheten Schwester, der Kammerräthin Liebeding. So wenig wohl der gebildeten, feinfühlenden Eugenie der Umgang mit der an Verstand sehr übel berathenen Schwester, und mit dem flachen Pantoffelmann von Schwager bot, so war doch besser unter Liebedings Dache sehn, als unter dem väterlichen. Der Oberst, ein ächter wüster Reiter, der sich vom Trompeter zum Regimentskommandeur, vom Bürgerstande zum Adel und zu verschiedenen Ordenskreuzen durchgehauen hatte, beliebte öfters die Sitten des Feldlagers in seinem hübschen Hause zu Gaste zu laden, und ein bißchen unmanierlicher zu

thun, als es Frauenzimmer von Stande gemeiniglich vertragen können. Seine Frau, die das Vergnügen gehabt hatte, ihn vom Cornett bis zum Obristlieutenant zu begleiten, war auf dem Wege recht müde geworden, und schon vor geraumer Zeit nach dem Lande gezogen, wo es, so ihr Gott wohl will, keine Dragoner gibt. Vor mehreren Jahren hatte schon Liebeding seinen Mehrlinger Schatz gehoben, und nach der Hauptstadt geschafft. Die damals erst heranblühende Eugenie wäre unter des Vaters Commando verzweifelt, standen ihr nicht zwei Bundesgenossen zur Seite: Anna, die liebe Gefährtin ihrer Jugend, die Tochter einer Dragonerlieutenantswittwe, welche der Oberst nach der Mutter Tode, aus waffenbrüderlicher Gesinnung für ihren im Felde gebliebenen Vater als Pflegekind in's Haus genommen hatte, — und der Regimentsarzt Dreiblatt. — Die Erstere, herzlicher von dem Oberst geliebt, als seine beiden Töchter, — die böse Welt wollte auch hier, — wie allenthalben, — triftige Gründe ausklügeln — hatte die größte Gewalt über den bärenhaften Mann, und ersparte der lebhaften unbesonnenen Eugenie manches Donnerwetter; der Letztere hatte die Gefälligkeit, aus Eugeniens Pulschlägen zu errathen, daß das Mehrlinger Klima ihr verderblich, und als wirkungsreiches Correctiv einzig und allein ein halbjähriger Aufenthalt in der Hauptstadt zu verordnen sey. — Der Oberst, der nichts dawider hatte, wenn Eugenia gesund und am Leben blieb, verwilligte den sechsmonatlichen Urlaub, welcher, im zweiten Jahre schon, wie ein altes Herkommen, sich wieder nöthig machte, und von welchem gerade jetzt Eugenie wieder auf einige Zeit nach Hause zurückgekehrt war. Madame Liebeding hatte sie begleitet, um den Herbst in der traubenumkränzten Vaterstadt zu genießen, und ein Schwarm von Freundinnen, Gespielinnen sich alsobald versammelt, um das Schwesterpaar zu bewillkommen, Eugeniens Puzschachteln

zu durchwühlen, die neuen Moden zu preisen, die alten Bekanntschaften zu hecheln, zu plaudern, zu scherzen, und im Heimgehen einander flüsternd mitzutheilen, wie sich Eugenie in Wuchs und Teint verändert habe, wie aber dagegen die Liebding so ganz die Alte geblieben sey, sowohl an Verstand als übermäßigem Embonpoint.

Eugenie hatte die Schaar der Schul- und Confirmationschwester recht gefällig empfangen, und in ihre, im Hintergebäude des Hauses gelegenen niedlichen Zimmer geführt. Anna, die wirthliche Martha des Hauses, bereitete den Thee, und servirte ihn dem weiten Damenkreise. Eugenie predigte von den Wundern der Hauptstadt; die Kammerräthin ließ sich Thee, Zwieback und die Beigaben des freundlichen Herbstes trefflich schmecken; der kleine Titus, ihr ungezogener Erstling, plünderte Zuckerorb und Dessertteller; und somit war Alles in der besten Ordnung. Gelächter, Beifallklatschen und lebhaftes Intermezzo's von Scherz und Ernst begleiteten Eugeniens Vortrag, welcher die neuesten Shawls und Hüte mit so hellen Farben malte, daß man sie zu greifen glaubte, und alle Zauberdinge in den Putz- und Galanteriegewölben der Madame Baudoni und der weitberühmten Gallini wie in einem Epos besang. Doch Alles in der Welt hat ein Ende, wie es einen Anfang hatte. Die Herrlichkeiten der Fremde waren beschrieben, Eugeniens Redevorrath war erschöpft, und noch immer saßen die Provinzlerinnen neugierig da, horchend, lauschend, und alle Perlenstücke des erwartungsvoll halb geöffneten Mundes Preis gebend. Keine von ihnen dachte mehr daran, selbst etwas zur Fortspinnung des Gesprächs herzugeben, das doch immer beim Pickenick sehn soll, zu welchem der Theilnehmer eine wohlversehene Schüssel beiträgt. Die Kammerräthin, sonst eine Freundin von effectiven Pickenicks, ging hier mit dem übelsten Beispiel voraus; sie war im Sopha entschlummert; und die arme Eugenie, die sich für die Unterhaltung

ihrer Gesellschaft aufgeopfert und heiser deklamirt hatte, und jetzt auf ihre Frage: „Und nun, meine Guten, erzählt mir doch auch, was sich Neues bei Euch begeben?“ ein kaltes, wie Pelotonfeuer von jedem Munde nach der Reihe schallendes: „Bei uns? Nichts;“ und „ich weiß nichts;“ zur Antwort erhielt, kam in Versuchung, zu thun, wie die Schwester. Vergebens brachte sie das langweilige Kapitel, das von Geburten, Kindtaufen, Hochzeiten und betrübten Sterbfällen handelt, in Anregung. Die Freundinnen, von dem vielen Merkwürdigen, das sie aus der Residenz vernommen, verblüfft und versteinert, wußten kaum zu berichten, daß Sollandirektors Minchen beinahe mit dem leichtfüßigen Registrator vermählt worden wäre; daß der Superintendent auf der Kanzel stecken geblieben; daß das Fräulein von Metter nächstens das Zeitliche segnen werde aus Verdruß über die Stiefmama und deren leichtsinnigen Wandel; und was des Quinkelirens mehr ist, das mit diplomatischer Wichtigkeit vom Munde geht, plötzlich aber verstegt, wie das Gaslicht, wenn es dem Wärter gefällig ist, den Hahn zuzudrehen. — Eine peinliche Stille — die Leere der ausgesponnenen Spinne — trat in dem Theezirkel ein. Eugenie beneidete im Stillen die ihren Hausgeschäften nachgehende Anna, die schlaffertige Schwester, und wollte eben dem schauerlich verstümmten Belagerungskorps ein fingirtes Kopfwieh zum Besten geben, um es in die Flucht zu schlagen, als sich die Scene plötzlich änderte. Titus, der liebliche Knabe, von Früchten und Zuckerwerk, beträchtlich gesättigt, hatte schon — den Mangel an Leben um sich verspürend und sich herzlich langweilend — einigemal den unbemerkten Versuch gemacht, die Mama zu seiner Unterhaltung aufzuwecken. Sein gelindes Zupfen und Rütteln und Zwickeln hatte jedoch nur die flüchtigste Wirkung gemacht. Der nach Effekt haschende Knabe war daher schnell resolvirt, und schlug kurz und gut eine herrliche Tasse vom Tische, welcher noch obendrein ein Schweif

von Silberlöffeln folgte. Der Lärm, das Geflirre jagte die Kammerräthin aus dem Schlummer, die Gesellschaft von den Stühlen auf. Wie zuvor nur ein Schweigen auf allen holden Lippen saß, — so ertönte von Allen jetzt nur ein Schrei des Entsetzens. Die zartesten der Damen, — des ungerathenen Buben nicht gedenkend, — ein Erdbeben oder eine unheilbringende Vorbedeutung befürchtend, waren bis an die Fenster geeilt, um nöthigenfalls nach Hülfe rufen zu können. Während nun die herbeigelockte Anna die Verwüstung wieder beseitigte, Mama Liebeding ihren Titus für den genialen Spaß mit der letzten Prachtbirn belohnte, Eugenie die verschüchterten Besucherinnen beschwichtigte, sahen einige aus dem Häuflein verlegen durch's Fenster, und wieder wie auf ein Kommando riefen sie: „Ei! seht doch! seht! Ist das nicht der Baron, der dort am Arsenale die Schildwache thut? Ist er's, oder täuscht uns der Abendschein?“ — Und chorähnlich antworteten die Andern, neugierig zum Fenster laufend. „Nicht täuscht Euch der Abendschein! Der hübsche Mann kann nur Risberg sehn!“

5.

Nun hatte Alles ein anderes Ansehen. Man hatte vorhin von der Kühle des Abends gesprochen; nun kam es Allen unerträglich heiß in den Zimmern vor. Ein Fensterflügel nach dem andern wurde geöffnet, und bald neigten sich zwanzig Mädchenköpfe, einer hübscher als der andere, heraus, und bewunderten die Architektur des Zeughauses, sprachen von den Kanonen und Kugeln, die einst davor gelegen, und kamen nun sehr natürlich wieder auf die Schildwache, die jetzt gerade davor stand. — „Still, stille doch!“ — flüsterte Anna den Geschwägigen

zu: „bedenkt doch, daß nur die nicht allzubreite Straße uns von dem Zeughause trennt. Wie leicht kann der junge Mann Euer Geplauder verstehen, und müßte er dann nicht glauben, Ihr sehet ihn alle gar zu gerne?“ — Im Nu fuhren alle zwanzig Mädchenköpfe, roth geworden wie Scharlach, in die Stube zurück, und weil man denn so oft im Eifer, gut zu machen, die Sache erst recht verdirbt, oder das Kind mit dem Bade ausschüttet, so flogen ebenfalls im Nu alle Fensterflügel zu, und die Senstiven der Gesellschaft ließen sogar die Vorhänge nieder, die in ihrem Bereich waren. Anna lachte nun aus vollem Halse; der spaßhafte Titus stimmte ein, ohne zu wissen, warum; die Mädchen verfielen in ein babilonisches Sprachgewirre. Eugenie beschwor endlich den Sturm, indem sie der ihr zunächst Stehenden den Mund zuhielt, und vielleicht zum hundertstenmale fragte: „Baron? Risberg? Schildwache? Was ist das? Was soll das bedeuten? Erzählt doch.“ — Diesmal waren die rechten Saiten angeschlagen; doch der Saiten beinahe allzuvieler. Clementine, Auguste, Sophie, Henriette und ihre zahlreichen Schwestern wußten alle so Manches von dem jungen Baron zu erzählen, daß die Fragerin nicht recht flug daraus wurde. Klar wurde ihr wohl endlich, was auch die Leserinnen dieser Erzählung schon wissen: des Barons Unstern, des Herzogs Ungnade, die tyrannische Degradirung, und Leo's lustige Resignation. Aber die Ursache jenes Unsterns, der Schlüssel zu dem Räthsel, fehlte; und unter all' den Sagen, mit welchen man sich zu Mehrlingen trug, war keine einzige, die in Eugeniens Augen Glauben zu verdienen schien. — Die Kammer-räthin erhob sich mit einemale halb von ihrem Sitze, neigte ihr junonisches Haupt gefällig gegen die Versammlung, winkte mit der Rechten dem neugierigen Titus, sich zu entfernen, und sprach geheimnißvoll und gewichtig: „Alles, was Sie da sagten, meine werthen Damen,

erläutert die Sache nicht. Zum Glück bin ich im Stande, Ihnen die beste Auskunft über die Sache geben zu können. In der Residenz lügt man nicht, wie Sie wissen, denn man sitzt dort an der Quelle." Die Damen gruppirten sich aufmerksam um die bequeme Erzählerin. Eugenie, ob schon mit der Geschichte vertraut, ob nicht begierig auf dieselbe, saß von den Andern abge sondert und gleichsam in sich selbst verloren da, — den Kopf gesenkt, die Hände im Schooß gefaltet, unbemerkt von den Uebrigen, die am Munde der Kammerräthin hingen. — „Zuvörderst, meine Damen," begann diese, von Sr. Durchlaucht, unserem Herzoge, weil man immer, z. B. im Gebete, zuerst von Gott spricht; aber nur Weniges: nämlich, daß er ein strenger Herr ist, der nicht viel Spaß erduldet, noch viel weniger macht." — „O, wir kennen ihn allesammt!" lautete der Chorus. — „Also," fuhr Madame Liebeding fort, „also Einiges von dem allerliebsten Prinz Ernst, den man hier nicht kennt, denn der gute liebliche Herr ist vor Kurzem von seinen Reisen zurückgekommen. Ein schöner, blonder Mann, jung und feurig, und — wie man sagt, ein Freund der Damen." — „Ah!" rief der Chor geschmeichelt. — „Der besagte Rißberg," fuhr die besagte Kammerräthin fort, „ich hab' ihn nie gesehen, — aber ein dito hübscher Mensch soll er seyn." — „Ja wohl!" riefen die Vorlauten; „hm, ja!" dehnten die Mimosen. — „Und mit dem Prinzen erzogen, wie es heißt," sprach die Liebeding weiter: „die Freude war groß, als die beiden Jugendgefährten sich wieder sahen; so hieß es wenigstens allgemein. Aber das Leid kam im Trauerflore hinten drein. Derselbe Rißberg hat den Prinzen in den englischen Anlagen — man weiß nicht, ob mit dem Hirschfänger, oder sogar mit der Pistole — angefallen, — Se. Durchlaucht verwunden wollen. Leute kamen dazu. Der Herzog wüthete. Es war von Kopfab und Spießruthen die Rede. Endlich hat der gute Prinz selbst für

den Rißberg gebeten, und das Vaterherz erweicht, daß Se. Durchlaucht der Herzog den unbesonnenen Menschen bloß zum Soldatendienste verurtheilt haben. Daß der fecke Junker sich aber hier befindet, wußten wir nicht. Gelt, Eugenchén? Das erste Wort ist's, das wir davon hören.“ — Die Erzählung der Kammerräthin hatte freilich hier ein Ende. Allein die auf sehr interessante Mittheilungen gespannte Mädchénwelt um sie her stand unbefriedigt da, denn ähnliche Berichte circulirten in der Stadt, und man hätte, um nichts Weiteres zu erfahren, eben keiner Stimme aus der Residenz bedurft. Der Zauber war von den Lippen der Kammerräthin verschwunden, und nach den Fenstern wendeten sich wieder der Damen Blicke. Der Mond, der am Himmel aufstieg, erinnerte die Freundinnen jedoch, daß es Zeit zur Heimkehr sey. „Mein Gott!“ seufzte Clementine, den Shawl fest um ihre Schultern ziehend: „es muß draußen recht frostig geworden seyn. Der arme Baron hat sich so eben in den Wachmantel gewickelt, und harret gewiß ungeduldig der Ablösung entgegen.“ — „Wahrlich,“ setzte Henriette hinzu, „eingewickelt bis an's Kinn. Die Tracht ist nicht sehr bildlich; aber der junge Mann gefällt mir doch in der groben Hülle weit besser, als der breite Major, der neben dem Arsenal wohnt, wie er, in seinem großblumigen Türkenschlafrock, mit der abscheulichen Tabakspfeife aus dem Fenster steht.“ — „Ei, Henriette, nicht gelästert,“ sprach Anna mit gemüthlichem Scherze, während sie der Krittlerin das Hutband schäfernd zuzog: „der Major ist Eugeniens Herzblatt. Beim Papa hat er vorläufig gefreit, und mit der Liebe — denkt er wohl — gibt sich's hintennach ganz charmant.“ — Die Dämchen lachten, die Kammerräthin stimmte ein, aber Eugenie war nicht zur Theilnahme an der Fröhlichkeit zu bringen. Der Augenblick des Abschiednehmens gab ihr nur das Leben wieder, aber, wenn man so sagen darf, ein verdächtiges. Denn sie fiel allen

Freundinnen so lebhaft um den Hals, und küßte sie so hastig, als wäre sie recht froh, sie auf dem Rückzuge zu sehen.

6.

„Höre einmal, gute Eugenie;“ begann die Kammer-
rätthin, nachdem der Schwarm von dannen gezogen war:
„ich bin müde von der Reise; sehr müde. Was hieltest
Du davon, wenn ich mich jetzt zur Ruhe verfügte?
Mein Titus schläft schon im Vorsaale ganz sanft auf der
Erde, wie ich höre. Ich muß das liebe Kind zu Bette
bringen, und, bin ich einmal im Schlafzimmer, so hält's
mich daselbst zurück, wie mit tausend Magneten; du
weißt's. Gute Nacht also.“ — „Gute Nacht, Viktorie;“
antwortete Eugenie gleichmüthig: „schlafe wohl, und
träume von Deinem guten Liebeding, der wohl jetzt
Seide zupfen, später mit seinem Apfelcompottchen vorlieb
nehmen, und endlich gelassen, wie Du, entschlummern
wird. Anna bleibt wohl noch bei mir, bis ich Deinem
Beispiele folge.“ — „Recht gern;“ versetzte Anna gut-
müthig: „der Herr Oberst speisen ohnehin Abends nicht
zu Hause. Ein Schlüßchen Wein und kalte Küche stehen
uns zu Gebote, wann wir wollen. Die kleine Wirth-
schaft ist für heute geschlossen, und ich will gerne mit
Dir plaudern, bis Dir die Augen zufallen.“ — „Mir
fallen sie jetzt schon zu,“ versicherte Madame Liebeding,
raffte ihren Titus im Vorzimmer auf, und trug sich und
den Holden nach ihrem Schlafgemache. — Eugenie und
Anna setzten sich auf das Sopha, drückten sich freundlich
die Hände, und sahen sich forschend und erwartungsvoll
an. Eugenie brach das Stillschweigen mit den Worten:
„Ich bin zum Unglück geboren: liebste Anna, und muß

ein getreues Herz, dem ich Alles, was ich leide, vertrauen darf, mein eigen nennen, — das Deine, gute Schwester.“ — „Du unglücklich?“ fragte Anna entgegen: „Du, die Fröhlichkeit selbst? Je nun, die lustigsten Leute sind nicht immer die zufriedensten, aber mein Ohr ist das verschwiegenste von allen, in welche jemals ein Geheimniß gelegt wurde. Rede darum frisch heraus, Eugenie.“ — „Der Baron von Risberg, — sein Name allein hat schon schmerzliche Gefühle in meiner Brust erweckt;“ sprach Eugenie weiter: „sein Unglück ist mir ein Vorwurf, und hätte ich gewußt, daß ich ihn hier finden würde . . .“ — „Mein Gott! Du machst mich ängstlich!“ unterbrach sie Anna furchtsam: „der Baron? erzähle.“ — Eugenie besann sich einige Augenblicke, dann hob sie gefaßter an: „Liebe Anna, Du weißt, daß der Gardelieutenant Schirmeck mir bekannt, und theuer geworden ist. Seine Mutter, eine ehrwürdige Frau, in beschränkten Verhältnissen, aber der besten würdig, war oft im Fall, den Kammerrath in Geschäften zu besuchen. Die ruhige Theilnahme, welche die Matrone in Viktorien wahrnahm, fesselte sie an die Kammerräthin, und aus der weitläufigen Geschäftsbekanntschaft entstand eine nähere, die endlich das Bedürfniß erzeugte, sich täglich zu sehen. Ich habe Dir von jenen entseßlichen Abenden geschrieben und erzählt, an welchen Schwager und Schwester, verbunden mit Frau von Schirmeck und dem alten Regierungsekretär Erasmus, das fürchterliche Boston aufführten, das mit dem Schlage 6 Uhr anfing und bis 9 Uhr dauerte, die ganze Winter- und Frühlingszeit hindurch, einen Tag wie den andern, und immer langweiliger denn zuvor. Ich hatte kurz und gut mit Schwester Viktorien die Rolle getauscht; und schlief, hinter ihrem Stuhle sitzend, regelmäßig ein, wachte aber auch regelmäßig auf, so oft sich der Sporenklang des Lieutenants hören ließ, welcher pünktlich um 9 Uhr, —

war er nicht im Dienste, erschien, seine Mutter, für die er eine ungemaine Liebe hegt, selbst abzuholen. Ein guter Sohn ist der gefährlichste Mensch für ein Mädchenherz. Wir bilden uns ein, er müsse ein nicht minder vortrefflicher Ehemann werden. Ich übergehe daher, wie es kam, daß nach und nach der Lieutenant früher bei Liebedings eintraf, daß er sich's endlich zur angenehmen Pflicht machte, seine Mutter auch hinzuführen, und den Abend daselbst zu verweilen. Wir waren bekannt, wie von einer Ewigkeit her, — wir lernten uns lieben. Und diese Liebe war ein Geheimniß vor dem kurzfristigen Schwager, vor der trägen Viktorie und vor Alberts Mutter; ein Geheimniß vor der ganzen Welt, Dich, liebe Seele ausgenommen. Hymen war unsre Hoffnung. Albert wollte erst Hauptmann werden, bevor er um mich warb, und ich rieth ihm sehr zu diesem Aufschub, da ich des Vaters Abneigung gegen die Heirathen der Subalternoffiziere niederer Grade kenne, ob er gleich nur selbst Fortuna's Sohn ist, und als Cornett schon meiner Mutter die Hand reichte. —

Alberts Hoffnungen schienen glänzend zu werden, sich schneller zu realisiren. Prinz Ernst kam nach Hause zurück; der Herzog ernannte ihn zum Oberst des Garderegiments. Alberts Vater war der erste Erzieher des Prinzen gewesen; er war von dem fürstlichen Knaben zärtlich geliebt worden. Albert hoffte und baute auf diese Knabenanhänglichkeit. Eine Hauptmannsstelle wird vakant; man zögert mit der Besetzung; Albert meldet sich, er sucht den Prinzen persönlich auf; er begegnet ihm in dem englischen Garten. Der Prinz, freundlich wie immer, spricht, scherzt mit ihm, nimmt ihm nicht die Hoffnung auf das Hauptmannspatent, begehrt aber zu wissen, warum er, der junge uneigennützig Mann, sich gar so dringend um dasselbe bewerbe. Albert ist freimüthig; er spricht von seinem Wunsche, seinen Herd zu bauen. Prinz

Ernst fragt nach dem Gegenstand seiner Wahl. Albert hält mit dem Namen zurück, discret und verständig, weil mein Vater noch nichts von unserm Bunde weiß. Der Prinz, Damenfreund und Damenliebbling zugleich, fragt nach der Wohnung von Alberts Braut. Der gute Schirmeck, in die Enge getrieben, verräth in der Verlegenheit den Platz, auf welchem Liebedings Haus steht; nennt aber wahrscheinlich in der Verwirrung nicht die Nummer des besagten Hauses, sondern gewiß die des daranstehenden Gebäudes. Nun verändert sich die Scene. Der Prinz fährt heftig auf; — in dem benannten Hause wohnt eine schöne adelige Wittwe von zweideutigen Sitten, aber vom Prinzen seit langem heftig geliebt, sorgsam bewacht. Der aufflammende Zorn des Fürstensonns macht meinen Albert im Anfange betroffener und verwirrter; die Beleidigungen, zu welchen sich der Prinz herabläßt, reizen Alberts Ehrgefühl. Noch nimmt er gelassen hin, was Eifersucht und Zorn gegen den Untergebenen aussprudeln, — aber an keine Lösung des Mißverständnisses ist mehr zu denken. Da fällt auch ein Schmähwort gegen die ungenannte Dame aus dem Munde des Prinzen, und Albert, mich beleidigt glaubend, vergessend, wo und wem gegenüber er steht, fordert aufgebracht den Widerruf. Der Prinz behandelt ihn nun vornehm und verächtlich; Schirmeck kann diese Sprache vollends nicht hören, überläßt sich der Leidenschaft, und da Prinz Ernst heftig und verlezend entgegnet: „Sie haben sich um den Hauptmann gebracht. Nimmermehr heirathen Sie diese Person, und werden mich jetzt verlassen, oder —“ da er bei diesen Worten an das Gefäß des Degens greift, reißt Albert, der unbesonnene Albert, den seinigen aus der Scheide, und fällt den Fürsten an; Ernst vertheidigt sich, — die Waffen klirren — aus dem Gebüsche springt ein Mann: Risberg. Er sieht des Fürsten Gefahr, und zieht den Hirschfänger gegen Albert, der nun durch die

Dazwischenkunft eines Dritten wieder zu sich selbst gekommen ist, und den Abgrund sieht, den seine That vor ihm aufgerissen hat. Er läßt die Waffe sinken, der Prinz ebenfalls, welcher den in Zorn entbrannten Risberg mit Gewalt zurückhält. — Ernst, dessen Herz edel fühlt, empfindet mehr Angst als der blasse entwaffnete Verbrecher vor ihm. „Es kommen Leute,“ ruft er eiligst meinem Albert zu: „Mensch, Sie sind verloren und des Todes, findet man Sie gegen Ihren Oberst bewaffnet. Fliehen Sie, entspringen Sie, und erwarten Sie in Ihrem Hause meine Befehle.“ — Albert entweicht hierauf, eilig und beschämt; aber es war auch die höchste Zeit. Hofleute und Gärtner stürzen herbei, finden den Prinzen mit entblößtem Degen, zornroth, wie er noch den Jagdjunker bei der Brust gepackt hält, weil dieser mit gezogenem Hirschfänger dem Weggeeilten folgen will. „Risberg hat den Prinzen angefallen!“ schreit man durch's Schloß, und Risberg, gewiß durch einen Wink seines erhabnen Freundes zu Ruhe und Schweigen verwiesen, geht getrost auf die Schloßwache, und bekennt Nichts. Der Prinz begiebt sich zu seinem Vater, meldet ihm, er selbst trage alle Schuld. Er habe Risberg aufgefordert, seine Leute im Park wählend, einen Gang mit ihm zu versuchen, um zu sehen, wie zwischen der Jagdwaffe und dem Degen das Verhältniß bestehe. Er habe Risberg muthwillig gereizt, und dieser sey, wie billig, etwas in Hitze gerathen, — und dieses sey Alles. — Risberg bekräftigte vor dem Herzoge des Prinzen Aussage; allein der strenge Fürst ließ nicht, wie Prinz Ernst hoffte, die Sache fallen, sondern bestimmte, um dem Jagdjunker einen Begriff von militärischer Subordination beizubringen, denselben für den Militärdienst, und gab seinem Sohne den schärfsten Hausarrest auf einige Wochen. Risberg, nachdem kaum im Publikum sein Schicksal eklatirt, war verschwunden, und mein Albert gerettet. Ich habe diesen

Bericht aus seinem eigenen der Wahrheit getreuen Munde. Einige Zeilen des Prinzen haben ihn der völligen Verzeihung desselben versichert; er ist beschämt, aber seine Hoffnungen sind vertagt, weil der Herzog selbst die erledigte Stelle während des Arrestes seines Sohnes besetzt hat; Risberg ist in's Unglück gekommen, und Schirmeck darf nichts für ihn thun, muß schweigen, will er sich nicht selbst dem Tode opfern, nach der Strenge der Militärgesetze. Voll Trauer fügte ich mich in den Wunsch meiner Schwester, mit ihr hieher zu reisen, und die unerbittliche Nemesis läßt mich alsobald hier den Baron finden, der um Schirmeck's, um meiner- und unsrer Hoffnungen willen, in einem demüthigenden Gefesener leidet! Das quält mein Herz gar sehr, und ich wüßte nicht, was ich, darum gäbe, könnte ich dem armen Menschen sein Geschick erleichtern."

7.

Es macht sich wohl öfters im Leben, daß man gerade immer Demjenigen begegnet, das uns nicht am angenehmsten ist. — Es war noch kein Tag seit Eugenie's und Anna's Unterredung verflossen, als plötzlich die Erstere der Mädchen in der Hausflur mit dem Freiherrn von Risberg zusammentraf, der dem Oberst etwas zu melden kam. Der Commandeur war gerade nicht zu Hause, und Eugenie hätte um keinen Preis über's Herz gebracht, den schlanken Baron auf der Flur warten zu lassen, wie man es sonst gewöhnlich mit Soldaten zu halten pflegt. Er ward freundlichst ersucht, in das offene Nebenzimmer zu treten, und that es auch endlich, nach mancher Entschuldigung. Eugenie und Anna setzten sich zu der Arbeit, und sahen bald über den Platz vor des

Obersten Haus, bald schielten sie nach dem zierlichen Dragoner, der am Flügel stand, und die darauf verbreiteten Musikalien und Zeichnungen musterte. Der Unterhaltung war anfänglich wenig: keines sprach ein Wort. Leo unterbrach die Stille endlich durch eine verständige Bemerkung über Musik, und die Freuden, welche sie dem Einsamen gewährt. Anna, die Pianofortespielerin, wurde dadurch angeregt, und antwortete. Eugenie, auch keine Laiin in Cuterpens Geheimnissen, fand sich unwillkürlich in's Gespräch gezogen, und das harmlose Wortgeplänkel dauerte ein Viertelstündchen fort, von dem angeschlagenen Thema nicht weichend. Leo machte die erste lustige Diverston. „Was hilft mir's jedoch,“ sprach er, „wenn ich mit Ihnen, freundliche Musenbilder, mich noch so sehr in die Bedeutung und Tiefe der wunderbaren Kunst der Töne hineinrede? Der nächste Augenblick reißt mich aus diesem Paradiese, und wirft mich in das Reiterpurgatorium zurück, wo nur des Commandirenden greller Tenor das Tempo, der Pferdehuf den Takt gibt, und Ohrzerreißende Trompeten noch die letzten Reste leidlichen Gehörs und Harmoniesinns des ehemaligen Dilettanten umblasen, wie es einst Jericho's Mauern erging!“ — Eugenie ließ aufmerksam horchend die Arbeit in den Schooß sinken, sah den Baron wehmüthig an, und sprach, wie das Mitleid selbst: „Lassen Sie uns hoffen, Herr von Risberg, daß Ihr seltsames Verhältniß nicht zu lange währen, und sich bald wieder in ein günstigeres umgestalten werde.“ — „Wie wohl thut dem unbeholfnen Rekruten solch theilnehmend Wort aus schöner Frauen Munde;“ erwiderte Leo galant: „ich fürchte aber, diese Theilnahme täuscht sich. Se. Durchlaucht lieben das Solide, und pflegen zu sagen, man müsse nichts halb sehn. Darum lebe ich der guten Hoffnung, die acht Reiterjahre in Gottesnamen aushalten zu müssen, wenn man nicht bei mir, extraordinärem Sträfling, eine Mus-

nahme machen, und mich über die übliche Capitulation hinaus behalten sollte."

"Sie fügen sich gut in Ihre Lage," meinte Anna, "und tragen den Ernst mit Scherz." — "Soll ich mich denn im Ernste über den Ernst grämen?" fragte Leo lächelnd: "Nimmermehr. Was fehlt mir denn? Ich reite, ich gehe, ich stehe, darf auch zuweilen sitzen, sogar schlafen. Für mein Geld kann ich mir's übrigens so bequem machen, als es Ihr gütiger Herr Vater erlaubt. Und täglich darf ich mir im Vertrauen gestehen, daß nicht des Herzogs Befehl sowohl als mein eigener Wille mich hier zurückhält, dem edlen Waffenhandwerk obzuliegen. Wäre mein Onkel nicht, und nicht mein bißchen Vermögen, die ich beide nicht gerne der Rache des Herzogs und der Confiskation bloßstellen möchte, — glauben Sie denn, meine Damen, es käme mir auf ein bißchen Desertion an? Der gezwungene Fahneneid ist keiner; es sind schon theurere gebrochen, es ist schon aus angenehmeren Fesseln desertirt worden, und drei Viertelstunden von Mehrlingen haben wir schon die Gränze. Ein mäßiger Spazierritt trüge mich in fünf Herren Länder. Aber nein — — — ich bleibe, und bin eigentlich ein Volontär, der aus Caprice und zum Vergnügen dient. Bei Ihnen indessen, meine Damen, habe ich heute ein unverdientes und darum angenehmeres Vergnügen genossen: die Lust freundlicher Geselligkeit, dem Soldaten, dem Gemeinen, aus jedem Birkel Verwiesenen ein seltener Gast." — Die Damen neigten sich geschmeichelt, und Eugenie, die sich's zur Pflicht machte, dem artigen Manne etwas Angenehmes zu sagen, versetzte: "Das Bewußtseyn Ihres Werths muß Sie über die abstoßende Schroftheit der Menge trösten, die entweder in der schlichten Uniform nur einen Mann sieht, der tief unter ihr ist, oder einen Störefried, oder einen Strafbaran, der am Ende die fürstliche Ungnade mittheilen könnte. Diese

Leute wissen nicht, daß oft der äußere Schein trügt, und nicht selten Großmuth hinter der Larve der Schuld sich verbirgt.“ — Eugenie hob diese letzten Worte vielleicht etwas zu bedeutend heraus, denn Leo sah sie befremdet an, zuckte lächelnd die Achseln, verbeugte sich indessen sogleich wieder, und antwortete galant: „Mit dem Dichter verachte ich des Böbels Geschrei. Vor Ihnen, mein Fräulein, wie vor Ihrer harmlosen Freundin entschuldigt dazustehen, ist mein einziger Wunsch.“ — „Ihr Einziger?“ lächelte Anna: „Wirklich, Herr Baron? Sagen Sie keinen andern?“ Leo bedachte sich ichelmisch sinnend eine Weile; dann erwiderte er: „Käme es durchaus auf einen zweiten Wunsch an, so wüßte ich keinen andern, als einmal auf ein Stündchen oder zwei an des Majors Küppel Stelle zu seyn, im Schlafrock mit Pfeife und Arroganz an seinem Fenster zu lehnen, und auf ihn hinabschauen zu dürfen, der an meiner Stelle in der Kälte dort schildern müßte.“ — Die Mädchen lachten, und Eugenie setzte bei: „Es wäre nur eine gelinde Strafe für den unzarten Mann. O, ich habe wohl gesehen, wie er sich gestern so abscheulich betrug, gerade als Sie . . .“ — Eugenie erröthete und verstummte, denn es war doch immer nicht recht gerathen, wenn der junge Mann erfuhr, daß sie auf ihn während seines Wachdienstes so genau Acht gegeben.

8.

Raum hört der Wolf seinen Namen, und schon kömmt er. Sporengerassel auf der Flur. „Der Herr Oberst?“ fragt Leo halb verlegen, und rüstet sich. Die Mädchen, die immer durch's Fenster blickend, nach dem Vater ausgehoben hatten, erschrecken auch ein bißchen. Das fremde

Klopfen an der Thüre beruhigte indessen. „Herein!“ und der Herr Major, von dem so eben gesprochen worden, erschien, als Visitengast, grüßend, sich bückend, Eugeniens Hand küßend. In der nächsten Sekunde fiel jedoch sein Blick auf Risberg, der in militärischer Haltung kerzengerade an der Thüre stand, und die Begegnung im Innern herzlich verwünschte. — Mürrisch maß ihn der Major vom Kopf bis zum Fuße, wendete sich dann zu den Damen, und sprach: „Was soll das bedeuten, meine Damen? Haben Sie strengen Arrest? Was machen Sie hier, Risberg?“ — „Ich erwarte den Herrn Oberst;“ versetzte Leo monoton. — „So ist hier nicht der Ort dazu;“ schnauzte ihn der Major an: „Sie wissen wohl, wo Sie hingehören. Im Zimmer der Damen ist nicht Ihre Stelle.“ — Ohne ein Wort ferner zu verlieren, grüßte Leo den Major nach Soldatenbrauch, — die Damen mit dankbaren Blicken, machte rechtsam, und ging zur Thüre hinaus. — „Ein zudringlicher, alberner, verdrießlicher Mensch!“ brummte ihm der Major giftig nach. — Anna wollte Risbergs Partie nehmen, allein vergebens. „Vornizig, naseweis, unausstehlich!“ fügte der Major seiner frühern Rede bei: „ein Inbegriff alles Lästigen. Ein Laugenichts, mit dem man keine Umstände machen, ihn behandeln muß, wie er's verdient. Der Herr Oberst würden es übel aufnehmen, wenn ich ihm sagte, daß seine Damen den Wüßling in's Zimmer citirt haben, ihn, vor dem jeder Vater, jeder Ehemann ein großes Kreuz schlägt!“ — „So scheint er also sehr gefährlich?“ versetzte Eugenie lächelnd: „Mir kommt er jedoch, aufrichtig zu reden, nicht so vor, und seinem Stande, dünkte ich, wäre man doch auch ein Uebrigcs schuldig.“ — „Seinem Stande?“ eiferte der Major heftiger noch als zuvor: „Was ist's mit seinem Stande? Mit dem Jagdjunker ist's Er! und der Baron gilt nur dann im Kommissrocke, wenn er Volontär ist. Aber

Se. Hochwohlgeboren sind hier zur Strafe als gemeiner Dragoner, und des Herzogs Befehle sind gemessen, ihn zu halten, wie den Plebs. Mich ärgert's allemal, so oft ich in das schnippische Gelschnabelgesicht sehe, daß ich den Burschen „Sie“ nennen muß. Gott verzeihe es denen, die uns das derbe, ächte, abstoßende, vernichtende „Er“ verboten, und uns gegen das gemeine Dragoner-volk höflich machten. Seit der Zeit geht die Subordination zu Grabe. Die Kerls unterstehen sich zu denken, und wenn der Reiter etwas mehr weiß, als daß er um fünf in den Stall, um sieben auf die Bahn, und um eilf in die Ménage muß, so ist's gefehlt.“ — „Wir verstehen davon nichts,“ sagte Anna gähmend; „Wie kommt es aber, daß Sie gegen den Baron so ausgezeichnet böse sind?“ — Der Major rollte die Augen, und warf die bramabastrende Lippe auf; er beliebte aber dennoch zu sprechen. „Sehen Sie, meine Damen,“ — sagte er, — „ich könnte sagen, daß es Menschen gibt, die man auf den ersten Blick schon nicht leiden kann;“ . . . — „Ja wohl;“ schaltete Eugenie mit Beziehung ein. — „Aber“ fuhr der Major fort: „ich will Ihnen reinen Wein einschenken. Der Bursche war kaum acht Tage beim Regimente, so wollte ich ihm mittelbar Gelegenheit geben, mich zu verbinden. Sie mögen wissen, daß der Rekrut wohl daran thut, seine Obern in Güte zu erhalten. Wir können die Kerls auf's Blut peinigen, wenn wir nur wollen!“ — „Hm!“ ließen sich die Mädchen ironisch vernehmen. — „Phylax, mein Jagdhund, war unpäßlich geworden,“ sprach der Major weiter: „die Jagdzeit stand vor der Thüre. Es mußte Rath geschafft werden. Schmid und Quackjalber wußten keinen Rath, keine Hülfe für das todtfranke Thier. Da fällt mir der Risberg ein. Jagdjunker gewesen, — denke ich, folglich versteht er sich auf Hunde und dergleichen, wird mir den Gefallen thun, den Phylax zu traktiren! — Ich schicke

daher meinen Burschen zu dem Naseweis, lasse einen Empfehl vom Herrn Baron von Ruppel an den Herrn Baron von Rißberg vermelden, und so und so, und das und das. Was läßt mir der Mensch durch den Burschen zurück sagen? Meinen Hund würde er nicht behandeln; wenn mir aber etwas zustoßen sollte, möchte ich mich nur bei ihm in die Kur geben. Ich wollte ihn in Arrest bringen, in schweren, wie billig; allein der Teufelsjuncker wehrte sich mörderisch und behauptete, er habe im Ernst gesprochen; er sey Arzt, und der Doktor Dreiblatt möchte ihn examiniren, wenn man's nicht glaube. Wunderhalber geschah es, und der Regimentsarzt soll, wie mir der Oberst sagte, bei der vierten Frage schon mauerstill geworden seyn, und gesagt haben: mit dem Vorgeben des Barons habe es seine völlige Richtigkeit. Ist das nicht zum Aergern? Wie kann ich den Menschen jemals mit gutem Auge ansehen?" — „Es ist freilich unverzeihlich,“ versicherte Eugenie, „daß Rißberg sich unterstehen konnte, in dieser Sache Recht zu haben, allein, verzeihen Sie, Herr Major, Sie behandeln den armen jungen Mann doch etwas zu hart. Durch Zufall hab' ich's gestern mit angehört, wie Sie, am Fenster liegend, und behaglich schmauchend, zu Ihrer Schwester sagten, indem Sie auf den Baron deuteten, der im Mantel eingehüllt vor dem Arsenal auf- und niederging: „Weit besser ist's doch, in dieser Herbstkühle sich im warmen Schlafrocke zu pflegen, als in dem groben Wachmantel zu spazieren! Dem Juncker da unten schadet's indessen nicht; es ist ihm gesund, und er hat noch weit mehr verdient.“ Der erste Theil Ihrer Rede, Herr Major, war nicht zart; der zweite beleidigend, und wenn der junge Mann, der den Ausfall wohl vernahm, nicht großmüthig wäre, wenn er Sie verklagte . . .“ — „So würde ich ihn in Grund bohren,“ behauptete der Major renommistisch; „Was ich gesagt, kann ich beweisen, und da der Mensch unsern

verehrten Prinzen Ernst angefallen hat, — meuchelmörderisch, wie man sagt, — so hat er auch weit mehr verdient, als unter meinem Commando zu stehen.“ — „Gott behüte uns vor der Hand vor Ihrem Commando!“ versetzte Anna, und ging hinaus, nach der Küche zu sehen. — Der Major ergriff indessen die Gelegenheit, näherte sich Eugenie und sprach, so höflich als es seine eingewurzelte Verbtheit erlaubte: „Lassen Sie immerhin die Pflegschwester sprechen; wen ich liebe, commandire ich sanft und gut; ja, ich bin sogar bereit, mich selbst commandiren zu lassen. Beste Eugenie, frei von der Leber weg zu sprechen, ziemt dem Soldaten. Mich freut es ausnehmend, daß Sie sich die Mühe nehmen, von Ihrem Fenster aus meine Wenigkeit zu beobachten, und ich darf Ihnen gestehen, daß ich nicht ohne Absicht so oft am Fenster liege, und nach dem Ihrigen blicke.“ — „Sehr schmeichelhaft,“ entgegnete Eugenie trocken: „nur weiß ich nicht, Herr Major, zu welchem Endzweck dieses Rekognosciren führen soll. Von meiner Seite wird es — ich verspreche es, — nie wieder geschehen, und so dünkte ich, Sie ließen auch Fenster und Vorhänge hübsch zu, oder sähen nach andern Dingen, als nach meinen Blumentöpfen, die ohnehin keine Blüthe mehr aufzuweisen haben.“ — „Grausame!“ seufzte der Major, und bemühte sich, recht kläglich zu thun: „wen suchen denn meine Blicke, als die sprödeste von allen Blüthen? Kurz und gut, mein Fräulein, soll es mein Loos seyn, vom Vater begünstigt, von der Tochter, die ich an bete, verschmäht zu werden?“ — „Bester Herr Major,“ versetzte Eugenie, der die Scene Langeweile machte: „Mein Vater mag mit seinen Dragonern thun, was ihm beliebt, ich schalte allein mit meinem Herzen. Ich bin zu jung, zu rasch für Sie.“ — „Donnerwetter!“ platzte Rüppel heraus: „Mit acht und dreißig Jahren steht der Mann in seinem Zenith, und fragen Sie einmal in der Residenz,

was der Herzog bei der letzten Revue von meiner Figur gesagt hat. Was das Nasche betrifft, will ich auch wohl Schritt mit Ihnen halten. Zittern nicht Ross und Reiter, wenn ich an der Fronte niedersprenge? Die Fuchtel, die leider abgeschaffte Fuchtel, getraue ich mir, noch so nervös und grazlös zu geben, wie vor zwanzig Jahren. Was wollen Sie mehr?" — „Ich — ich will durchaus keinen Soldaten;" antwortete Eugenie verlegen: „Der Krieg macht Wittwen und Waisen." — „Gut!" sagte der Major: „Um Ihre Willen könnte ich mich zu einem Civildienste bequemen. Kommt mir doch jetzt schon der Schlafrock weit behaglicher vor, als die Uniform, die Sr. Durchlaucht nie knapp genug sitzen kann." — „Und ich sollte dem Staat einen so wackern Offizier rauben?" ragte Eugenie schnell: „Nimmermehr! Lieber soll aus der ganzen Sache nichts werden." —

9.

„Aus welcher Sache?" fragte die Kammerräthin, die gerade in die Thüre trat, einen Brief in der Hand tragend: „Guten Morgen, Herr Major. Wie steht's, Euguchen? Mein armer Titus ist nicht wohl. Der arme Junge liegt zu Bette, und kann sich weder mit der Grammatik beschäftigen, noch mit dem Schönschreiben. Es packt ihn gewöhnlich in den Vormittagsstunden an, läßt bei Tische nach, und wird gegen Abend ganz gut, wenn ich das gute Kind mit Trauben erfrische, und ein Gläschen Muskatwein erlaube. Sein Uebelbefinden hat mich demungeachtet alterirt, und nur dieser Brief, den so eben der Postbote brachte, hat mich aufgerichtet. Er ist von meinem herrlichen Liebeding: er kommt morgen selbst, und — rathe einmal, in wessen Gefolge er sich — als blinder

Passagier — versteht sich, — eingeschwärzt hat? in das Gefolge des Prinzen Ernst, meines Augentrostes, dieses schönsten aller Männer! Se. Durchlaucht werden Mehrlingen einen ganzen Tag mit Ihrer Gegenwart beglücken, und Freud und Jubel an allen Ecken seyn. Morgen kömmt er und mein Liebeding; doppeltes Vergnügen.“ — „Und für uns doppelte Plage,“ murrte der Major, von Eugeniens Hartherzigkeit und Viktoriens lästiger Unterbrechung zugleich verdüstert: „Wir werden paradiren und defiliren, und eben so wenig Dank dafür vom Prinzen verdienen, als von gewissen grausamen Lippen ein Wort des Trostes.“ — Er ging verdrießlich nach der Thüre, drehte sich aber nach dem Abschiedsgruße noch einmal gegen die Frauenzimmer um, und sagte hämisch: „Morgen habe ich nur ein Gaudium, aber ein großes. Risberg vor dem Prinzen! Was meinen Sie? he?“ — Unter fatalem Lachen ging er. Eugeniens vor Ungebuld und Verdruß zitternde Hand konnte kaum die Nadel im gehörigen Takte bewegen. Die Kammerräthin machte sich dagegen gleichgültig daran, die Potpourris aufzuschütteln, und sagte phlegmatisch: „Du hast gewiß wieder etwas mit dem Major gehabt, und er möchte Dich doch so gerne heirathen. Liebes Eugenchen, ein Mädchen muß heutzutage nicht so besonders seyn. Gute Partteen wie mein Liebeding sind nicht auf allen Straßen zu finden. Der Major ist nicht übel und nicht gar zu alt; hat Vermögen, wie es heißt“ — „Schulden bei allen Juden;“ schaltete Eugenie lachend ein. — „Verdienste wie ein Held“ — sprach Victorie weiter. — „Wer ihm auch seine Heldenthaten glauben mag!“ unterbrach sie Eugenie wieder: „und wäre er reich wie Demidoff, und ein Held, tüchtiger als Carl der Große mit all' seinen Vettern, ich würde sagen: Nein, so lange mir die Augen offen stehen. Ich kann ihn nicht lieben, folglich nicht heirathen. Punktum.“ — „Du bist immer kurz angebunden!“ lächelte

die Kammerräthin: „aber Du wirst zur Einsicht gelangen. Ich habe mein Kammerräthchen auch nicht besonders favorisirt; ich wüßte mich überhaupt nicht zu erinnern, daß jemals ein Mann mir, — wie man zu sagen pflegt, — meine Ruhe geraubt hätte; aber nach der Hochzeit wurden wir gute Freunde, recht gute Freunde sogar, seitdem mein Mann sich das verdrießliche Recht haben abgewöhnt hat. Auf der Kammer, — in Gottesnamen, — aber im Hause hat die Frau das prae, und darum war hier auch, so lang die Mutter lebte, eine verkehrte Haushaltung. Der Vater hat beständig dominirt, und wie? Jetzt ließe ich mir's freilich auch nicht mehr gefallen.“ — In dem Augenblick polterte die Thüre auf; des Obersten bärtiges und grimmiges Antlitz sah herein, und seine Donnerstimme rief: „Nun, Plaudertaschen, wird's bald? Seit einer Viertelstunde ist aufgetragen, und man läßt mich allein? Allons, Du langsame Viktoria, und Du, schnippische Eugenie: Aufgefessen! Marsch! oder euch soll . . .“ — Die zufallende Thüre verschlang die kräftigsten Redensarten des ungnädigen Hausherrn; und die Damen säumten nicht, seiner Einladung zu genügen. „Ei, Du bist ja plötzlich sehr flink, gute Kammerräthin;“ spottete Eugenie. Viktoria erwiderte aber mit einem Seufzer: „Was einen der Mann erschrecken kann! Man muß schon gehen, soll er das Haus nicht umkehren. Da ist mein Liebeding ein ganz Anderer. Stundenlang sitzt er vor der zugedeckten Suppenschüssel, ohne zu muksen, bis wir alle beisammen sind, — ich, Titus und Er.“

10.

„Mein Fräulein! Ihre Hartherzigkeit bringt mich zur Verzweiflung, und kann mich noch weiter treiben.“

„Einem Mann, der so vielen Batterien entgegen gegangen ist, kommt es auch nicht auf einen Pistolenschuß an, sich aus der Hölle seines von Ihnen gehaltenen Daseyns zu erlösen! — Mein Leben oder mein sehr baldiger Tod liegt in Ihrer Hand. Von Rüppel.“ —

Also lautete das Billet, welches am folgenden Tage, gegen die Paradezeit, von dem Fräulein von Rüppel, der betagten Schwester des Majors, Eugenie überbracht wurde. Fräulein Christiane, um manches Jährchen älter als ihr Bruder, und von unerfreulichem Aussehen, hatte die Falten ihres Gesichts noch herbstlicher gelegt, weil sie wohl wußte, was in dem Briefe stand, den sie zu übergeben hatte. Eugenie war im ersten Augenblicke nicht wenig betroffen, und rief, fast erschrocken: „Mein Gott! der Mann wird doch nicht etwa . . .?“ — Viktorie und Anna fragten, erfuhren, lächelten. — „Seh ruhig, Kind!“ sagte die Erstere hübsch geruhig: „Sie erschließen sich nicht so geschwinde. Redensarten; nichts mehr als das.“ — „Ja wohl,“ pflichtete Anna lachend bei: „ja wohl nur Redensarten und nicht einmal des Majors eigenthümliche; denn ich wette, der schöngeistigste Compagniefeldscheerer, der seine sentimentalen Gedichte von Haus zu Haus schleppt, hat diesen Brief entworfen.“ — „Loses Mädchen!“ entgegnete Christiane, den Mund gleich einer gekränkten Zimperlichen zusammenklemmend: „wenn das mein Bruder hörte, auf der Stelle würde er seine Drohung erfüllen, denn ich kenne ihn seit gestern gar nicht mehr. Ich habe ihm Alles vorgestellt, was man in ähnlichen Lagen nur vorstellen kann; nichts hat gefruchtet. Aber grimmiger hat er noch gethan, als zuvor, und ich befürchte, seine Leute werden heute einen schweren Stand mit ihm haben.“ — „Auf der Parade, meinen Sie?“ fragte Viktorie: „der Prinz ist jedoch noch nicht gekommen; wie?“ — „Er wird erwartet,“ berichtete Christiane, und ging zum Fenster, denn die blanken Reiter-

züge schwenkten schon unter fröhlichem Trompetenklange auf den Paradeplatz. Von Adjutanten, Unterofficieren und Ordonnanzen wimmelte das Haus, während die Schwadronen sich rasch entfalteten, aufstellten, und bald, in eiserner Ruhe haltend, ein schönes Schauspiel gewährten. Eine frische Herbstluft spielte mit den von den Helmen hängenden Rosschweifen, die Standarten flatterten wie lustige Wimpel im Winde, die Waffen blitzten, die Rösse schnoben und dampften aus den Müßtern. Der Platz, die Fenster um denselben waren vollgedrängt von Zuschauern. Eugenie und ihre Schwestern folgten Christianens Beispiele, und sahen dem hübschen Schauspiele zu. Des Majors Schwester deutete nur auf ihn, der wie ein toller Mann auf und nieder gallopirte, sein Pferd zu Gewaltsprüngen spornte, und zehnmal größer, denn sonst, mit seinen Untergebenen war. Victorie sah sich nach dem Better, nach dem komödienhaft herausgeputzten Mehrlingertürken, der die Pauken des Regiments schlug, und nach ihrem Liebeding um. Eugenie und Anna suchten mit den hellen Augen den Baron von Mißberg. Die Scharfsichtigen hatten ihn bald im ersten Gliede aufgefunden, und konnten sich eines neuen Mitleids nicht erwehren, da sie ihn ernster und nachdenklicher als gewöhnlich auf dem Pferde sitzen sahen. — „Unbarmherzig ist's, den armen Menschen seinem Todfeinde vor Angesicht zu stellen;“ meinte Victorie, nachdem sie auf Mißberg aufmerksam gemacht worden war. Die Schwester wußte das freilich besser, dachte aber dennoch, das Wiedersehen müsse kein erfreuliches seyn. Da sie nun aber von Christianen hörten, daß Mißberg sich krank gemeldet, und dennoch, auf Antrag des Majors, nicht vom Dienste befreit worden, da wurden sie noch einmal so sehr gegen den rohen Eisenresser erbittert, und Christiane, die die saubere Tücke triumphirend erzählte, hatte damit für ihren Bruder eben nichts gewonnen.

Das Regiment hatte bis jetzt wie eine stille Wetterwolke gestanden; plötzlich wurde Alles lebendig. Ein bestaubter Dragoner, den man als Bedette ausgestellt hatte, kam in voller Carrière herbei, und brachte die Nachricht: Des Prinzen Wagen sey gestürzt, er selbst, der Durchlauchtigste, unversehrt. Des Prinzen Begleiter, der Major von Ringelsberge, habe sich am Arm verletzt und werde langsam hereingefahren; der Prinz sey dagegen, bloß von einem Reitknecht begleitet, zu Pferde gestiegen, und werde in wenig Augenblicken hier seyn. — Oberst und Stab eilten dem Prinzen entgegen, und führten ihn unter dem Geschmetter der Trompeten und dem Gewirbel der Pauken und dem lauten Hurrahgeschrei auf den Paradeplatz. — Ernst, ein schöner, schlanker Mann, wie ihn Viktorie beschrieben, in geschmackvoller Uniform, benahm sich äußerst leutselig und graziös, sah mit einer Aufmerksamkeit, als hätte er nie etwas Besseres geschaut, den Uebungen der Truppen zu, und bezauberte Jedermann durch seine unermüdlche Herablassung. — „Hurrah! Vivat! Viktoria!“ rief indessen ein Männchen in apfelgrünem Frack, das sich mit beiden Ellbogen Platz durch die Menge machte, und an dem Erdgeschosfenster, in welchem die Kammerräthin und Eugenie lagen, in die Höhe sprang. — „Ei, Liebeding! Du bist's?“ entgegnete Viktorie. „Du bist also nicht umgeworfen worden?“ — „Nichts weniger als das!“ jubelte Eugeniens Schwager: „ganz und gar, mit Haut und Haar stehst Du Dein Kammerräthchen wieder!“ und wollte seine Gehälfte von der Straße aus kurz und gut umarmen. Mit einem „Pfiu doch!“ stieß ihn Viktorie zurück, und Titus sprang an ihrer Statt zum Fenster hinaus, dem Papa auf recht ungezogene Weise an den Hals. Während sich der Kammerrath von der ungestümen Vater-

freude zu befreien suchte, Viktorie an ihrer zerdrückten Halskrause musterte, Anna laut lachte, und Christiane mit dem hämischen Blick alter Jungfrauen auf die sich balgenden Liebeding senior und junior herniedersah, verwandte Eugenie kein Auge von dem Prinzen, der gerade an der Fronte des Regiments hinaufritt, vor einigen der ältern Dragoner hielt, mit ihnen redete, dann weiter schritt, und endlich den ihm folgenden Oberst um etwas zu befragen schien. Drei Schritte davon stand Rißberg, dessen Gesicht etwas bleich geworden war; und auf ihn zeigte der Oberst; ihn forderte er auf, aus dem Gliede vor den Prinzen zu treten. Mit welcher Spannung hing Eugenie an Ernsts und Rißbergs Zügen. Beide schienen betroffen, gleichsam staunend, sich hier einander gegenüber zu sehen. Lange Zeit fixirte der Fürst seinen Freund, und ritt nach einigen mit ihm gewechselten Worten weiter, sich einigemal nach ihm umsehend. Nun lagerte sich wieder die alte Ruhe auf Rißbergs Antlitz, und Eugenie erwartete nun auch mit mehr Gelassenheit das Ende der Parade. Der Prinz zog unterm Jubel des Regiments ab; der Oberst und die Stabsoffiziere begleiteten ihn zu dem alten Schlosse, das er zum Absteigequartier gewählt hatte. Mit Staunen und Freude sah Eugenie, da sich die meisten jungen Offiziere nun um den Baron Rißberg versammelten, mit ihm sich unterhielten und ihn *en ami* behandelten. Das Warum? kam bald zu Tage. Die Sonne der Gunst hatte ihm geleuchtet. Die Leute wollten gesehen haben, der Prinz sey bei Rißbergs Anblick auf's Höchste ergriffen gewesen, — er habe geschwankt zwischen dem so natürlichen Widerwillen und der angeborenen Großmuth. Die letztere habe indessen einen eklatanten Sieg davon getragen, und Se. Durchlaucht haben den Wunsch geäußert, den Baron nach Tisch bei sich zu sehen. Daher diese Umwandlung der Gemüther, daher dieser allgemeine Umschwung! Eugenie

sah in diesen Zeichen eine günstige Vorbedeutung für Risberg, mildere Gesinnungen des Herzogs, die bestätigte Straflosigkeit ihres Schirmes, und bereitete sich noch einmal so fröhlich zu dem Balle vor, welchen an selbem Abend die Stadt dem nur kurz verweilenden Fürstensohne in aller Unterthänigkeit gab.

12.

Ein Kranz von blühenden Mädchen schmückte die Banquetten des Rathhaussaals. Nur wenige verwelkende hagere und allzufüllreiche hatten sich in den Kranz eingeschlungen. Christiane nebst dem ganzen Corps ihrer vergilbten Schwestern blinzelte von der Nobelgalerie in das bunte Gewühl. Die weißen Kleider der Damen, mit Roth und Grün, der Landesfarbe, geschmückt, die ebenfalls grünen und rothen Dragoneruniformen, die schwarzen, so Trauer- als Gallaröcke der übrigen Civiljugend, nahmen sich recht gut aus. Die Ungeduld der Tanzlustigen zeigte sich nicht undeutlich; aber der Prinz war noch nicht da; der Ball durfte noch nicht eröffnet werden, und den Damen blieb nur Geduld zu fassen übrig. Die bunten Herren scharwenzelten im Saale umher, still verwundert, sich einmal wieder in Schuhen und seidnen Strümpfen zu erblicken; die schwarzen Civilisten behaupteten, wie das Centrum auf der Scheibe, die Mitte des Saals, stehend, schauend, lorgnirend, sehnend, hoffend, eifersüchtig, verwünschend. Eugenie, ein Militairkind, war von Officieren umschwärmt; die gemüthliche Anna unterhielt der Auditeur, ein angenehmer Dreißiger; der Kammerräthin servirte ihr Liebeding das Pränumerations-Punschglas, diese Bedingung leidlichen Friedens, sine qua nov. Henriette, Clementine, Sophie und Mimi,

unter den Flügeln von Müttern und Tanten, durften nur ihre Blicke reden lassen, und diese Blicke sprachen immer zu der Saalthüre die Worte: „Warum öffnest Du Dich nicht, daß wir den Prinzen sehen, den charmanten, lieben Prinzen, und vielleicht“

Da ging sie auf, die zaubernde Thüre, und das Orchester fing an zu rumoren, und Alles stand auf, sich herneigend gegen die Hoffnung des Vaterlandes, die in der Gardeuniform mit Stern und Orden eintrat, zum Tanz wie ein Adonis geschmückt. Hinter dem Prinzen gingen Civil- und Militärobere; ihm zur Seite aber ein gemeiner Dragoner, obschon im feinsten Tuche gekleidet: Leo von Nisberg. Diesem galt auch des Prinzen erstes Wort, als endlich des Stabstrompeters Fanfarenjubiläum verklungen war und die Paukenschlägel ruhten. Denn zu dem ansehnlichen Kreise, den die Honoratioren um den Herzogssohn schlossen, sprach er mit gewinnender Milde: „Es steht nicht in Abrede, meine Herren, daß das Kleid des Soldaten ein Kleid der Ehre sey. Ich hoffe daher, Sie werden diesen jungen Mann, den ich Damon nennen möchte, weil ihm ein Pythias nicht fehlt, wohlwollend und auszeichnend unter Ihnen aufnehmen.“ — Ein allgemeiner Scharrfuß war die Antwort, und der lustige Nisberg bewegte sich, wie ein Fisch in gewohnter Fluth im Ballsaale, als ob er schon seit Jahren mit allen vornehmen Mehrlingern vertraut gewesen wäre. Die Herzen der Mädchen, die endlich den längst Bemerkten und Belobten in den Sirkel honneter Leute aufgenommen sahen, schlugen hoch; höher als alle das Herz Eugeniens, denn auf sie kam, vom Oberst geführt, der Prinz zu, in eigener Person, und bat sie um den ersten Tanz. Eugenie erröthete sehr und verbeugte sich geschmeichelt. Der Oberst selbst, von Vaterstolz ergriffen, wagte ein Lächeln. Eugenie flog am Arme des Prinzen dahin. Anna folgte dem angenehmen Nisberg, der nach

einer flüchtigen Beschauung des Blumenflors der Bescheidenen den Vorzug gab. Zahlreiche Paare reiheten sich an diese Vortänzer, und in Vergnügen versunken gewährte Niemand, auf welcher Folterbank der Major lag, der sich Eugenie entführt und Risberg wie einen Offizier behandelt sah. Die Tanzenden hatten ihre Zeit besser zu benützen. „Wie komme ich Ihnen vor, Fräulein Anna?“ fragte Leo seine Tänzerin; und sie versetzte: „Wie ein Räthsel, Herr Baron, aber wie ein artiges.“ — „Recht so,“ sprach er hierauf: „Ihnen gegenüber will ich der Artigste auf Erden sehn, wenn ich gleich selbst nicht recht weiß, was ich von mir halten soll. Sie sind mir indessen zum Beispiel kein Räthsel, sondern der klarste, lieblichste Spiegel, den ich kenne.“ — „Ihr Spiegel?“ fragte lächelnd das Mädchen. — „Der Spiegel, in dem ich mich so vollkommen zu erblicken wünschte, als Sie es sind. Ihr häusliches Walten, Ihre Frömmigkeit, Ihr stiller, ruhiger Sinn ist mir längst schon nichts Fremdes mehr. Wenn Sie einst an meinem Herde schalten, für mein Wohl beten wollten“ — „Ei, wo denken Sie hin?“ läspelte Anna verschämt und erschrocken: „Alles zu seiner Zeit. Wirthschaftsangelegenheiten gehören nicht auf den Ball, und sehen Sie ... gerade endet der Prinz den Tanz.“ —

Ernst war indessen auch nicht stumm gewesen, und flüsterte Eugenie, da er sie zu ihrem Plaze führte, zu: „Diesen Inbegriff von Liebenswürdigkeit, den mir ein treuer Freund nicht zu partiisch geschildert hat, habe ich nun kennen gelernt, preise diese Stunde, und bedaure nur, daß meine Verhältnisse mich zwingen, Ihnen fern stehen zu müssen. Nicht einem Jeden gönne ich aber diesen seltenen Schatz, liebe Eugenie. Ich werde dafür sorgen, daß er an den Würdigen gelange.“

Wie süß und zauberisch klangen doch diese Worte in Eugeniens Ohr? Der Prinz hatte in Räthseln mit ihr

gesprochen; aber diese Räthsel litten nur die beste Deutung. Schirmeck war gewiß nicht von ihm gefährdet; auf Schirmeck, auf wen sonst bezogen sich wohl des Prinzen letzte Reden? — Wie eine Grazie leicht und frei und sicher, den Abglanz der zuversichtlichsten Hoffnung im schönen Auge, im allerliebsten Gesichte, schwamm Eugenie in den folgenden Tänzen dahin, von den Vestris und Gardels Mehrlingens eifrig aufgefordert, bis die erste Ruhfrist eintrat und wieder den Kreis der Ihrigen um sie versammelte. Der Prinz spielte im Nebenzimmer mit Präsidenten und Hofrätthen. Der Kammerrath hatte aber den goldbeladenen Tisch geflohen, und war, mit Erfrischungen beladen, zu seiner Viktorie zurückgekehrt, welche er bis jetzt in allen Tänzen herumbewegt hatte, und die sich vornehm an Eugeniens Seite blähte, weil Prinz Ernst mit Eugenie, ihrer Schwester, getanzt hatte. Die letztere, von Erinnerung und Sehnsucht befangen, hörte nicht auf die gastronomischen Unterhaltungen des kammer-räthlichen Paares, sondern erhaschte, sinnig lauschend und heimlich lächelnd, mit dem geübten Ohre die zarten Fäden der reinen Liebesneigung, die sich zwischen Anna und Leo zu spinnen begann. Der unfern stehende Oberst, mit Andern im Gespräch begriffen, blickte wohl dann und wann aufmerksam, aber nicht grimmig nach Anna herüber, und ließ Leo ungestört an ihrer Seite. Kaum aber war er hinweggegangen, als der Major von Rüppel hinter irgend einem Pfeiler hervorbrach, und rasch auf Eugenie zuging. Bei seinem Anblicke entfernte sich Risberg, seinen Unmuth nicht verhehlend, von Annen, und Eugenie hätte viel darum gegeben, wenn sie ihm hätte folgen dürfen. Da jedoch die Schicklichkeit dieses nicht erlaubte, so beschloß sie, von der Untethaltung des Prinzen aufgeheitert, die Waffen des Scherzes gegen den unermüdeten Major zu gebrauchen. Dessen erste Redesprach schon den Dämon aus, der in ihm arbeitete: den

des Verdrußes. „Sie machen ja heute Alles durch ihren Zauber glücklich, mein Fräulein,“ sprach er: „lassen Sie doch auch meine Wenigkeit etwas davon genießen; soll ich allein unglücklich bleiben? mich nicht einmal einer tröstenden Antwort auf die Botschaft erfreuen, die Ihnen Christiane sicher überbrachte?“ — Diese Botschaft hat mich beleidigt, Herr Major!“ entgegnete Eugenie: „solche Nasereien ziemen der Liebe nicht, und Sie werden viel zu thun haben, wenn Sie mich nur wieder versöhnen wollen, fernerer Gunst gar nicht zu gedenken.“ — Der Major stand da, wie ein Versteinerter. Der Effekt, auf den er rechnete, war zu Wasser geworden. — „Ohnehin,“ fuhr Eugenie ernsthaft fort: „ohnehin haben Sie meinen und aller gefühlvollen Menschen Bartsinn in der Person des jungen Baron von Risberg verletzt, und müßten diesen Fehler vor Allem repariren, ehe es zu einem guten Vernehmen zwischen uns kommen könnte. Ich läugne es nicht, daß ich für diesen jungen Mann eine gewisse Vorliebe gefaßt habe, welche des Prinzen Benehmen gegen ihn vollkommen rechtfertigt, wie mir dünkt.“ — „Recht, eine besondere Vorliebe,“ wiederholte der verdutzte Major, seinen Unwillen verbeißend: „was befehlen aber das gnädige Fräulein, daß ich thun soll, um dieser Vorliebe zu genügen?“ — Was ich wünsche, werden Sie nicht thun,“ äußerte Eugenie achselzuckend; „und so, fürchte ich, wird Alles im jetzigen Zustande bleiben.“ — „Nimmermehr!“ rief der Major, der wieder eine sonnenklare Aussicht auf Eugeniens Liebe und ihren Reichthum im Hintergrunde erblickte: „Was begehren Sie? Alles, was Sie verlangen, thue ich ohne Widerrede.“ — „Auch Schildwache stehen?“ fragte Eugenie leise, ihn bei Seite ziehend. Der Major stutzte. — „Mit Kasket, Karabiner und Wachmantel, im Schilderhäuschen am Arsenal, meinen Fenstern gegenüber?“ fuhr Eugenie fort. — Des Majors Gesicht verzog sich gar unerfreulich. „Was wollen Sie damit?“

fragte er zweifelhaft?" — "Satisfaction für den Baron, den Sie auf dem Posten beleidigten," versetzte die Schelmin; „zugleich einen Dienst, wie ihn sonst die Dame vom Baladin fordern dürfte.“ — „Bedenken Sie aber...," sprach der Major ärgerlich und dennoch geschmeidig: „ich bin Major; dieser gemeine Dienst, . . . wenn es herauskäme, . . . ich müßte mich doch, um Ihnen den Spaß zu machen, einem Kerl anvertrauen, und dann . . .“ — „Alles bedacht," fiel Eugenie lebhaft ein: „der grobe Wachmantel gilt für einen Fürstentalar, denn die Schildwache repräsentirt den Fürsten. Und wessen Dienst, vom Lohmwächter an, der an Krähwinkels Thor seine Strümpfe strickt, bis zum Kürassier, der zu Pferde die Tuilerien bewacht, ist ehrenvoller, als der Wachdienst bei der Geliebten, dieses Darthun des unbedingten Gehorsams? Was Ihre Scheu vor der Entdeckung betrifft, so wäre der beste Rath, Sie tauschen selbst einmal mit dem Baron den Platz. Er ist Edelmann; sein Ehrenwort wäre Ihnen Bürge.“ — „Mit dem Baron?" fuhr der Major auf: „mir steigt die Galle. Was verlangen Sie? Ich soll zwei Stunden für den Burschen schildern? Soll er nicht auch vielleicht während dessen in der bel-étage meine Person spielen, und mir Gleiches mit Gleichem vergelten? Mich schaudert.“ — „Allerdings gehört das dazu," sagte Eugenie kurz, obichon mit Mühe das Lachen verbeißend: „Ich versichere Ihnen indessen, daß der Baron edelmüthiger sein wird, als Sie. Aber ein- für allemal: Sie im Schilderhause, Mißberg bequem und vornehm oben an Ihrem Fenster . . . diese Resignation muß ich sehen, sonst wird nimmer Friede zwischen uns.“ — Sie wollte von dem Major gehen; er faßte sie aber heftig bei der Hand, und sprach voll Unruhe: „Wenn ich's nun aber thäte, Graufame, . . . dürst' ich dann hoffen?" — „Daß ich Ihnen Ihre bisherigen Unarten vergebe?" sagte Eugenie schalkhaft: „auf mein Wort. Nur keine voreiligen

Hoffnungen indessen. Ein Weiteres wird von meiner Laune und Ihrem Betragen abhängen, Herr Major. Lieber nichts erwartet, als vergebens geharrt.“ —

13.

Eugenie hüpfte zu den Schwestern zurück, überzeugt, den Bewerbungen des Majors einen unüberwindlichen Schlagbaum vorgeschoben zu haben; — aber so groß ist die Macht der Schönheit über ein sinnliches, die Macht des Geldes über ein habgieriges und schuldenbewußtes Gemüth, daß der Major, in eine Ecke gedrückt, bei näherer Ueberlegung Eugeniens Begehren zwar abenteuerlich und unangenehm fand, wie von Anbeginn, aber sich bei jeder Einwendung sagte: „Was hilft's aber? Aut — aut; thust Du nichts, erringst Du auch nichts. Vornehmere Personen haben schon weit mehr für die Capricen einer Freundin gethan, und wo Herkules spann, kannst Du, Major, wohl auch einmal schildern. Das Arsenal ist abgeleget. Kein Offizier kommt dahin. Ich arrangire die Partie im Zwielfichte; wir haben keinen Mondschein seit heute, und in der Dämmerung steht ein Major im Wachmantel gerade so wie ein gemeiner Hund aus. Freilich, — mit dem Bengel mich einzulassen — mit dem Mißberg, — das ist hart. Aber der Prinz, — und Eugeniens Wunsch, — und er ist doch Cavalier. Ich setze einen schlechten Kerl drauf, — und so muß es gehen, und schnell muß es gehen. Der Ahabarber schluckt sich am leichtesten, wenn man die Augen zu und nicht viel Federlesens macht.“ — Voll von diesem unmännlichen Entschlusse, den er fälschlich für einen männlichen hielt, schritt der Major in das Punschzimmer, gerade als zur entgegengesetzten Thüre Leo von Mißberg eintrat. Draußen rauschte die Musik schon wieder zum

Tanze. Der Major hielt den Baron auf. „Ei, Barö-
 chen,“ sagte er mit falscher Freundlichkeit: „wohin? Im
 Saale ist viel Staub und hier viel Spiritus. Bleiben Sie
 hier und trinken mit mir ein Glas Punsch.“ — „Ei, Herr
 Major,“ entgegnete Leo ungenirt: „ich trage keine Epau-
 lettes, und ...“ — „Ei was,“ versetzte der Major: „mit
 wem Prinz Ernst getrunken, mit dem trinkt auch von Rüp-
 pel. Nehmen Sie Platz.“ — „Sie befehlen?“ sprach Leo,
 und saß und trank, wie es der Major haben wollte.
 „Apropos,“ begann dieser nach einigen gleichgültigen Dis-
 kursen: „hätten Sie nicht Lust, Morgen Wache zu thun?“
 — „Ganz und gar nicht,“ lachte Risberg; „ich hatte erst
 vorgestern die Ehre.“ — „Wenn ich Sie aber bitte, mir
 die Freundschaft zu erweisen?“ — „Ihnen? was kann
 Ihnen mein Wachedienst helfen?“ — „Ich fädle Alles
 ein. Ihr Rittmeister ist mein Freund. Morgen wird ein
 zur Schloßwache Kommandirter krank. Sie treten für
 ihn ein. Sie erhalten wieder den Posten am Arsenal.
 Von Sechs bis Acht kommt Ihre Tour; ich löse Sie
 dann ab.“ — „Sie?“ — „Ein Scherz, Bester; aber
 Ihr Kavaliervort, daß Sie schweigen.“ — „In Gottes-
 namen. Auf Ehre.“ — „Dann müssen Sie mir noch
 einen Gefallen thun.“ — „Welchen?“ — „Vertreiben
 Sie während meiner spassigen Wache meiner Schwester
 die Zeit.“ — „Recht gern; aber ich weiß nicht ...“ —
 „Hören Sie ferner, verschmähen Sie meinen Schlafrock
 nicht, nicht meine Pfeife. Christiane soll vom besten Ka-
 naster stopfen; und legen Sie sich nur — wenn gerade
 Niemand vorbeigeht — recht breit an's Fenster, gerade
 als ob ich's wäre. Wollen Sie?“ — „Sie sprechen
 hebräisch, Herr Major.“ — „Uebermorgen soll's gutes
 Deutsch sehn. Ein Paar Minuten vor Acht lösen Sie
 mich wieder ab, und Alles ist im Alten; nur werden
 Sie mich sehr verbunden haben.“ — „Das thue ich recht
 gern,“ erwiederte Risberg lächelnd, wenn ich mir schmei-

cheln darf, daß Sie ein bißchen freundlich mit mir seyn wollen." — „Was das betrifft, liebster Baron," sprach schließlich der Major, „so sollen Sie gewahr werden, was ich für meine Freunde Alles zu thun im Stande bin." — Sie schieden zufrieden. Zu Anna eilte Leo, zum Spieltisch der Major.

14.

Erhitzt durch Punsch und erkältet durch die kalte Nachtluft hatte der gute Major einen Schnupfen davongetragen, der ihn einige Tage lang von der Ausführung seines Ritterstückchens abhielt, und so kam denn endlich derjenige heran, an welchem Risberg der Ordnung nach wieder die Wache zu beziehen hatte. Der Major, ebenfalls zur selben Frist gesund geworden, fädelte die Sache, seinem Versprechen gemäß, wieder ein; Risberg kam auf die Schloßwache, und schilderte am Arsenal von zwölf Uhr bis zwei. Eugenie war durch Christianen benachrichtigt worden, daß ihr Bruder entschlossen sey, das verlangte Abenteuer zu bestehen, und erwartete, überrascht von des Majors Vornehmen, aber voll Muthwillen und Schalkhaftigkeit, die sechste Stunde, in welcher Risberg abermals aufziehen und der grimmige Rüppel ihn ablösen sollte. Anna, die Kammerräthin und Liebeding waren in's Geheimniß gezogen, und lauschten — ein neugieriges Publikum — hinter den Vorhängen. Wenn aber Kammerrath und Frau aus Schadenfreude und Langeweile sich in die unbequeme Lauscherattitüde setzten, so befeelte Anna ein reineres, wohlthuerendes Gefühl, — die Sehnsucht, denjenigen zu sehen, der ihr Herz gewonnen hatte, und dem Freundlichen verstorhen, aber nicht weniger freundlich zuzunicken.

Der Major hätte keine bessere Zeit wählen können. Seit drei Tagen war schon der Prinz abgereist; der Oberst und alle Offiziere bis auf die dienstthuenden waren in aller Frühe zu einem großen Jagen gezogen. Keine Störung stand zu befürchten. Zudem ist dem wenig bevölkerten Mehrlingen der Platz um das Arsenal eine kleine Wüste, fern vom Schlosse, eingefangen von alten, fahlen, unwegsamen Festungswerken, und nur ein Haus, die Wohnung des Majors und seiner Schwester, lehnte sich an das Waffengebäude. Gegenüber lag des Oberstenhauses Hintergebäude, benachbarschaftet von Gärten und Brandmauern. Eine geraume Strecke vom Arsenal verlор sich der öde Platz in belebtere Gassen, und diese Strecke war leicht zu übersehen; kein unzeit'ger Ueberfall zu vermuthen. Um sechs Uhr schlenderte Mißberg mit seinem Führer daher, löste den Vormann ab, und ging gleichgültig auf und nieder, bis die Abziehenden nicht mehr sichtbar waren. Leo's Falkenblick bemerkte bald ein Paar freundliche Augen ihm gegenüber, und ließ die Entdeckung nicht ungenützt, denn er sandte einen Feuerstrahl nach dem andern gegen den neidischen Vorhang, der nur wie ein Schatten ihm das theure Bild zu sehen erlaubte. Er dachte gar nicht mehr an den Major: aber plötzlich stand dieser vor ihm, mit düsterer Stirne, obgleich er sich zu lächeln zwang. — „Geschwinde, Herr Baron,“ flüsterte er: „die Zeit ist günstig. Kasket und Armatur her.“ — „Wie?“ entgegnete Leo, an den Honneurs verhindert: „Sie wollten in der That?“ — „Freilich,“ versicherte der Major: „werfen Sie mir den Mantel um, 's ist verdammt kühl. Der Helm paßt mir auch nicht auf den Kopf, ist viel zu eng. Da mag aber das Sturmband helfen. So. Jetzt gehen Sie zu Christianchen. Schlafrock, Pfeife und ein aufrichtiger Kaiserthee erwarten Sie. Aber fein manierlich seyn, — hören Sie? Und Punkt drei Viertel auf Acht die Ablösung nicht vergessen. Verstanden?“

„Sehr wohl, Herr Major;“ erwiderte Leo, und schlüpfte in die Hausthüre des Majors. Eugenie, den Treier auf dem Posten sehend, schlug auf dem Flügel die Melodie der „Sentinelle“ an, und Liebeding fragte seine Gattin wehmüthig, ob sie zweifeln könne, daß er nicht einst — und noch jetzt — gethan haben würde, was der Major that. Anna blickte indessen sorgsam durch die spiegelhellen Scheiben der ersten Etage des Majorhauses, und sah, wie Fräulein Christiane den schelmisch reverenzelnden Leo gratiös und förmlich empfing. Feierlich, wie man einen Ehrenpelz überreicht, brachte Christiane den bunten Schlafrock heran, die Mütze des Majors und die mächtige Pfeife, und lud den seltsamen Cinquartirten zu einer Tasse Thee ein, bevor er sich an den abgeredeten Fensterposten begäbe. Leo acceptirte, um gerade keinen Korb zu geben; indessen schritt unten der Major mit Gigantenschritt auf und nieder, im Mantel vermunnt bis an die Zähne, den Karabiner unter dem Arm, und den Helm zierlich auf dem Haupte balancirend. So wie sich jedoch ein Betteljunge oder Karrenführer von Ferne sehen ließ, kroch er wie eine Schnecke in sein Haus. Eugenie hatte lange gezaudert, ans Fenster zu treten, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Mittlerweile hatte sich Leo, trotz der frischen Abendkühle, am jenseitigen breit gemacht, wie es sonst der Major pflegte. Eugenie öffnete nun ihr Fenster, und wenig fehlte, so hätte die vornehme Wache vor dem Blicke präsentirt, den das holde Mädchen auf sie warf. Leo rückte freundlich die Mütze, als die Schelmin begann: „Befinden Sie sich wohl, Herr Major?“ — „Charmant;“ versetzte der Schäfer: „Ich finde es überhaupt im Schlafrock sehr bequem und warm, und möchte um keinen Preis in der Herbstkühle Schildwache stehen, wie der arme Mann da unten; aber er hat es nicht besser gewollt!“ — „Spizbube!“ murmelte der Major vor sich hin, und holte sich Trost in einem neuen freundlichen

Blicke Eugeniens. — „'s ist wohl schon spät, Herr Major?“ fragte das Mädchen weiter. — „Ich weiß wahrhaftig nicht;“ antwortete Leo, den Rauch wie ein Bassa aus der Pfeife blasend: „Schildwache! wie viel Uhr?“ — Ein bitterer Kelch für den Factionär. „Halb Sieben schlug's so eben!“ presste er ungeduldig und unwirsch hervor, und kroch in's Schilderhaus, denn von ferne ließ sich ein ansehnlicher dicker Herr wahrnehmen, der gerade auf's Zeughaus lossteuerte. Eugenie zog ebenfalls den Kopf zurück, drückte das Fenster zu, und Leo trat der Abrede gemäß hinter den Vorhang. Christiane hatte, theils von der romanhaften Nachgiebigkeit ihres Bruders geärgert, theils vom Tabaksdampf und dem herbstlich eindringenden Luftstrom gequält, das Zimmer verlassen, und Leo hatte alle Muße, schweigend zu beobachten, was sich auf der Straße begab, denn der dicke Herr segelte in schnurgerader Richtung auf die Schildwache am Arsenal zu, die in ihrem Versteck nicht wußte, wie ihr geschah. Der Unbekannte gelangte rasch an das Schilderhaus, sah dem verdutzten Major starr in's Gesicht, und fuhr dann selbst verdutzt zurück. Müppel bekam vor diesem wildfremden Antlitz Courage, und rief grimmig: „Was gibt's, Herr? zurück oder!“ — Beschämt zog der Fremde den Hut, und sprach treuherzig: „Vergeben Sie, mein Herr Dragoner; ich bin ein Fremder; die Dämmerung und wahrscheinlich falscher Bericht haben mich irrgelitet.“ — „So scheeren Sie sich fort!“ brummte der Major. — „Ich suche meinen Neffen, den Baron von Mißberg;“ fuhr der dicke Landedelmann fort; „aus der Kaserne wies man mich auf die Hauptwache, von da zur Schloßwache; dort erfuhr ich, mein Leo stehe am Arsenal. Die Ablösung zu erwarten, verstattete mir meine Sehnsucht nicht. Aus alten Zeiten mit der Gelegenheit der Stadt bekannt, fand ich mich bald hieher, und finde ein fremd Gesicht. Wo ist denn der Baron, oder ist vielleicht“ — „Stille!

sag' ich;" murrte der Major: „von Ihrem Neffen weiß ich nichts. Packen Sie sich fort!" — „Ei, Schildwache! wer wird einen Fremden so unfreundlich bescheiden?" fragte Leo vom Fenster herab: „lieber gleich die Wahrheit. Mein Herr von Risberg! es thut mir leid, Ihnen melden zu müssen, daß ich vor einer Stunde den Herrn Baron, um eines Excesses willen, in engen Arrest geschickt habe. Bis Morgen Mittag soll er jedoch wieder frei sehn, um Ihtretwillen, und Ihnen seine Aufwartung machen." — „Mein Leo, mein Neffe!" klagte der Alte; „wen habe ich die Ehre, zu sprechen, mein Herr? und darf ich meinen Leo nicht heute noch sehen?" — „Ich bin Major von Ruppel;" erwiderte Leo kaltblütig. — „Galgenstrick!" brummte der Major grimmig in die Falten seines Mantels; Leo sprach aber weiter: „Sie dürfen Ihren Leo nicht sprechen, Herr von Risberg. Ein strenger Befehl des Herzogs ist eingelaufen, daß alle Verwandte des jungen Mannes sich ohne Ministererlaubniß auf nicht mehr als eine Stunde seinem Aufenthalte nähern dürfen." — „Nicht möglich!" rief der Alte, die Hände kläglich faltend. — „Wenn man Ihr Hiersehn inne wird," fuhr Leo mit barscher Stimme fort, — „so werden Sie unter Escorte nach Hause gebracht. Daher gehen Sie auf der Stelle nach Lindengart zurück, und logiren im goldnen Hirsch. Dahin will ich Ihnen den Neveu morgen senden." — „Ach, Herr Major," sagte der Edelmann, schon auf dem Sprunge stehend: „wie danke ich Ihnen, Sie Gottesmann. Ich will sogleich fort. Sie sind Cavalier, ich darf mich auf Sie verlassen . . . mein Leo . . ." — „Soll kommen; Gott befohlen!" schloß Leo und trat mit einer Verbeugung zurück. Der Onkel lief davon, als ob ihm der Kopf brenne. „Was haben Sie gemacht?" schnaubte der Major zum Fenster auf, da er Eugenie drüben lauschend erblickte: „Mit Ihrem Onkel Haschemännchen zu spielen!" — „Danken Sie Gott, daß der

Onkel mich im Schlafrocke nicht erkannte;“ entgegnete Leo recht pagig: „es wäre ja Alles verrathen gewesen.“ — „Der Bursche hat Recht und zehn Teufel im Leibe,“ knurrte Rüppel in den Bart, dann sprach er aber laut: „jetzt lösen Sie mich ab.“ — „Behüte Gott!“ erwiderte Leo: „es schlug erst sieben Uhr, und Sie befahlen selbst, ich sollte um drei Viertel auf Acht“ — „’s ist verflucht kalt,“ versetzte Rüppel giftig: „und wenn der alte Narr auf die Schloßwache zurückliefe“ — „Pst! Herr Major!“ warnte Leo: „nicht geschimpft; der alte Narr ist mein Oheim! sehen Sie jedoch ohne Sorgen; ich kenne ihn, er ist jetzt schon auf dem Wege nach Lindengart, um nicht mit dem Herzog in Collision zu kommen.“ — „Verdammte, verdammte Lage!“ eiferte der Major für sich, während Eugenie gegenüber Mozart’s: „Non piu andrai“ im Fortissimo anschlug, und mit der vollen Macht ihrer schönen Stimme zu singen begann. „Göttliches Mädchen!“ schwärmte der Major alsobald: „wer wollte nicht, Dir zu gefallen, noch drei Viertelstunden des Herbstes genießen in freier Nachtlust?“ — „Was sagen Sie, bester Major?“ fragte Leo schelmisch, der beim Kerzenschein in Eugeniens Gemach Anna’s Gestalt noch hinter den Vorhängen wahrzunehmen glaubte, und dadurch frische Laune bekam. „Nichts sage ich,“ erwiderte Rüppel zornig: „als daß Sie schweigen sollen. Dort sehe ich wieder einen Schatten über den Platz wanken.“ —

Als der Schatten näher kam, vernahm der im Häuschen steckende Major, daß sein Schritt keineswegs wankend, sondern spornklingend sey. Ein Offizier! dachte er, still erschrocken, und verhielt sich ruhig, bis der Mann herangekommen, und weiter keine Wahl war. — „Wer da!“ brüllte der Major. — „Gut Freund!“ erwiderte der Fremde, der es abermals auf die Schloßwache abgesehen hatte, denn er rief ferner: „Dein bester Freund!“ und

fiel dem, im engen Hause zu jedem Widerstand unfähig gemachten Major rasch um den Hals. Rüppel stand verblüfft, und ließ einen langen Redeschwall über sich ergehen, den Leo von oben deutlich vernahm, wie folgt: „Endlich, Leo, seh' ich Dich wieder, Du treuer Geselle, und voll Freude seh' ich Dich wieder. Dein Leiden steht seinem Ziel nah; das meinige ist gehoben. So eben komme ich an; zu meiner Braut zu eilen, verbieten mir Form und Schicklichkeit; aber Dich sogleich zu umarmen, wehrt mir kein Gott. Ich finde Dich hier nach mancher Nachfrage auf unwürdigem Plaze, aber auch hier sollst Du mein Glück wissen. Der edle Prinz vergab, und belohnt den Strafbaren. Ich bin Major, und trete hier im Regimente ein. Der rohe Rüppel, dem Herzog durch manche Gewaltthat, und durch die an Dir verübten Mißhandlungen bekannt geworden, hat seit gestern aufgehört, Major zu sehn. Ich bin's an seiner Statt, und trage in meiner Tasche das Pensionsdekret mit, das ihm noch heute der Adjutant notificiren wird. Freue Dich mit mir.“

„Alle dreißigtausend Millionen Teufel sollen Ihnen auf den Kopf fahren!“ platzte der Major im höchsten Zorn heraus, stieß den Bestürzten von sich, und trat wie ein Riese auf die Gasse: „Herr, wem erzählen Sie das? Wissen Sie, daß ich selbst der Major bin? Und Du Spizhube,“ — nach Leo's Fenster drohend: „für den ich noch Schildwache stehe — warte, warte!“ — „Sind Sie toll geworden, Dragoner?“ fragte der Fremde: „oder was ist hier vorgegangen?“ — „Abscheulichkeiten!“ donnerte der Major: „aber ich will mich rächen. Abgelöst! Mit Ihnen Herr, schieße ich mich zehnmal für einmal. Abgelöst! Mit dem Risberg mache ich gar kein Federlesens.“ —

„Wo ist Risberg?“ fragte der andere Offizier laut und entscheidend: „und noch einmal, wer sind Sie?“ — „Halt!“ rief unterdessen der Major einem Vorbeispringenden zu; der Offizier hielt ihn jedoch kräftig zurück. „Lassen Sie

mich los!" schrie Rüppel außer sich: „dort läuft er, in meinem Schlafrock, meiner Mütze! Lassen Sie mich los! Abgelöst!"

„Was gibt's?" fragte ein Herzukommender, der Adjutant. — Der Schimmer aus Eugeniens Fenster fiel auf Rüppels Gesicht. „Herr Major!" fuhr der Adjutant fort, „in welchem Aufzuge?" — Die Scham hatte den Herrn von Rüppel zahm gemacht. Mit einiger Geistesgegenwart berichtete er, dem Baron von Risberg sey auf dem Posten unwohl geworden, und er habe ihm die Erlaubniß gegeben, nach Hause zu gehen, sich selbst jedoch bis zur Ablösung an den wichtigen Posten gestellt. — „Wacker und brav, Herr Major;" entgegnete der Adjutant: „um so mehr muß ich bedauern, daß . . . aber, wie ist mir denn? Sie dachte ich am wenigsten hier zu finden, Herr von Schirmeck!" „Schirmeck!" rief Eugenie vom Fenster herab; von der Leidenschaft überwältigt: „seht, seht, ich habe mich nicht geirrt! Seine Stimme . . . er ist's!" — „Schirmeck?" fragte Anna, erschrocken herbeieilend. — „Herr von Schirmeck!" kreischte die Kammerräthin. „Hochwohlgeborner Herr von Schirmeck!" krächzte Liebeding, und der erstaunte, beglückte, beseeligte neue Major hob jauchzend sein Haupt, und starrte überrascht durch das Dunkel der Nacht in die hell erleuchtete Region, die wie ein Nimbus der Geliebten Gestalt umgab.

 15.

Am nächsten Morgen jubelte der Soldat über die Nachricht, die sich von Rüppels Entfernung verbreitete; die Stadt verwunderte sich über die lautgewordene Wachtgeschichte, über des Majors Humanität, und das unbe-

greifliche Verschwinden des jungen Rißberg, der nirgends mehr zu finden gewesen war; aber an den Wachkommandanten im Schlosse kam erst die Reihe des Verwunders, als gegen die Stunde der Ablösung hin, ein junger Dragoner in die Wachtstube trat, sich an's Feuer setzte, und that als ob er dahin gehöre, ob ihn gleich Niemand kannte. „Wer sind Sie, Landsmann?“ fragte ihn barsch der Wachtmeister. — Der junge Mann schlug die blauen Augen ruhig in die Höhe und erwiderte: „Ei, Herr Wachkommandant! Wie kennen Sie mich doch nicht? Ich bin ja der Baron von Rißberg, und habe Ihnen schon gar Manches auf gemüthliche Leibesrestauration zufließen lassen, damit Sie mich nicht kürzer hielten, als einen andern. Ich bin gestern von einem Mißverständniß befallen worden, und von einem Majorübel heimgesucht; darum habe ich mich etwas entfernt, überzeugt, daß es nichts auf sich haben würde, und melde mich jetzt allergehorsamst wieder zu Dienst.“ — Mit offenem Munde hörten Unteroffizier und Mannschaft dem laudermälschen Bericht des Dragoners zu, und versicherten sich dann gegenseitig, dieser Rißberg, wie überhaupt dieser Soldat sey ihnen sämmtlich unbekannt und ohne Zweifel ein Betrüger, oder ein Schalk, oder ein übergeschnappter Mensch. Daher meinte der Wachkommandant, man müsse ihn von Pontio zum Pilatum schicken, um auf's Reine zu kommen. Ohne Weigern folgte der Soldat dem dazu befahligen Unteroffizier auf die Hauptwache. Der Lieutenant wunderte sich, und erkannte Rißberg nicht. Der Rittmeister von Rißbergs Compagnie wunderte sich nicht minder über den Fremden, der zweite Major wunderte sich; der Oberst aber, zu dem er gebracht wurde, und der in einem Kreise von Offizieren stand, wunderte sich nicht, sondern sagte ganz ruhig: „Welche Possen treibt man denn hier in der Garnison? Ist der Wachkommandant im Schlosse nicht richtig im Kopfe? Gegen-

wärtiger Dragoner ist der Baron von Mißberg; darauf gebe ich Ihnen, meine Herren, das Ehrenwort, und wer von den Soldaten daran zweifelt, wandert in Arrest. Punktum." — Mißbergs Führer kehrten bestürzt um, und gingen ohne ihn fort, da ihm der Oberst zu bleiben befahl. Die Offiziere betrachteten das fremde Gesicht in stummer Verwunderung. Nur Schirmeck fiel dem Unbekannten um den Hals. — „Willkommen, wahrer Bruder!“ rief er; „und nun komm mit mir, — wenn der Herr Oberst es erlauben.“ — Der Oberst winkte so gnädig, als es seinem Löwengesichte nur möglich war, sein Jawort, und Schirmeck zog seinen Freund nach den Zimmern Eugeniens, wo der alte Herr von Mißberg vor den Damen saß, und eifrig erzählte. „Da sehen Sie, meine Gnädigen,“ sprach er, auf den Eintretenden deutend: „das ist der wahre Leo. Sie werden mir's, wenn Sie den Menschen, der Ihnen jetzt so artig die Hand küßt, betrachten, nicht verübeln, daß ich erschrak, als des Herzogs Urtheil bis zu mir gelangte. Mein Podagra hielt mich zu Hause, aber ich schrieb an Leo, sich zu fügen, von der Zukunft und meiner Sorge das Beste zu erwarten: ich schickte ihm Geld und Empfehlungsbriefe, segnete ihn, und wartete, in der Zuversicht, ihn in Mehrlingen zu wissen, geruhig meiner Grndie, meiner Weinlese, und machte mich endlich auf den Weg, ihn zu besuchen, ihm gute Botschaft von Hofe zu bringen. Indessen waren meine Briefe hiehergegangen, ich hatte Briefe von hier empfangen. Der gottlose Bube hatte aber dazwischen mir einen Vice dragoner hi. hergesetzt, einen wahren Freund, den jungen lustigen Sellen, Medicina Doctor, just von der Universität gekommen, überall unbekannt geworden, und zu aller Tollheit aufgelegt. Der Leo hat eine Braut im Nachbarlande. Sie zu sehen, sie zu beruhigen, ehe noch das Gerücht ihr verkündet haben würde, daß er eines Frauenzimmers wegen sich vergangen, und

so weiter, stürmt der Bube heimlich fort, und öffentlich, nämlich vor der Residenz schließt sich der Sellen, an den Zug des Wachtmeisters und Führers des Transports, der wohl den Namen Rißberg in seiner Liste, aber den Leo noch nie gesehen hatte. In acht Tagen wollte Leo hier sehn, den Freund ablösen; er wird jedoch krank, und schreibt an ihn, ohne zu kommen. Statt seiner kommt Prinz Ernst, und stutzt beim Anblick des unbekanntenen Rißberg; zu verständig jedoch, um hier nicht etwas Ungewöhnliches zu vermuthen, läßt er unter vier Augen sich von Sellen die Sache erklären, und der Doctor-Dragoner beichtet dem hochherzigen Prinzen Alles. Der Fürstensohn verweist dem jungen Manne die Kühnheit, liebt ihn aber um seiner Aufopferung willen für den Freund, der sich ihm zu Liebe aufopfert. Er verspricht, des Herzogs Vergebung zu erwirken; er sichert sie schon zu, setzt jedoch bei: der Fürst werde selbst die Mehrlinger Dragoner zu mustern kommen, und dem Rißberg die Befreiung ankündigen. Kein Trug sey dann mehr möglich, und Sellen möge eiligst Leo melden, daß er komme, eintrete, und den Herzog erwarte, der zu jeder Stunde die Laune fassen kann, nach Mehrlingen abzugehen. Leo, bereits genesen, aber noch in den Fesseln der Liebe und der schwiegerväterlichen Gastfreundschaft zaudernd, ermannt sich auf Sellen's Brief, und eilt nach Lindengart, wohin ihn Sellen beschieden, die Metamorphose vorzunehmen. Die lächerliche Scene vor Ihrem Hause hier war gerade vorbei. Ich jage, in Furcht vor einer neuen Caprice des Durchlauchtigsten, nach Lindengart, finde den Neffen und staune, daß er mir bereits zugekommen. Alles klärt sich auf; der Bube beichtet, und gesteht, daß er den Bruder der hübschen Hirschwirthstochter, der auf einige Tage draußen in Urlaub liegt, bereits in seinem Wagen mit einem Billet hereingeschickt, um den sonderbaren von Rißberg hinaus zu citiren. Ich

schelte mit dem Jungen und habe mich gerade mit ihm verjöhnt, als Sellen im Schlafrock und Mütze, wie ich ihn am Fenster gesehen, herankommt in Leos Chaise, wie Elias gen Himmel. Erläuterung auf Erläuterung. Sturm, Freude, Gelächter. Auf der Straße hat Gottlieb seinen Baron im Schlafrock irrend gefunden, rasch ihn mitgenommen. In wenig Augenblicken ist Leo in Sells Uniform gekleidet, mit des Majors Mütze bedeckt, und mit Prinz Ernst's Briefe versehen, den dieser in Sells Hand zurückgelassen, um den Oberst zu gelegener Zeit aufzuklären, zu entwaffnen, und für des Prinzen Wunsch geneigt zu machen. Heute Morgen fahren wir zur Stadt. Sellen bleibt auf dem Lande, der Gränze nahe, und einiger Civilgarderob^e gewärtig, um seines Frevels Folgen abzuwarten. Leo meldet sich bei Ihrem Vater, mein Fräulein, und das Uebrige wird von sich selber klar." — Der Oheim schnaufte aus von der ungewohnten Anstrengung. Leo stand erröthend vor den Damen. Schirmieck führte Eugenien zu ihm, die voll Anstand und Liebenswürdigkeit sich vor ihm neigte, und sprach: „Ihrer Hingebung, Herr Baron, verdanke ich meines Bräutigams Leben und Ehre. Empfangen Sie meinen Dank, und“ — Leo legte lächelnd den Finger auf den Mund, und entgegnete: „Ich muß bekennen, daß ich im Grunde nicht wußte, für wen ich leiden sollte! darum keinen Dank, schönes Fräulein, — schöne Braut, wenn ich Ihre Rede recht verstand.“ — „Recht, vollkommen recht!“ rief Albert freudig, und umschlang Eugenien: „des gnädigen Prinzen Fürwort und mein Rang, — sein Geschenk, — erwirbt mir heute schon des Vaters Einwilligung, und diesen Schatz, den ich seit Jahren zu besitzen mich sehnte.“ — „Seit Jahren!“ flüsterte Liebeding seiner Gattin demüthig zu: „ich bitte, Victorchen, hast Du das Geringste bemerkt?“ — Victorie zog spöttisch den Mund und antwortete krittlich: „Nicht so al-

bern, Liebeding. Ueber den Misèren des Boston vergißt man solcher Liebesmisèren, und es schickt sich nicht für einen Ehemann, auch ein Wort dazu zu geben." — Liebeding schlug sich gehorsam auf den Mund, Titus schlug zwischen des Oheims Füßen und vor dem Brautpaare Wurzelbäume. — Die verlassene Anna lief aber nach der Küche, um die Thränen in ihrem Auge mit Fug und Recht dem abscheulichen Rauche aufbürden zu können. Sie dachte an den flüchtigen Sellen.

16.

Hätte die gute Anna den muthwilligen Doctor gesehen, wie er zu Lindengart im Fenster des goldnen Hirschens lag, im strengsten Negligé, aber eingewickelt in des Majors Schlafrock, nach dem um Kleider geschickten Gottlieb aussehend, und mit Sälmlchen schwazend, die, wie an jenem Abend neben ihm saß, und Kartoffeln schälte! „Seh nur ruhig, mein Töchterlein,“ sagte er lustig, das Mädchen leutselig in die Wangen kneipend: „Ob ich Severin schlechtweg heiße, oder Severin so und so, oder gar Baron von Risberg, wie Du meintest, — ob ich Volontär, Deserteur, Freiherr, Schneider oder ein pudriger Lustigmacher bin, — das mag Dir vor der Hand gleich sehn, wenn ich nur Dein Männchen werde. Du siehst, daß ich mich schon ganz häuslich eingerichtet habe, und in einem Schlafrock einhergehe, wie ihn nimmer Dein reicher Vater getragen. Von der Schlafmütze zum Eheherrn, oder umgekehrt, ist gar nicht weit, mein Büppchen, und so wollen wir uns denn so steif und fest in einander verlieben, daß Schulz und Hirschwirth uns nicht trennen sollen.“ — „Hm!“ lachte das Mädchen schnippisch und dennoch muthwillig, daß sie nicht

hinter das Geheimniß gekommen, daß Sellen und Gottlieb gleich hartnäckig verschwiegen: „Hm! den Schulz kümmert's nicht, der Vater würde mich nur auslachen, aber vor Müllers Tobias könnten Sie sich in Acht nehmen!“ — „Müllers Tobias?“ fragte Sellen wie erstaunt: „Dein Schatz oder Verlobter etwa?“ — Sälmschen nickte heimlich lachend: „O Du Treulose!“ fuhr der Mann im Schlafrock fort: „Deinethalben habe ich die Nähnaedel und den Säbel weggeworfen, um gegen einen staubigen Müller das Feld zu verlieren? Lache nicht, ich werde Dir noch ärger die Leviten lesen, wenn Du mit Deinem Siebenmeilenblick auf die Chaussee geschaut haben wirst, wo mich die Sonne blendet. Was glänzt dort? Sind's etwa Landhusaren, wie man sie nach gewissen Reisenden auszuschießen pflegt, oder . . .?“ — Salome sah nach der Gegend und sprach: „Ach Serum! lieber Herr! Wagen find's, . . . drei . . . vier fünf . . . mit Postillonen und vielen Pferden . . . Kürassiere um sie sprengend . . .“ — „Der Herzog!“ rief Sellen erfreut: „Gerade zur rechten Zeit! Ruhe!“ —

„Der Herzog, der Herzog! O weh!“ riefen die Leute auf der Gasse, und die Kinder wurden den Pferden aus dem Wege in die Häuser gejagt. — Eine einfache schmucklose Chaise jagte daher. Prinz Ernst in Civilkleidung saß darinnen; er stuzte, als Sellen ihn freundlich begrüßte, und ließ halten. „Mein Gott!“ rief er: „Sellen? Was machen Sie hier? Welches Costüm?“ — „Ein Schlafrock, Ew. Durchlaucht;“ erwiderte Sellen: „der mich hindert, Höchst Ihnen am Schlage meine Aufwartung zu machen.“ — „Mein Gott!“ fuhr der Prinz fort: „Ihre Ruhe . . . wäre denn der Andere schon da?“ — „Da! da! gnädiger Herr;“ jubelte Sellen, und zufrieden nickte der Prinz mit dem Kopfe, deutete jedoch im schnellen Vorbeifahren dem Freunde Risbergs voran nach der Hügelreihe, die eine halbe Stunde von Lindengart die

Gränze bildete. — Prunkend und herrlich fuhr der Herzog mit seinem Hofstaat und den Gardisten bald nachher vorüber. Sellen ließ den Zug an sich vorbeidefiliren, wie ein Herrscher auf seine Unbekanntheit pochend, empfing dann munter den braven Gottlieb, der mit den erwünschten Kleidern erschien, wandelte sich um, und sagte alsdann, wieder in die Stube tretend: „Du, lieber Gottlieb, verschwiegener Reiter, besorgst den Schlafrock zu dem neuen Herrn von Risberg, daß er ihn sammt Mütze und besten Empfehl dem Eigenthümer zustellen lasse. Leb' in dessen wohl, und auch Du, Sälmlchen, deren Untreue mich über die Gränze treibt! leb wohl! — Er stürzte wie ein Verzweifelnder von dannen, steckte sich das Schnupftuch in den Mund, um nicht laut zu lachen, und steuerte gerade auf die Gränzhügel zu. — Salome sah ihm lange stunend und fast wehmüthig nach, und fragte dann ihren Bruder verschämt und neugierig: „Sage mir doch, Gottlieb, war er denn wirklich ein Schneider, und hätte er mich vielleicht geheirathet?“ — „Du bist eine Gans, der Herr aber ist ein vornehmer Herr!“ antwortete der unhöfliche Gottlieb: „Verirt hat er Dich, denn ihm hängen zehn Stadtdamen an jedem Finger, sobald er nur will.“ — Sälmlchen stampfte leise und unwillig mit dem Füßchen, fuhr sich mit der Schürze über die Stirne, und lief dann zum Fenster, wo der Müllersohn gerade vorbeiging: „Guten Abend, Tobias!“ rief sie: „hab' Dich so lange nicht gesehen, und warum?“ — „Hm!“ sagte lächelnd der Bursche, stehen bleibend und mit der Mütze spielend: „Hast mich lang herumgezogen, Du neckisches Ding! Ich komme nicht eher, als bis ich beim Vater um Dich freien darf. — Und wann denn, Tobias?“ — fragte süßlockend das Mädchen, und Tobias — kam gleich.

In dem Hause des Obersten saßen zwei Brautpaare zu Tafel. Der Major von Schirmeck und Eugenie; der Forstmeister Leo von Nisberg und seine Adeline. Adelinens Vater, Leo's Mutter, sein Oheim, Liebeding und Frau, und der Wirth des Hauses, lustig und guter Dinge. Gerade fuhr gegenüber der pensionirte Küppel sammt Schwester und Hausrath ab, um sich nach einem verfallenen Maierhose zu flüchten, vor der Wuth seiner Gläubiger. Die Fröhlichen wünschten dem gesunkenen Manne Glück, und jeder rechtschaffenen Seele Frieden und des sehnlichsten Wunsches Erfüllung. Anna entfloß, wie damals, dem Zimmer und enteilte, den stillen Kummer zu bergen, an den Anrichtetisch. Plötzlich fühlte sie beide Augen von warmen Händen verschlossen, und ein komisches Falsett fragte in ihr Ohr: „Kannst Du rathen, Liebchen, und wer ich bin?“ — Die Binde fiel von ihren Augen, und sie sah sich bestürzt an Sellen's Brust. Sie schrie laut auf, und wurde fast ohnmächtig. Der Schrei, im Speisezimmer vernommen, jagte Damen und Herren nach der Wirthschaftsstube. — „Was gibt es hier?“ fragte barsch der Oberst, zuerst eintretend. — „Ein drittes Brautpaar;“ antwortete Sellen munter und unerschrocken, während Anna bittend des Pflegers Hand ergriff. „Sellen,“ rief Leo's Oheim: „Severin!“ Leo selbst; und die Uebrigen, an jene Wachtscene sich erinnernd, begrüßten den lang Entbehrten mit freundlichem Lächeln. — „Die Amnestie des Herzogs, einen Hofrathstitel sogar habe ich in der Tasche;“ sagte Sellen zum Oberst unter Leo's und Schirmeck's Umarmungen: „ich will in Nehrlingen meine Bude aufschlagen, und bitte um eine Wirthschafterin darin.“

Die Seele des Obersten war heute ungewöhnlich weich gestimmt. Noch war's nicht Mitternacht, als bei der

letzten Champagnerflasche Severin die Erlaubniß erhielt, nach einem halben Jahre mit Annen ein Fest zu feiern, wie das heutige gewesen. — „Wenden Sie alle Ihre Künste an, die Anna lange zu erhalten,“ — sagte der Oberst zu Severin: „eine bessere finden Sie nirgends, das gehorsamste Kind, die vortrefflichste Haushälterin, und“ — setzte er leiser hinzu, — „was läugne ich's ferner dem verschwiegenen Eidam? — meine wahrhafte Tochter, und die geliebteste von allen Dreien!“

Ein allgemeiner Toast unterbrach das fernere Gespräch, und Severin umschlang fröhlich wie ein Gott das Mädchen seiner Wahl, das reizende Kind der Liebe.

Das Fest aller Seelen.

Aus dem Notizenbuche eines Reisenden.

In dem Süden unſers deutschen Vaterlandes gilt das alte, und zugleich ehrwürdige Herkommen, daß am erſten und zweiten Tage des Novembers die Gräber auf katho- liſchen Kirchhöfen mit Kränzen und Lampen geſchmückt werden. Ein rührendes Feſt, welches die Trauernden, die Zurückgebliebenen, ihren geſchiedenen Verwandten und Freunden bereiten. Da wallt die Bevölkerung der Stadt nach dem Gottesacker, ſieht mit wehmüthiger Erinnerung, wie mit freudiger Zuverſicht auf das Jenſeits, die ge- ſchmückten Todtenmale an, und betet an denſelben, wäh- rend die Prieſter aus den geweihten Brunnen unter Se- genformeln die heilige Fluth ſchöpfen, damit die Gräber beſprengen, weihen, und die Seligen benedeien. Da wird der Tod, von Blumen bekränzt, zum freundlichen Lehrer, die Lampe und Kerze zum Sinnbild des ewigen Lichts, und ſehr geeignet iſt der Uebergang von den Herſt- und Sommer- freuden zu der ſtillen Adventzeit durch dieſes Feſt bereitet.

Es wird nirgend ſchöner als in München begangen. Der Morgen des Allerheiligentages begrüßt die Familien auf den Ruheſtätten ihrer Lieben; ordnend, verzierend, betend mit gläubiger Hoffnung, ſchluchzend in wehmüthiger Erinnerung. Dieſe Stunden allein gehören dem innern Gefühle, denn der Mittag ſchließt die Pforten des Kirch- hofs für die Menge auf, die, untheilnehmender, aber nicht weniger von Ehrſucht durchdrungen, durch den weiten vollgeſäeten Garten wandelt. Wenig Trauerflöre

sind da zu sehen; Licht und Leben herrscht überall, die freundlichsten Blumen und Pflanzen leuchten von den Gräbern, Cypressen, Trauerweiden wehen und säufeln im Luftzug, und wenn etwas an den starren Tod erinnert, an den unheimlichen, den wir fürchten, so sind es die leblosen Gestalten der gemietheten Grabhüter und Grabwächterinnen, die neben den Hügeln stehen, der Lichter und Blumen zu warten, den Rosenkranz mechanisch abzählen, und stumpf und gleichgültig das imposante Schauspiel um sie her betrachtend, sich auf die Abendstunden freuen, wo ihnen der verheißene Lohn ausgezahlt werden soll. Am Mittage des Allerseelentages räumen zwar diese widerlichen Figuren den Garten der Todten, aber sie schleppen auch Blumen und Lichter hinweg, und das Fest hat ein Ende. Die bunten Glaskugeln werden in der Kammer aufgehängt, und die Blumenstöcke wandern von der Gruft der Verstorbenen in das Treibhaus des Gärtners zurück, oder auf den Ladentisch einer Putzmacherin, oder in das Boudoir eines schönen Mädchens. — Das ist das Leben!

Doch fällt mir hiebei eine Geschichte ein. Ich sah einst dieses Todtenfest mit an, und hatte gerade von einem Hügel Abschied genommen, worauf die Thränen einer zahlreichen Familie niederthauten, und schritt in das Leichenfeld hinein, dorthin, wo das Volk nicht wandelte, und nur einzelne Hüter saßen, nur einzelne Väter knieten. Plötzlich stand ich vor einem Freunde, den ich seit vielen Jahren nicht gesehen. Blaffen Angesichts und düstern Auges lehnte er an einer Urne, und schrak wie ein Verbrecher vor meiner Anrede zusammen. Die Begrüßung war kurz, aber innig, und meine nächste Frage: „Was ist Dir? schläft hier Deine Braut?“ Er schüttelte das Haupt und versetzte: „Hier ruht ein Mädchen, das in der Blüthe seiner Jahre, weggemäht vom trunkenen Geist des Tanzes, zur Grube sank, ein Mädchen, das ich nie gekannt, und

welches dennoch, eine bittere Feindin, all' meine Ruhe mir entriß. Höre, und setze Dich zu mir auf diesen Hügel. — Vor mehreren Jahren führten mich Geschäfte durch diese Stadt; um dieselbe Zeit, die wir jetzt haben, und ich sah das Fest, welches man auch heute begeht. Damals war dieser Hügel noch frisch, und so verschwenderisch mit den schönsten Blumen geschmückt, als er jetzt öde daliegt. Natürlich: Mutterliebe und Mitterschmerz hatten ihn mit Rosen und Asters geziert, aber Liebe und Schmerz sorgten bald darauf die treue Mutter neben der einzigen Tochter ein. Heute kümmert man sich nicht mehr um die schöne Todte, wie man es dazumal gethan, wo die ganze Stadt von ihr sprach, und ich, der Fremde, neugierig wurde, ihr Grab zu sehen, und versucht, zum Gedächtniß früh geschiedener Reize eine von den Rosen mitzunehmen, die auf der Ruhestätte blühten. Ich stahl die Blume und eilte, sie auf dem Herzen tragend, der Pforte zu. Dort fiel mir eine Inschrift, rührend, einfach und ergreifend, in die Augen. Sie lautete: „Chret das Eigenthum der Todten!“ — Ich erbehte unwillkürlich, meines Raubes mir bewußt, und der fromme Glaube meiner Kinderjahre wurde so lebendig, daß ich im Begriff stand, die Rose wieder an den Ort zu bringen, woher ich sie genommen. Hätte ich es doch gethan! aber stärker war die falsche Scham, die mich besiel, und eine Art von Freigeisterei flegte über die reine, kindliche Wallung. Ich kam nach Hause, labte mich noch einige Minuten an der seltenen Bracht der schönen Blume, die nicht im Gewächshause, sondern auf den Fluren am Arno entsprossen zu seyn schien, stellte die Rose sorglich in ein Glas Wasser und entfernte mich aus dem Gasthof, meine Freunde aufzusuchen. — Der Abend war lustig, ich kehrte spät in der Nacht in meine Herberge zurück, und überließ mich schnell dem Schlafe, umgaukelt von heitern Scherzhildern und muntern Toasts. Die heitern Träume ver-

schwanden jedoch bald, und leise und schauerlich zog wie in einer Zauberlaterne das Schauspiel des Gräberfestes an mir vorüber, das Grab, an welchem ich gestanden, der Blumen Flur, wie eingehüllt von schwarzem Schleier, und ich raubte wieder im Traume die Rose, entfloh, von Eulen verfolgt, dem Gottesacker, und warf mich zu Hause erschöpft auf das Lager. Da öffnete sich die Thüre, eine schöne Gestalt im Leichengewande durchlassend, die auf mein Bett hinschwebte, und welche ich schauernd für diejenige erkennen mußte, an deren Eigenthum ich mich vergriffen. Ich zitterte vor Entsetzen. „Wo ist meine Rose?“ fragte das Gespenst mit unnennbarer Klage, und seine Züge, trotz ihrer Schönheit, verzogen sich in ängstlich-drohende. „Was hab ich Dir gethan, daß Du mich bestiehlst? ehst Du so das Eigenthum der Todten? wo ist meine Rose?“ — Unfähig, ein Wort zu erwiedern, streck' ich meinen Arm aus, und zeigte nach dem Fenster, wo die Rose in dem kühlen Wasser stand. Die Gestalt winkte mir, mich zu erheben, zog mich mit schauriger Gewalt zu der Blume hin, die ich ergriff, und riß mich durch das Fenster, durch kalte Nachtluft weit über die Stadt hin, nach dem Kirchhof, nach ihrem Grabe. Alles war ringsum öde, kein menschlicher Laut zu hören, aber von allen Gräbern nickten farbige Blumen, strahlten Lichter und Fackeln in glänzender Fülle, und aus jeder Gruft wand sich der darinnen liegende Todte hervor, und badete sein Haupt in dem Schimmer der geweihten Flamme, in dem Wohlgeruch der Blumen, und in dem gesegneten Thau, der zur Mitternachtstunde von den Himmeln auf die Gräber fällt. Nur des Mädchens Grab war dunkel, verlassen und keine Blume blühte darauf. Auf einen Wink der Erscheinung kratzte ich gehorsam mit dem Finger die dürre Erde auf, und pflanzte die Rose hinein, und augenblicklich flammte der Hügel ringsum wie ein Tulpenbeet in den brennendsten Farben,

und Sterne wiegten sich auf all den neu entsprossenen Blumen. „So ist's recht;“ sprach dumpf die Gestalt: „Jetzt aber bist Du mein!“ Der Hügel öffnete sich, das Grab gähnte mich an, und die Leiche, hinunterschwebend wie eine leichte Schneeflocke, zog mich unaufhaltsam hinab. Die ganze Wucht der Erde stürzte mir nach erdrückt von den Schollen, erstickt von der Umarmung des Gespenstes verging ich und erwachte dann wieder, fand mich, vom hellen Morgen beschienen, in meinem Bette, und hielt alles, schwer aufsteuchend für einen Traum. Als aber dieser Traum immer lebendiger in meinem Gedächtnisse erwachte, als ich auffuhr, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich nur geträumt, als ich an das Fenster hineilte, die Rose zu sehen, ihren Duft zu athmen, da war sie verschwunden. Das Gefäß stand leer, das Fenster war fest verschlossen, fest verriegelt die Thüre, und jede Nachfrage nach der Blume umsonst. Niemand wollte sie gesehen, niemand sie entwendet haben, und ich mußte noch obendrein meine Angst verschweigen, um nicht von den Ungläubigen verlacht, von den Gläubigen verflucht zu werden. Seit dieser Zeit aber ist meine Ruhe dahin, und ich warte von Stunde zu Stunde auf die unerbittliche Feindin, die mich abholen wird, um mich für den Frevel zu bestrafen, den ich an ihrem Grabe verübt.“

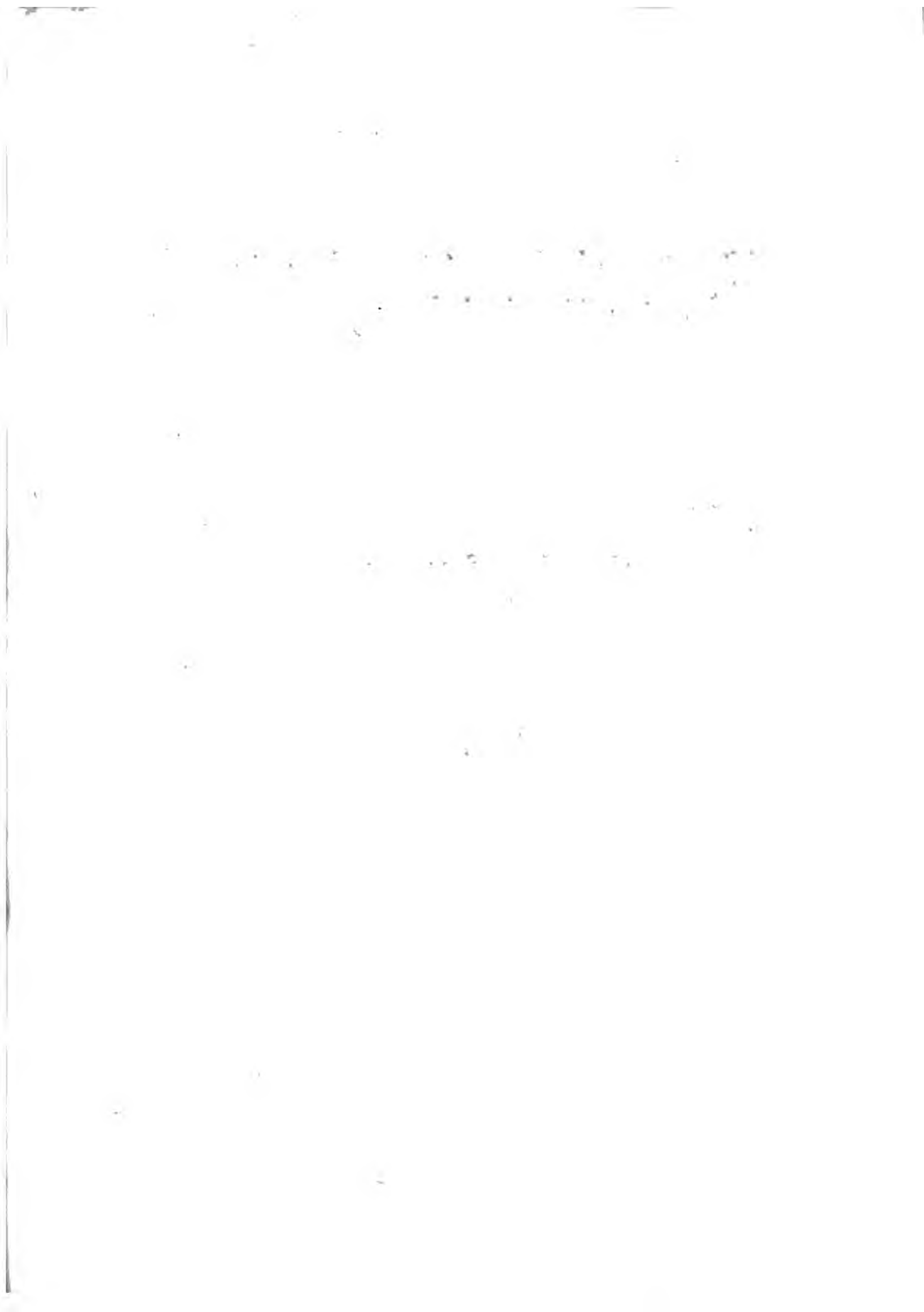
Natürlich bot ich Alles auf, um den Melancholischen zu beruhigen, seine Furcht zu beschwichtigen. Eingewurzelte Vorurtheile sind jedoch nicht leicht auszurotten. Ich schlug ihm vor, mit mir eine lustige Gesellschaft zu besuchen: vergebens; er hatte, sagte er, seit Jahren keine besucht. Ich wollte ihn in das Konzert führen; es eckelte ihn an. Endlich fiel mir ein, daß in dem Hause eines kleinen Kaufmanns an selbigem Abend ein kleines Festmahl gehalten wurde, wozu man mich eingeladen. Der Mann hatte mir von früher manche Verbindlichkeit, war mir treulich zugethan, und mit seiner Einladung schnell

zur Hand, als er — es waren einige Tage her — sich mit einem Mädchen verheirathete, welches von niederm Stande, aber die gute Stunde selbst war, die meinen braven Werner gar glücklich zu machen versprach. Zu dem frugalen Nachtmahl dieser wackern Leute führte ich meinen Freund, und an ihrem patriarchalischen Tische, woran Werners alte Mutter wie eine Hausgöttin waltete, wurde der Trauernde eine Stunde lang froh, bis der schwarze Geist wieder über ihn kam, und er, kaum Abschied nehmend, davon rannte, sich in seinem Gasthause, in seiner Melancholie zu begraben. Werner und seine Familie fragten wohlwollend nach der Ursache dieser traurigen Verstimmung, und ich antwortete: „Gerade weil sie traurig ist, möcht' ich sie gerne verschweigen, um nicht die Freude dieser Hochzeitnachfeier zu stören.“ — Um die Neugierde der Weiber zu ersticken, bat Werner sein junges reizendes Weib, mir den schönen Brautkranz zu zeigen, den sie bei ihrer Trauung getragen. Das Weibchen holte verschämt die Schachtel, und zeigte wohlgefällig den Brautschmuck, zusammengeflochten aus frischer Myrthe und künstlichen Orangenblüthen. Mein scharfes Auge entdeckte, tief in die zitternden Drahtstengel der Leptern vergraben, und mit Fleiß darinnen befestigt, eine im Brautkranz ungewöhnliche Blume: eine welke Rose. Werner lachte, als ich darauf wies, und sagte: „Das ist eine Sonderbarkeit meiner Art. Diese welke Blume, seit Jahren sorgsam aufbewahrt, ist die Grundlage unsers häuslichen Glücks, das erste Pfand unserer Liebe, und darum holte ich sie aus meiner Briefftasche hervor, und legte sie säuberlich in die Wiege des bräutlichen Kranzes. Es jährte sich just heute, da kam vor fünf Jahren meine Anna, damals noch eine Dienstmagd in dem Gasthause gegenüber, in den Laden meines Principals, wo ich als armer Labendiener stand. Ich hatte das reizende Mädchen oft gesehen, und nie gewagt, ihr

zu gestehen, wie sehr ich ihr zugethan sey. Aber an jenem Abende trug sie, fast das Roth ihrer Wangen beschämend, diese Rose in ihrem Nieder, und an diese Blume häckelte ich mein Gespräch, redete mich in Muth und Feuer, gestand meine Neigung, erfuhr Anna's Gegenliebe, und erhielt von ihr, für dieselbe zu bürgen, diese Rose. Gottlob! sie war ein Talisman, der uns stets treu verband, bis er uns am Altar vereinigte."

"Sonderbar!" sagte ich: "Wie hier eine Rose euer Glück, so hat, vielleicht zur selben Stunde, eine Rose das Unglück meines Freundes gemacht." — Ich erzählte nun, und erzählte, und bemerkte, wie die holde Anna bald roth, bald blaß wurde, bis sie endlich mir in die Rede fiel: "Du lieber Gott, nun fällt mir's ein; nun erinnere ich mich erst wieder Ihres Freundes, und muß reuig eingestehen, daß mein Vorwitz vielleicht die Schuld seines Mißgeschicks trägt. Er hat in unserm Gasthose gewohnt, in seinem Zimmer, wo ich noch spät aufräumte, fand ich am Allerheiligenabend die prächtige Rose, und sie lockte mich, und verführte mich dergestalt, daß ich sie entwendete, überzeugt, daß junge Herrn am nächsten Morgen nicht mehr viel nach einer Rose fragen, die sie am Tage zuvor pflückten. Hier war es freilich anders. Die Wirthin nahm uns am folgenden Tage wegen der verlorenen Blume stark in's Verhör, aber — konnte ich denn deren Schicksal entdecken, ohne zugleich meinen kleinen Diebstahl und meine Liebe zu Werner zu verrathen?"

Froh wie ein Gott sprang ich empor, umarmte Werner und Anna, und holte noch in der Nacht den Freund herbei, der plötzlich seine Angst von sich abfallen sah, wie Schuppen von den Augen, und, ein neuer Mensch, fröhlich mit uns den Bunsch genöß, den wir zum Gedächtniß der Verklärten tranken, aus deren Grust zwar eine Reihe böser Stunden für meinen Freund, aber auch das seligste Glück einer Familie erstanden war.



C. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

VI.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1854.

Winterspenden.

Erzählungen und Novellen

von

C. Spindler.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1854.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg in Stuttgart.

Der Hof zu Castellaun.

Dichtung und Wahrheit

aus den letzten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts.

Die lachende Insel Murano, bespült vom adriatischen Meere, die liebliche Nachbarin der stolzen Venezia, besitzt, wie der herrlichsten Blüthenbäume, so auch der schönen Frauen eine Menge. Alle Weiberanmuth jedoch, die auf dem reizenden Eilande zu schauen war, verdunkelte eine blonde Dame, die zu Anfang des Jahrs 1592, — eine Fremde — nach Murano gekommen war. Nicht ihre seltne Schönheit allein war es, die Aller Aufmerksamkeit auf sich zog, sondern nicht minder das geheimnißvolle Verhältniß, das die Fremde umgab. Ein deutscher Fürst, von den Venetianern schlechtweg Marchese Fortunato genannt, hatte die holde Signora Maria nach Murano geführt, allein Niemand wußte genau, in welcher Eigenschaft es geschehen war. Maria schien des Markgrafen Gattin zu seyn, und dennoch behandelte sie kein Mensch aus dem kleinen Gefolge des Fürsten als Herrin. Die Freundin des Gebieters würde hingegen schwerlich die Würde in allem ihrem Thun behauptet haben, wie es Maria that. Darum gab es Viele, die sogar wissen wollten, Maria sey die

Tochter des deutschen Markgrafen, die zu Murano ihren zu Neapel befindlichen Gemahl erwarte, und wenn Andere diese Vermuthung verlachten, und zu bedenken gaben, daß der Vater wohl keine zehn Jahre älter seyn möchte als die Tochter, so vereinigten sich endlich alle Stimmen dahin, die schöne Unbekannte für die Base des Fürsten auszugeben. Die Theilnahme, welche alle venetianische Edeln an der Fremden nahmen, steigerte sich, da man bald bemerkte, sie werde in kurzem Mutter werden. Die schmachtende Anmuth dieses Zustandes rührte die Herzen der Männer dergestalt, daß sich Gondel an Gondel drängte, wenn Maria auf ihrem Lieblingsplätzchen saß, einem Vorsprunge des Eilands in das Meer, von welchem man die stolzen Gebäude Venedigs in ihrer Ausdehnung sehen konnte. Der Markgraf besuchte täglich die Lagunenstadt, erfreute sich dort bei Spiel, Wein und Lustbarkeit, und kümmerte sich nicht viel um den Männerschwarm, der die See befuhr, um seiner Begleiterin einen Blick der Huldigung darzubringen, denn es kam nicht einmal zu einer freundlichen Begrüßung, da Maria nie allein war. Manchmal leistete ihr der hagere Geistliche Gesellschaft, der in des Markgrafen Gefolge war, am öftesten jedoch begleitete sie die Pförtnerin ihres Hauses, die alte Wittwe Barberina. Diese Letztere wußte recht wohl um die Wünsche und Neugierde der Herren von Venedig und Murano, allein sie machte eine Ausnahme von den gewöhnlichen Beschließerinnen adelicher Häuser, und wies jede Nachforschung, jede Zudringlichkeit mit dem abschreckenden Tone zurück, den das vorgerückte Alter so gut in der Gewalt hat, wenn es nur will. Die reinste Ergebenheit für die blonde Dame beseeelte die Alte, und das Vertrauen der Fremden belobnte sie dafür. Sie wußte recht gut aus Mariens Munde, daß die Bande der Ehe sie an den Markgrafen Eduard von Baden fesselten was auch die Welt spreche, und der Markgraf selbst. Sie wußte, daß Marie, ob-

gleich von Liebe und Zärtlichkeit für ihren Gemahl durchdrungen, ein unglückliches, zwischen tausend Zweifeln schwankendes Leben führte, und daß sie mit Pein und Sorge den Augenblick ihrer Niederkunft erwartete. „O, wenn der Himmel mir einen Sohn schenkte,“ seufzte sie oft, wenn ihr Gefühl die Rede auf ihre Hoffnungen gebracht hatte: „dann würde wohl Vieles anders werden! Auf so viel Glück darf ich jedoch nicht hoffen. Ich wäre schon überselig, wenn ich nur ein lebendes Kind, wenn gleich eine Tochter, in des Vaters Arme legen dürfte. Allein eine traurige Ahnung flüstert mir immer zu; Du wirst ein todt's Kind gebären, und dann . . . dann reißt vollends das leichte Band, mit welchem aufbrausende Leidenschaft meinen geliebten Herrn an mich gefesselt hat. Dann bin ich die unglücklichste der Frauen!“ — Barberina suchte der Bekümmerten diese traurige Einbildung zu rauben, und freundlichere Bilder vor ihre Seele zu zaubern, es wollte der gutmüthigen Alten indessen nur schlecht gelingen. Eines Abends jedoch, — als Maria — beinahe allein in dem weitläufigen Hause — zur spätesten Stunde noch den Markgrafen erwartete, der ungewöhnlich lange mit der Heimkehr zauderte, — rückte Barberina mit einem Vorschlag heraus, der Marien in stummes Erstaunen versetzte. —

„Ich fürchte,“ sagte die Alte, „Euer Gemahl verdient die innige Liebe gar nicht, mit welcher Ihr an ihm hängt. Ihr lebt nur in ihm, er lebt aber außerhalb, und, wie die Welt zu munkeln weiß, so geht es drüben zu Venedig nicht immer am züchtigsten bei den Gelagen her, die der Markgraf nebst andern deutschen Herren dort zu feiern pflegt. Die berühmte Carina rühmt sich ausgezeichnete Gunst Eures Gemahls, und somit halte ich dafür, Ihr möchtet Eure übertriebne Angst vor dem Augenblicke Eurer Niederkunft bezähmen, und eher auf ein listig Mittelchen denken, das Glück bergestalt zu fassen, daß es

lächeln müsse, wie auch die Würfel fallen. Ihr besorgt, ein todt's Kind zur Welt zu bringen, und leider trifft's sich oft, daß Mutterangst in Erfüllung geht, und die Furcht allein das ungeborne Geschöpf tödtet. Haltet Euch gefaßt auf diesen Fall, und sorgt für einen kleinen Wurm, den Ihr dem Vater vorweisen mögt, damit er umkehre auf dem Wege des Unrechts, und es Euch wohlgehe auf Erden." — Marie sah die Sprecherin noch immer steif und verwunderungsboll an, ohne eine Sylbe zu erwidern. Barberina lächelte hierauf, und meinte, die Dame würde sie bald besser verstehen, wenn sie ihr nur ein geneigtes Ohr leihen wollte. — „Unfern von diesem Hause," sprach sie weiter, „wohnt das Elend selbst in der Gestalt zweier jungen Leute, deren Ehe auch nicht im Himmel geschlossen worden ist, weil sie nahe daran sind, auf Erden zu verhungern. Der Mann ist ein Deutscher, von Adel, aber blutarm. Er hat bei unsern Herren von Venedig sein Glück versucht, und ist Fähndrich gewesen unter dem Kriegsvolke auf Candia, wo er auch seine Frau geheirathet hat, die von jener Insel gebürtig, schön, aber nicht minder arm ist, als er. Vor zwei Monden ungefähr ist er nebst vielen andern Waffenbrüdern und Offizieren abgedankt worden, und von da an rechnet sich das völlige Elend der armen Leute. Er hat nichts als seinen Degen, und sie erwartet gleich Euch mit jedem Tag ihre Entbindung. Meinen Beobachtungen zufolge wird's ein Junge sehn, den die Frau zur Welt bringen wird, und auf den Fall, daß Euer Stündlein ungefähr zu gleicher Zeit mit dem ihrigen schlägt, und Euch ein Unglück geschehe, könnte des Fähndrichs Kind gar wohl dem Euern untergeschoben, und also Euer Glück befestigt werden. Ich habe mit aller Vorsicht bei den Leuten auf den Busch geklopft, und einem guten Stück Geld werden sie nicht widerstehen. Das Uebrige mögt Ihr nur meiner Geschicklichkeit und Treue über-

lassen. Es ist nicht das Erstmal, daß dergleichen praktizirt worden, und wird auch wohl das Letztemal nicht sehn.“ —

Marie konnte sich noch immer die Unbefangenheit nicht erklären, mit welcher Barberina ihr den hinterlistigen Vorschlag gemacht hatte, und vermochte eben so wenig eine bestimmte Erklärung, auf welche die Alte drang, von sich zu geben. Noch im Zweifel, ob sie den Antrag der Pförtnerin mit dem verdienten Abscheu zurückweisen, oder die dargebotene Hülfe für den Augenblick der Gefahr sich durch kluges Benehmen bewahren sollte, überraschte der Markgraf die Plaudernden. — Er war übel gelaunt, sandte Barberina hinweg, und ging in heftiger Gemüthsbewegung eine lange Weile vor der schweigend harrenden Maria auf und ab. — Endlich machte sich sein Unmuth Luft: „Der Teufel hole die spitzbübischen Italiener und ihre Würfel und Karten. Weißt Du wohl, Marie, daß ich heut all' mein Geld verspielt habe? 's ist gerade, als ob der Fluch darin säße. Ohne den Grafen von Dettingen, den ein glücklicher Zufall von Padua nach Venedig geführt hat, wüßte ich mir nicht zu helfen. Er kommt Morgen zu Mittag herüber, und hat mir versprochen, Geld mitzubringen. Ich wünsche, daß die Tafel glänzend bestellt sey. Der Graf ist zäh, und ich darf den Wein nicht schonen. — „Es soll geschehen, wie Ihr befehlt, mein Herr;“ antwortete Marie demüthig. — Der Markgraf grollte immer fort, und schlug sich vor die Stirn: „Wie thöricht war ich,“ rief er, „daß ich mich mit Dir eingelassen habe. Du bist mein Unglück, mehr noch als der italienische Spielbetrug. Wärest Du nicht hier und in diesen Umständen, übermorgen schon ginge ich mit des Dettingers Geld wieder heim. Aber Du fesselst mich an diesen Boden. Des Grafen Zuschuß geht hier wieder in's Blaue, und mittlerweile muß ich den Nothen nach Hause schicken, daß meine Rentmeister Vorschuß leisten, sonst

komme ich nimmer heim.“ — „Ihr wißt wohl, lieber Herr,“
 erwiderte Marie, „daß ich nicht Schuld an Euerm Un-
 glück bin. Gefällt es Euch indessen, Euern Unmuth an
 mir auszulassen, so thut es immerhin. Ich will's geduldig
 ertragen.“ — Der Markgraf lachte spöttlich: „Ich glaub's,“
 sagte er, „die überkluge Jungfer Marie von Eicken will's
 geduldig tragen, daß sie einen Fürsten von uraltem deut-
 schem Stamme in ihr Netz gelockt hat, durch ihre Schlan-
 genklugheit. Eine schwere Last, Markgräfin zu seyn.“ —
 „Bin ich's denn?“ antwortete Marie sanft. „Seit einem
 Jahre bin ich mit Euch verbunden, und ein geheimnißvolles
 Dunkel muß noch immer diese Verbindung decken. Ihr
 behandelt mich nicht wie Eure Gattin; ich darf mich nicht
 also nennen, und muß vor der Welt einen Verdacht tragen,
 der mir schmerzlich ist, und den nur meine Liebe zu Euch
 mich ertragen macht. Euer Hofgesinde selbst versagt mir
 die schuldige Achtung, und ich muß in den größten Sorgen
 stehen wegen der Zukunft. Könnt Ihr es darum im Ernst
 ein Glück nennen, das Ihr mir bereitet?“ — „Geschwätz,“
 entgegnete flüchtig und entschuldigend der Markgraf, „hö-
 here Rücksichten gebieten mir, so zu handeln, wie ich's thue.
 Der Vorzug, eine deutsche Fürstin zu seyn, wonach Du so
 beharrlich haschtest, ist wohl eines kleinen Zwanges werth.
 Die unbemittelte Tochter des alten Jobst von Eicken hätte,
 ohne diesen besondern Glücksfall, höchstens mit einem fürst-
 lichen Vorschneider zu Brüssel vor den Altar treten kön-
 nen.“ — „Wie mögt Ihr mir doch meinen geringern
 Stand vorrücken?“ fragte Marie mit bescheidenem Vor-
 wurf: „warum suchtet Ihr mich auf in meines Vaters
 Hause, nachdem meiner Jugend schwacher Reiz Euch am
 Hofe zu Brüssel aufgefallen? Meine Klugheit zog Euch
 nicht in's Netz, mein edler Herr. Die Liebe hat mich be-
 wogen, Euch meine Hand zu schenken, denn wahrlich —
 mir konnte nicht einfallen, daß ein deutscher Fürst nach ei-
 ner Jungfrau Gunst anders streben könne, als auf ehr-

lichem Wege, nach ehrlicher Sitte.“ — „Ei Marie, — wer sagt denn auch . . .?“ fragte der Markgraf, der beschämt gerne abbrechen wollte. — Marie fuhr aber in demselben Tone fort, wie oben: „Der Welt zum Troste, die in Euch nur — verzeiht — den Wildfang sah, wurde ich Eure Gattin. Warum verblendete mich also die Liebe? Erinnert Euch der ersten Scheintrauung, die Ihr vornehmen lassen wolltet . . . Erinnert Euch meines Entsetzens, als meines Vaters scharfes Auge in dem Priester den verkappten Soldaten erkannte, dessen Ihr Euch zu einem unwürdigen Gaukelspiel bedienen wolltet. Und dennoch wußtet Ihr mich durch Schmeichelei zu überreden, dieser böse Schritt sey nur ein Scherz gewesen, dennoch zogt Ihr mich, die Liebende, Vertrauende, in Eure Arme. Der Priester, ein ächter Diener des Herrn, vereinte uns, und ich trat, statt in die Rechte Eurer Gemahlin, in eine Schule von Demüthigungen. Es wäre Zeit, daß Ihr mich endlich vor aller Welt in die Würde einsetztet, die ich mit so viel Erniedrigung erkaufen muß.“ — „Wer sich erniedrigt, wird erhöht werden,“ gab der Markgraf leichtsinnig scherzend zur Antwort: „Zeit bringt Rosen, meine schöne Marie. Verbanne alle Schwermuth, und Sorge für das Wohl des Kindes, mit dem Du mich beschenken wirst. Ist's ein Knabe, wer weiß, wie hoch ich Dich dann lohnen werde! — „Ist's ein Mädchen —?“ fragte Marie, sich zum Scherze zwingend: „wie dann, mein Eduard?“ — „Hm!“ erwiederte der Markgraf kälter: „Wie Gott will; doch ist ein Mädchen kein Bube.“ — „Ein lebend Kind ist immer ein Segen Gottes;“ bemerkte Marie ernsthafter; „kein Wunder wäre es, wenn — in diesem Meer von Bitterkeit und Schmach schwimmend, — die Frucht unserer Liebe zu Grunde ginge.“ — „Das möcht' ich nicht erleben!“ sprach hierauf der Markgraf mit einem falschen Seitenblicke, „eine solche Begebenheit dürftest zugleich die Markgräfin von Baden todt machen. Gute Nacht, Frau Marie!“ —

Er ging nach seinem Gemache, und Marie durchwachte beinahe die ganze Nacht, umwozt von Unglücksgeanken, und schwarzen Ahnungen. Es fehlte nicht: Barberina's Vorschlag tauchte ebenfalls, und oft genug aus diesem Gewirre auf, und der Gattin von dem Leichtfinn des Gemahls empörtes Herz sträubte sich schon nicht mehr so lebhaft dagegen, so wie der Gedanke: List gegen Tücke sey erlaubte Nothwehr, mehr zu Tage trat. Eine neue Demüthigung, die am folgenden Tage ihrer wartete, war nicht dazu gemacht, ihrer wankenden Aufrichtigkeit zu Hülfe zu kommen. Der von dem Markgrafen angefündigte Graf von Dettingen erschien zur festgesetzten Stunde, und Eduard empfing ihn, wie man einen Mann nur empfangen mag, von dem man Heil und Rettung hofft. Das Zeichen zur Tafel wurde gegeben, und der Graf, vom Gefühl der Schicklichkeit geleitet, wollte den Platz zur Rechten Eduards, den dieser ihm anbot, Marien, der Dame vom Hause, überlassen. Eduard jedoch, — von dieser Achtungsbezeichnung verletzt, — möchte man sagen, — wies Marien zu seiner Linken, und flüsterte, — jedoch ziemlich vernehmlich, dem Grafen in's Ohr: „Ohne Umstände, lieber Vetter! Diese Frau ist nicht meine Gemahlin, sondern nur meine Freundin und Begleiterin!“ —

Diese Worte, die Maria nur allzuwohl vernahm, und welche die Arme auf die Stufe einer Curtisane setzten, waren Dolchstiche für ihr zärtliches mißhandeltes Herz. Zwar bewog das Gefühl des Anstandes, — das Maria, das wohlherzogene Fräulein, die ehemalige Hofdame der Mutter des berühmten Alexanders von Farnese, des Herzogs von Parma, nie verließ, — Eduards Gattin, bis zu Ende der Tafel auszuharren, obschon jeder Bissen in ihrem Munde quoll, und aufdrängende Thränen sie zu ersticken drohten. Als aber der Nachtsch aufgetragen, und die Tafel mit den kristallinen und silbernen Weinfla-

schen besetzt worden war, verließ Maria die Männer, unter dem Vorwande, sie ungestört ihren Geschäftsverhandlungen zu überlassen, und floh in den Garten des Hauses, dessen hinteres Pfortchen auf ihr Lieblingsplätzchen führte. Es war ein milder Aprilabend, und die Seelust verstand die Kunst, Mariens Thränen zu trocknen, ihr Herz zu erweitern. Barberina war nicht fern, und die schlaue hatte bald wieder das Gespräch auf den verwichenen Abend gebracht, und auf den Vorschlag, den sie — wie sie beschwor, — aus lauterm, gutem Herzen gemacht hatte. Sie freute sich, Marien nicht so widerspenstig zu finden, wie gestern der Fall war, und bemühte sich, ihren Plan unter den schönsten Farben Mariens Phantasie vorzuführen. Maria hörchte aufmerksam zu, und antwortete endlich: „Ich will glauben, daß Du es ehrlich mit mir meinst, Barberina. Aber, ich will mich nicht täuschen. Gesezt — der Fall, der beklagenswerthe, — träte wirklich ein, und der Tausch der Kinder, vom Zufall und Deiner Geschicklichkeit begünstigt, ginge glücklich vor sich, wer birgt mir für das dauernde Geheimniß, wer für die Einwilligung der Eltern, die — trotz ihrer Armuth, — doch in ihrem Kinde den größten Schatz sehen werden?“ — „Ei,“ erwiederte Barberina, „für das Geheimniß büрге ich mit Leib und Leben, und der Eltern Zustimmung entgeht Euch sicher nicht. Der Hunger ist ein böser Gast, und der mächtigste König in der Welt. Was er will, geschieht. Zudem — wenn's Euch beliebt, — wendet nur das Antlitz nach jener Seite. Dort kömmt der Fähdrich her; — er wird Euch anreden, hört selbst von ihm, was Ihr mir nicht glaubt.“ — „Wie?“ rief Maria; „Du hättest ihm schon gesagt . . .?“ „Mußte ich denn nicht?“ — grinste die Alte: „geben die Leute gleich ihre Kinder weg, so wollen sie doch wissen, wo sie etwa hinkommen. Verstanden? Auf sein Schweigen dürft Ihr jedoch zählen. Sein Vortheil will's, denn die Sünde ist auf seiner Seite; nicht der

Käufer des Kindes, der Verkäufer — als leiblicher Vater — verdient die Hölle.“ — „Abscheulich!“ rief Maria vor sich hin, und wollte dem Kommenden ausweichen, zu spät jedoch, schon stand er vor ihr, und begrüßte sie mit deutscher Zunge. — Das Aeußere des jungen Mannes machte nicht den angenehmsten Eindruck, obgleich seine Züge zu den wohlgestalteten gehörten. Aber die Blässe des Kummers hatte sich darüber gebreitet, wie ein weißes Tuch, und verwirrt hingen die braunen langen Haare über die gefurchte Stirne und die eingefallenen Wangen. Die großen, düster glimmenden Augen des Fremden waren halb auf den Boden gerichtet, und aus ihnen, wie aus einem bitteren Zuge um den Mund sprach die Scham, sich unter solch ungünstigen Verhältnissen öffentlich zeigen zu müssen. Das Gewand des Mannes zeugte von großer Dürftigkeit. Es schien sehr lange schon getragen, und auf Kragen, Brust und Armen sah man deutlich die dunkleren Streifen, auf welchen die Borden gefessen hatten, die gewiß, um Brod zu gewinnen, in die Hände des Trödlers gewandert waren. Eine verbleichende Schärpe mit den Farben der Republik, so wie der Federbusch auf dem Hute verriethen den ehemaligen Offizier, und die lange Stoßklinge an der Seite, die der Fremde so gewandt und sicher trug, ließ in ihm einen geschickten Fechtmeister vermuthen. Maria, von dem Aeußern dieser Gestalt wehmüthig bedrängt, hörte theilnehmend des Mannes Gruß; ein Seitenblick belehrte sie, daß Barberina an des Gartens Pforte wachsam auf- und niedergehe, und keine Gefahr zu fürchten sey. — „Gott grüß' Euch, Herr;“ erwiderte sie dem Willkomm des ehemaligen Fähndrichs mit schüchterner Stimme: „Ihr seyd also der Mann...?“ — Der Fähndrich richtete hier die Augen groß und offen auf die Dame, und Bitterkeit und Scham wichen aus seinem Gesichte, um einer freundlichen Ueberraschung Platz zu machen. — „Ja, gnädige Frau,“ antwortete er; „ich bin der Mann

den gestern nur die Noth bewegen konnte, seiner Ehe Hoffnung zu verkaufen vor ihrem Erscheinen. Aber heute, — da ich Euch gesehen, ist's plötzlich mein freier Wille geworden, und ich dürfte des Fugger Schätze besitzen, und Euer wäre mein Kind." —

— Marie sah ihm erschrocken in das blitzende Auge, erbehte heimlich und sprach: „Wie redet Ihr doch so seltsam, Herr? Ich verstehe nicht, was Ihr meint.“ — Sie schwieg auf eine Antwort harrend. Der junge Mann schien aber Alles um sich her vergessen zu haben, denn er starrte nur die holde Frau an, die erröthend vor ihm stand; ein wachsendes Gefühl röthete seine Wangen, und wie im träumerischem Selbstvergessen sprach er vor sich hin: „O, was gäbe ich nicht Alles für solche Schönheit, die noch nie in diesem Glanze mein Auge entzückte? Nicht nur das Kind, das Weib, mein eigen Herzblut möcht' es gelten!“ — „Ihr fabelt!“ begann Marie mit neuerwachender Würde: „Ihr sprecht, wie es einem Gatten und einem Edelmann nimmer ziemt, und zwingt mich, Euch zu verlassen. — „Bleibt doch, schöne Frau!“ bat der junge Mann und erkühnte sich, mit zitternder Hand ihren Schleier zu erfassen; „gönnt mir doch den schönsten Augenblick meines Lebens, in dem ein Götterbild sich zu mir neigt, und verübelt meiner Zunge die ungewählten Worte nicht. Der König hat nicht mehr Vorrecht, die Wahrheit zu sagen, ohne das Wort zu wiegen, als der Bettler. Mein Glend setzt mich über die Schranken des Weltanstandes hinweg, und bekennen darf ich, daß ich nun erst weiß, was Schönheit ist, und wie sie das von Jammer vertrocknete Herz zu beleben versteht.“

— „Gott behüte Euern Verstand, Herr;“ entgegnete Marie gereizt, und entzog ihren Schleier den Händen des Begeisterten: „Geht heim zu Euerm Weibe. Ich hoffe Euch nimmer zu begegnen!“

Sie eilte, so schnell sie konnte, davon. Der Fremde blieb regungslos ihr nachschauend zurück, aber Barberina wurde von der Gebieterin mit einer Fluth von Vorwürfen empfangen. Marie war empört von dem auffallenden Auftritt am Meeresufer, und beschuldigte die Pförtnerin, ihren Namen und ihre Sorgen einem Verrückten preis gegeben zu haben. Barberina betheuerte dagegen, der Fähdrich besitze seinen vollen Verstand, und Marie habe es lediglich ihren Reizen zuzuschreiben, wenn dem armen Manne der Kopf davon gelaufen sey.

Marie befahl ihr heftig, zu schweigen, und eilte, an allen Nerven zitternd, in ihr Gemach. Die Erschütterung ihres reizbaren Körpers blieb nicht ohne Folgen. Noch in derselben Nacht schlug die entscheidende Stunde. Die Ahnung der Mutter hatte sie betrogen, ein frisches gesundes Mädchen entwand sich ihrem Schooße, und sie benetzte mit einem wiederholten: „Gottlob!“ das Pfand ihrer Liebe mit ihren dankbaren Thränen. Selbst aus des Markgrafen verschlossener Brust brachen Strahlen der Vaterfreude hervor, als ihm die Tochter in den Arm gelegt wurde, und er küßte Mund und Stirne der reizenden Mutter mit der Zärtlichkeit, welche die ersten Tage ihrer Liebe verklärt hatte. —

Um seiner Tochter einen ehrenwerthen Pather zu gewinnen, sandte Markgraf Eduard seinen Beichtvater, den Probst Franz Born von Madrigal nach Venedig an den päpstlichen Gesandten mit dem Gevatterschreiben. Der Prälat fragte den Geistlichen, ob Maria Eduards Gattin sey. Der Probst zuckte die Achseln, und antwortete, dem vom Markgrafen empfangenen Auftrag gemäß: Nicht seine Gemahlin sey Marie, wohl aber seine Vice-Gemahlin. — Der Nuntius lächelte verwundert ob dieser Antwort, und erwiderte: „Ehesfrauen besagter Ordnung kenne er nicht, und vermöge deshalb nicht, im Namen Sr. Heiligkeit das Mägdelein aus der Taufe zu heben

Um jedoch dem Markgrafen seine Ergebenheit zu bezeugen, wolle er die Handlung in seinem eigenen Namen mit Gottes und der Heiligen Beistand vollziehen.“ — Sogar diese unumwundene Erklärung konnte den Markgrafen nicht bewegen, seine rechtmäßige Ehe mit Marienfund zu thun, und er nahm des Legaten persönliche Gevatterschaft an. Das Kind erhielt in der Taufe den Namen Lucretia, und ein festliches Mahl feierte zu Murano diesen Tag. Als der Abend dämmerte, bereitete sich der päpstliche Gesandte, nach Venedig zurückzukehren. Markgraf Eduard geleitete ihn in Person, und bestieg, nur von einigen Leuten begleitet, dessen Gondel. Mit ihm zugleich drängte sich ein Mann in das Schiffein, der sich beständig an seiner Seite hielt. Beim Schein der Windlichter bemerkte Eduard den Fremden wohl, aber in der Meinung, er gehöre zu des Legaten Dienerschaft, ließ der Fürst sich nicht merken, wie lästig ihm die Nachbarschaft des Unbekannten fiel. Der Prälat dagegen hielt denselben für einen aus dem Gefolge des Markgrafen. So kamen sie denn auf schaukelndem Fahrzeuge schnell in Venedigs Kanälen an, und der Legat begab sich in seinen Ballast. An der Thüre desselben nahm Markgraf Eduard Abschied von ihm, und ging hierauf nebst seinen Fackelträgern dem Orte wieder zu, wo seine Gondel angelegt hatte. Da bemerkte er, indem die Fackelträger vorausseilten, den Unbekannten abermals an seiner Seite, und er fuhr ihn mit einem rauhen: „Was wollt Ihr neben mir?“ an. Unerschrocken antwortete ihm der Fremde auf deutsch: „Gnädiger Herr; Euch droht große Gefahr. Laßt mich an Eurer Seite bleiben, bis sie vorüber. Ich bin Euer Landsmann, fürchtet nichts.“ — Diese Worte, im schnellen Weitergehen halblaut gesprochen, beruhigten den Fürsten in etwas, und ohne eine Sylbe weiter zu verlieren, spudeten sich Beide, an den Landungsplatz zu kommen. Die Gondel harrte, die

Fackelträger schritten voraus über das schwankte Brett, und einer der Gondoliere, am Ufer stehend, und den Hut schwenkend, begrüßte den Fürsten mit einem heisern Gejauchze, mit dem sich gewöhnlich nur Schiffer gegenseitig anzurufen pflegen. „Hört Ihr den Hund von Gondoliere?“ fragte schnell der Fremde und schlug den Schiffer mit dem Rappier über den Mund, daß er hinter einer Reihe vor. Käffern niederstürzte. Im nämlichen Augenblick jedoch waren hinter einer Hausecke zwei Männer in Mänteln hervorgesprungen, die mit bloßen Degen auf den Markgrafen einstürmten. Der überraschte Eduard wäre unter ihren Stichen gefallen, ehe er die Klinge hätte entblößen können, aber sein Begleiter sprang wie ein rasender Teufel vor ihn, und fing mit Rappier und Mantel die wüthenden Stöße auf. „Olà, infami, sono qui!“ schrie er den Mördern zu, und plötzlich stürzte der Eine durchbohrt auf's Pflaster, und der Andere entlief, stark verwundet. Der verrätherische Gondoliere war zum Teufel gelaufen, die Fackelträger in dem Schiffe waren unthätige Zeugen des Handels gewesen, der in einem Augenblick geschlichtet worden. Der Fremde bestieg mit dem Markgrafen schnell das Fahrzeug, und befahl, dem Gefährten des heimtückischen Schiffers, schnell nach Murano abzufahren, und ehrlich zu steuern, wollte er nicht des Todes sehn. Darauf sagte er zum Markgrafen: „Wollet erlauben, gnädiger Herr, daß ich mit Euch wieder nach Murano fahre. Ich bin dort wohnhaft.“ — „Ei,“ versetzte Eduard: „wir haben wohl noch mehr zusammen zu reden. Ich kann vor Erstaunen noch nicht recht zu mir selbst kommen. Wer wollte mir denn an's Leben, und wer seyd Ihr?“ — „Hütet Euch vor dem Gioachimo Zufalo,“ erwiderte der Andere: „Ihr habt ihn neulich falschen Spiels beschuldigt. Ich sollte Euch zu Murano todt stechen; meine Armuth glaubte der Bursche zu berücken. Ich schlug's ab, und erfuhr nach=

her, daß zwei berühmte Mörder gebunden worden waren, Euch zu Venedig den Garauß zu spielen. Der Schuft von Gondoliere war gewonnen, das Zeichen zu geben. Man rechnete darauf, daß Ihr den Legaten begleiten würdet, aber auf mein Dabeisehn hatte man nicht gerechnet." — "Euer Name? wackerer Landsmann," fragte Eduard, sich dankbar neben dem Retter niederlassend. — "Ich heiße Hug von Neuklam; in der Wiege schon zog ich das Loos des Abenteurers, denn meine Familie ist wohl die ärmste im deutschen Reiche." — "Ich bin Euer Schuloner;" erwiderte Eduard mit dem Aufschwunge von Großmuth und Menschenfreundlichkeit, der sich manchmal bei ihm einfand: "Ich wünschte, Euch an mich zu fesseln. Versteht Ihr Pferde zuzureiten?" — "Wenn ich die Kunst zu Venedig nicht verlernte, versteh' ich sie aus dem Grunde." — "Wohl denn;" fuhr der Fürst fort: "gestern wurde mir die Nachricht, mein Stallmeister Rosenbusch zu Baden habe den Hals gebrochen. Seine Stelle sollt Ihr haben, und, so Gott will, lange Euern Hals in meinem Dienste aufrecht tragen." — "Topp!" antwortete Hug, in des Fürsten dargebotene Rechte einschlagend: "Ich nehme Eure Gnade an. Sie konnte nicht zu gelegenerer Zeit kommen. Die Republik hat mir meine Fahne genommen, und nur das Hungertuch dafür gelassen. Ich ziehe mit Euch, gestrenger Herr, und denke, Euch nützlich zu werden." — Das Schiff stieß an's Ufer, und der von Neuklam schied vom Fürsten, mit dem Versprechen, morgen schon unter seinem Hofgesinde sich einzufinden. —

Der Markgraf erzählte zwar seiner Marie von der abenteuerlichen und gefährvollen Begebenheit, wie auch von seinem Retter und dessen Aufnahme in den markgräflichen Dienst, aber Marie ließ sich nicht träumen, daß der nunmehrige Stallmeister Hug von Neuklam ein Bekannter von ihr sey. Um so mehr erstaunte sie, als nach ihrer

völligen Genesung der Stallmeister sich bei ihr melden ließ, um ihr seine Huldigung darzubringen, und der verwegene junge Mann hereintrat, der sich erkühnt hatte, an jenem Abende vor ihr seine Leidenschaft auszusprechen, wie es ihr Ohr noch nie vernommen. Sie erschrock heftig, allein die Veränderung, die aus Haltung, Miene und Sprache des Herrn von Neuklam hervorleuchtete, beruhigte sie in etwas. Der wilde Blick hatte sich gemäßig; der bittere Troß des Antlitzes sich in eine sanfte Trauer umgewandelt. Haar und Bart waren geordnet, und die anständige Kleidung hob die vortheilhafte Gestalt des Edelmanns gut heraus. Sein Benehmen war ruhiger geworden, sein Ton gemessener. „Es überrascht Euch, edle Frau, mich hier zu sehen;“ begann er bescheiden und leise: „zürnt mir aber darum nicht. So gut ich an eine Fügung des Himmels glaube, so wenig werdet Ihr, holde Dame, daran zweifeln. Es gibt Güter, die nur der Beneidenswerthe, Begünstigte sein nennen darf, wenn gleich die Sehnsucht von Tausenden darnach schmachtet. Die Demuth weiß sich jedoch zu bescheiden, staunt das Glück aus der Ferne an, und fühlt sich selig, darf sie es nur von ferne hüten als ein treuer Wächter. Zu einem solchen Wächter scheint mich der Himmel bei Euch bestellt zu haben, und ich bitte Euch, auf mich zu vertrauen in allen Nöthen.“ — „Euer Dienst gehört dem Markgrafen:“ antwortete Marie versagend: „sollte ich seiner einmal bedürfen, werde ich Euern Beistand dankbar anerkennen. Eine sonderbare Grille Barberinens hat uns schon einmal zusammengeführt;“ fuhr sie mit Bezug fort: „ich wünsche nicht ein zweites ähnliches Begegnen, Herr von Neuklam; vergeßt das nicht. Da ich jedoch damals erfahren, daß Ihr beweibt seyd, so erlaube ich Euch, mir Eure Ghesrau vorzustellen. Sie wird jetzt auch schon die Freuden der Mutter empfinden, und dieses Gefühl befreundet mich mit ihr, der Unbekannten. Macht sie mir daher bekannt, mein Herr.“ — Neuklam schwieg betroffen, senkte

die Augen zu Boden, und erwiderte dann langsam und mit dumpfer Stimme: „Meine edle Frau; kann ich den Gräbern gebieten, daß sie sich aufthun, und den Verstorbenen, daß sie wieder leben? Mein Weib ist dahin. Die Stunde ihrer Entbindung war auch ihre letzte; meines Sohnes erster Athemzug sein letzter. Kind und Mutter riß der Tod hinweg, und ich stehe einzeln und verlassen auf der Erde, doppelt unglücklich, wenn mein Anblick Euch verletzt, die ich mehr verehere, als das Heiligste dieser Welt.“

— „Der Anblick des Mannes, der des Markgrafen Leben rettete, verletzt mich nicht;“ versetzte Maria nach kurzem trübem Schweigen: „Ich rechne darauf, daß auch kein Wort, kein Blick von ihm meine Würde und mein Gefühl beleidige. Die Trauer um ein liebes Weib und um eine vernichtete Vaterhoffnung wird die Zunge des rechtschaffenen Mannes im Saum zu halten wissen, so wie die Ehrfurcht des Dieners Mund verschließen wird. Nehmt meine aufrichtige Anerkennung Eures Verlustes hin, und mein Mitleid folge Euch!“ — Mit diesen Worten verabschiedete sie den jungen Mann, in dessen Brust ihr Anblick wieder ein Meer von tobender Leidenschaft aufgeregt hatte. Es war Mariens Loos, durch ihre zauberischen Reize in jedem Manne stürmische Sehnsucht anzuregen. Ein Blick aus ihrem himmelklaren Auge, ein Wort aus ihrem entzückenden Mund hätte jeden Gefühlvollen zu ihrem Paladin angeworben: nur den Gemahl allein vermochte ihr Zauber nicht mächtig zu fesseln. Alle Herzen flogen ihr entgegen, die gleichgültig an ihnen vorüberging; das Herz jedoch, an dem sie selbst mit voller Liebe hing, vermochte sie nicht zu bezwingen. An dem Leichtsinne, dem Wankelmuth und der Verstellung ihres Gatten scheiterte die Macht ihrer Lebenswürdigkeit; und sie, vor deren Anmuth die ersten Herren der Welt ihre Gewalt gebeugt hätten, sie mußte bang und sorglich von der Zeit allein eine Aenderung in ihren Lebensverhältnissen erwarten,

die ihre Vorzüge nicht bewirken konnten. Der Markgraf war kurze Zeit nach Lucretiens Tause wieder in seinen alten Ton zurückgefallen, und noch war die Gesundheit der Mutter wie der Tochter nicht in dem Grade befestigt, eine weite Reise auszuhalten zu können, als er schon diese Reise befahl, und Alles zur Heimkehr anordnete, denn sein Vertrauter, der sogenannte rothe Lakah, war aus Deutschland, mit Geld und Wechselbriefen versehen, zurückgekommen, und Ueberfluß herrschte wieder in Eduards Hofhaltung. Eine Person vermehrte noch dieselbe, ehe der Markgraf von Venedig schied. Am letzten Abend, den Eduard in der Lagunenstadt zubrachte, führte er einen Mann mit sich nach Murano hinüber, der bald der Gegenstand der Neugierde aller Begleiter des Markgrafen wurde. Die herkulische Figur des gleich einem Abbate schwarz gekleideten Mannes, sein braunes Gesicht, seine großen schwarzen Augen mit den dicken Brauen darüber, sein freies, unverzagtes, sicheres Benehmen erregten an und für sich Aufsehen. Noch mehr jedoch verblüffte das geheimnißvolle Verhältniß, in welchem er mit dem Fürsten zu stehen schien. Jeder Morgen auf der Reise, wie späterhin, führte ihn auf eine Stunde in Eduards Schlafgemach, und eine Stunde vor Schlafengehen schlossen sie sich wieder zusammen ein. Im Uebrigen ging der schwarze Mann ab und zu bei Hofe, wie ein Beamter, dem große Ehrfurcht gebührt, und doch wußte man nichts von ihm, als daß er Arcangeli heiße, und zu Bologna geboren sey. Der Beichtvater des Fürsten, der Probst von Baden, war nicht der Letzte, der über den wechselnden Einfluß des vom Himmel gefallenen Unbekannten unruhig wurde, und ihn zu ergründen suchte. Alle Mittel zu diesem Zwecke anzuwenden, verschmähte er es nicht, in ein vertrauliches, ergebeneres Verhältniß zu der Markgräfin zu treten, die er bisher, gleich den übrigen Bediensteten, wenig beachtet hatte.

Er hoffte von ihr zu erfahren, welche Bewandniß es eigentlich mit dem Italiener habe; aber Alles war vergebens. Niemand besaß weniger Eduards Vertrauen, als gerade seine Gattin, und sie, jede hinterlistige Forschung verachtend, gab dem neugierigen Geistlichen den Rath, sich eher an den rothen Lakaien zu wenden, an den eigentlichen Schlüssel- und Geheimnißbewahrer des Herrn. Dieser Mensch, den der Markgraf aus Polen mitgebracht hatte, schlechtweg der Rothe genannt, nach der Farbe seiner Haare, und dem Scharlach seiner prächtig geschmückten Livree, hatte die Gunst des Fürsten im höchsten Grade gewonnen, war von jeher sein Leib- und Liebediener gewesen, ein getreuer Helfer in den mannigfaltigen Liebesabenteuern seines Herrn, wie auch ein unermüdlicher Spürhund und Agent in dessen zahllosen Geldverlegenheiten und Leihgeschäften. Unbedingt dem Willen des Gebieters unterworfen, versäumte er dabei, wie es hieß, seinen eignen Nutzen nicht, und so ging der Vortheil des Herrn und des Dieners, seit manchem Jahre, ungestört Hand in Hand, daß kein Geheimniß schier zwischen Beiden waltete. Eifersüchtig belauerte dafür der Rothe jeden neu Bediensteten, und ließ nicht so leicht einen Andern in die Nähe des Fürsten kommen. Darum war auch von ihm allein nur etwas Gewisseres in Bezug auf Arcangeli zu erfahren, und der Probst überwand den Widerwillen, einem Lakaien den Hof zu machen, um nur sein eigen Gemüth zu beruhigen. Der Leibdiener hatte seines Verdrusses kein Hehl, als kurz nach der Heimkehr in's Schloß zu Baden, des Markgrafen Beichtvater im vertraulichen Gespräche die Rede auf den Italiener brachte. Der Unwille öffnete dem Rothen den Mund, und er ließ sich gar übel über den fraglichen Mann vernehmen. „Der Wälſche treibt schwarze Kunst;“ behauptete er; „er weissagt dem Markgrafen aus den Sternen und gegossenem Blei, und hat ihm, — ich weiß

es — versprochen, Gold und Diamanten zu verfertigen, so viel ihm davon belieben würde. Der hochmüthige Mensch ist jetzt die erste Person nach dem durchlauchtigsten Herrn, und Ihr werdet sehen, hochwürdigster Herr Probst, daß der Teufel noch das Spiel zu Ende bringen wird.“ — „Ei, so laßt uns dem Spiel eine andere Wendung geben;“ versetzte Born mit verschlagener Miene: „man hat ja oft den gewaltigern Feind zurückgeschlagen.“ — „Ja wohl,“ sprach der Rothe hinwieder: „hier thut aber besonders Ueberlegen Noth, denn unser Feind hat übernatürliche Mittel zu Gebote.“ — „Wenn es wahr ist;“ entgegnete Born: „er kann auch ein Betrüger seyn, der unsern Herrn am Gängelbände führt, und ihm Anlaß gibt, Land und Geld zu verschleudern; unser Wohlstand steht ohnehin auf schwachen Füßen.“ — „Das sey Gott geklagt;“ meinte der Sakai; „wenn ich reden dürfte, . . . doch, da kömmt der Leibarzt des Herrn. Sollte der nicht ein Medikament gegen den bösen Schaden wissen?“

Der gelehrte Bistorius trat ein, begrüßte den Probst mit Freundlichkeit, den Rothen mit vertraulicher Herablassung, und ließ sich's wohl gefallen, daß man ihm mittheilte, wovon die Herren gerade gesprochen. Er schüttelte bedenklich und wichtig den Kopf, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn man ihm etwas Beachtungswerthes vortrug, blickte sinnend an die Decke, und erwiederte, nachdem Born geendet, und ihn um seinen Rath befragt hatte: „Es ist nicht wohl zu läugnen, daß der Markgraf in üble Hände gerathen sey. Indessen ist hier nicht offen darein zu fahren. Ihr kennt die hartnäckige Vorliebe, mit welcher der Herr an denen hält, die sein Vertrauen sich zu erringen wußten. Zudem ist Arcangeli ein Nekromant und Astrolog, auch Alchymist, wie man vernimmt. Wenn nun auch hin und wieder Leute von hellem Kopf behaupten wollen, diese Wissenschaften seyen nichts als Lug und Trug, so möchte ich's doch nicht geradezu behaupten,

denn es gibt außerordentliche Kräfte in der Natur, deren Zugang nicht jedem offen steht, und wir sind verpflichtet, unsers Leibes und unsrer Seele zu warten, daß ihnen kein Schade geschieht. Es käme darauf an, die Vorliebe des Herrn auf einen andern Gegenstand zu leiten, dem es zur Bedingung gemacht würde, den verdrießlichen Fremden lind und langsam zu entfernen. Ich wüßte hiezu niemand Vortrefflicher, als Frau Marien. Das arme Weib hat ohnehin mein Mitleid rege gemacht, denn es gleicht einem Wesen zwischen Thüre und Angel, einem Dinge, worüber ein Würfel entscheidet, ob es fortzuschicken oder zu behalten sey." — „Frau Marie?“ fragte der La-kai schleppend, und verzog dabei spöttisch den Mund; „Rosenblätter im Aprilwetter! Der Markgraf ist ihrer überdrüssig, liebt sie nicht mehr.“ — „Diese Liebe ließe sich wohl auf geschickte Weise erzielen und neu hervorbringen,“ versetzte Born schlau lächelnd, „allein die Frage ist's, ob wir unsern Vortheil dabei fänden, wenn die Winkelehe bestätigt würde.“ — „Unbedingt sage ich: Ja,“ sprach Pistorius lebhaft; „Gott ehre mir die Unbedeutende, die nur für des Eheherrn Bequemlichkeit, Tisch und Kleidung sorgt, in Sanftmuth daheim waltet, und höchstens dann ein Wort in ihres Mannes Angelegenheiten spricht, wenn's gilt, für einen Bauer zu bitten, der wegen Frohnfrevel fünfzig Peitschenhiebe aushalten soll. Eine solche Fürstin ist für uns geschaffen, und ihre Herrschaft leichter als die des hergelaufenen und gefährlichen Arcangeli, gemächlicher als der Stolz und die Hoffart irgend einer Prinzessin aus altfürstlichem Hause, die sich etwa der Herr, von Marien getrennt, einst erwählen möchte.“ — „Wahr! wahr!“ bekräftigten nun einstimmig die Zuhörer, und Pistorius fuhr fort: „Ich werde suchen, sowohl den Fürsten als Marien für unsere Ansicht zu stimmen. Verschäumt Ihr es ebenfalls nicht. Meiner Beredsamkeit soll es schon gelingen, beim Kaiser und bei dem Herzog von

Bayern die Anerkennung dieser Ehe zu erwirken, und Marie wird, darf nicht unterlassen, dankbar zu sehn, und alle Mittel der Liebe und Schmeichelei anzuwenden, den Italiener aus dem Korbe zu werfen. Nur auf diese Weise bringen wir die Sache in's Geleis, nach unserm Wunsch und Willen." — Die beiden Andern sagten ihre lebhafteste Mitwirkung zu, und — da schon der Mond am Himmel stand, und der Markgraf bald zu erwarten war, der den ganzen Tag in Neuflams und seiner Förster Begleitung am Vogelherd und beim Fischfang verweilt hatte, so wollten die Verbündeten aus einander gehen. Mit dem Saalwärter jedoch, der die Kerzen auf den Wandleuchtern des Borsaaßs anzündete, trat auch der vielfach besprochene Arcangeli ein; nach seiner Art und Weise ohne Scheu und Bückling, gerade und fest, als ob er von Jugend auf diesen Boden gewandelt hätte. Der rothe Sakai zog sich bei seinem Kommen in die Entfernung von Born und Pistorius zurück, welche ihm die Hof- und Rangordnung zur Pflicht machte, und stand kerzengerade vor der Thüre, die in des Markgrafen Zimmer führte. — „Der Herr ist noch nicht zurückgekommen;" antwortete er trocken auf Arcangeli's Frage nach dem Fürsten. „Ich werde ihn erwarten;" versetzte gleichgültig der Italiener, und wendete sich vornehm zu den Herren, die im Begriff waren, Abschied zu nehmen. — „'s ist heut ein überaus guter Tag:" begann er zu dem Leibarzt sprechend: „die Constellation ist ungemein günstig für das erlauchte Haus Baden. Was meint Ihr dazu, gelehrter Herr?" — „Von Cuern Constellationen verstehe ich nichts," antwortete Pistorius kurz: „Wir Aerzte berechnen bloß die kritischen Fiebertage." — „Nun so freut Euch auf mein Wort im Voraus," fuhr Arcangeli fort: „Euer harrt eine erfreuliche Sendung, und eine glückliche Begebenheit steht uns allen bevor." — „Das gebe Gott!" sprach der Probst, seine Schleppe aufraffend: „was uns und dem Lande

frommt, wird ja der Himmel in kurzem offenbaren.“ — Bistorius winkte ihm mit sardonischem Lächeln zu, und sagte zum Lakaien: „Der Herr wird unsrer Dienste heut wohl nicht mehr bedürfen, da Meister Arcangeli bei ihm seyn wird. Versäumt dennoch nicht, mein Freund, ihm zu melden, daß Beichtvater und Arzt ihrer Schuldigkeit gemäß hier gewesen sind.“ — Der Lakai ergriff dienstfertig einen Leuchter, und begleitete die Herren, die dem Italiener eine kurze Verneigung zugewendet hatten, bis zur Thüre. Arcangeli sah ihnen lächelnd nach, machte eine spöttische Geberde, und pflanzte sich bequem in den sammetnen Lehnstuhl am Fenster. „Morta la bestia, morto 'l veno!“ sagte er wohlgefällig vor sich hin, sich behaglich die Hände reibend: „wir wollen sehen. Ein gutes Ohr ist viel werth!“ — Hierauf versank er in Nachdenken, von dem aufmerksamen Lakaien wie von einem Falken beobachtet, bis das Getümmel des Jägerzugs auch des Fürsten Heimkehr verkündete. Der Markgraf trat vergnügt und fröhlich in den Vorsaal, winkte dem Arcangeli gnädig zu, und befahl dem Rothen, indem er in seine Gemächer ging, das Abendbrod für ihn allein aufzutragen. Nachdem er sich umgekleidet und in's Nachtgewand geworfen hatte, wurde Arcangeli zu ihm beschieden, der den Fürsten schon an dem kleinen Tische bei gewürzter Speise und fröhlichem Becher sitzend fand. Der Markgraf erlaubte ihm, einen Stuhl herbeizuziehen, und sich darauf niederzulassen; der Rothe mußte sich entfernen, und Eduard fing nun an, dem Italiener geläufig und lustig den glücklichen Vogelfang, wie die ergiebige Fischerei zu schildern, die ihn heute ergötzt hatte. — „Du bist ein grundgeschickter Mann,“ schloß er lächelnd: „Du hast mir heute einen glücklichen Tag prophezeit, und keine Schlinge war leer, jedes Netz mit Beute gefüllt. Ich weiß mich seit langer Zeit keines Tags zu entsinnen, an dem ich so fröhlich gewesen wäre. Bitte Dir eine Gunst aus, Du wackerer Hexen-

meister: sie sey Dir gewährt.“ — „So erbitte ich mir die Gnade, wieder in die Heimath zurückkehren zu dürfen;“ antwortete kurz entschlossen Arcangeli. Der Markgraf war äußerst betroffen, und setzte bestürzt den Becher nieder, den er erhoben hatte. — „Ei Meister,“ sprach er, „ist das Ernst oder Scherz, und was soll die Rede bedeuten?“ — „Es ist mein Ernst,“ versicherte der Wälsche: „das Klima dieses Landes bekömmt mir nicht am besten, und ich fürchte mich vor dem herannahenden Winter, der mir eine ungewohnte Erscheinung ist.“ — Der Markgraf lachte und rief: „Nun, bei'm Donner! Es wird ja doch noch Füchse genug in meinen Forsten geben, um Dir einen Pelz zu liefern, stattlicher als der des Königs von Polen. Erfrieren sollst Du nicht, Meister, und der spanische Wein aus meinem Keller wird Dich auch von innen rege und munter erhalten. Du bist ja die Gesundheit selbst, und Deine Wissenschaft schützt Dich vor jedem körperlichen Uebel, wie Du mir mehr als einmal selbst gesagt. Was soll also der Schnack bedeuten? Erinnerere Dich an das, was Du mir versprochen. Mein Horoscop ist noch nicht vollendet, noch nicht klar zu meiner Anschauung gebracht worden. Raun hast Du begonnen, mich in der Magie zu unterrichten, und in der Sternkunde, die zu erlernen mein liebstes Trachten ist. Noch ist die Werkstätte nicht gebaut, in welcher wir dem anmuthigen Geschäft des Goldmachens obliegen wollten, und Du stellst Dich schon an, als wolltest Du von hinnen gehen? Gesteh mir die wahre Ursache dieses befremdlichen Verlangens. Sey vernünftig und sprich frei von der Brust weg.“ — „Durchlauchtigster Herr,“ antwortete Arcangeli mit demüthigem Blicke, und geschmeidiger Stimme: „die Conjunction, die uns verbindet, ist nicht mehr so günstig, wie damals, da Ihr mich zu Venedig in Euer Haus aufnahm, ob Ihr gleich nur eine schwache Probe meiner Kunst gesehen hattet.“ „Ei den Teufel auch!“ erwiederte lebhaft der Markgraf.

„habe ich nicht den Silbergrofchen noch, den Du vor meinen Augen in schweres reines Gold verwandelt haft? Haft Du mir nicht gefagt, wie ich's anzufangen hätte, um dem Binotti, dem fpizbübifchen Spieler, der mich noch zu guter Letzt auszuschälen dachte, all fein Geld abzugewinnen? Weiter indessen? warum stehen die Sterne nicht wie damals zwischen uns? Hab' ich Dir mein Vertrauen etwa entzogen?“ — „Nein, gnädigfter Herr; aber über Kurz oder Lang würdet Ihr mir's entziehen, denn es haben ſich Feinde gegen mich an Euerem Hofe aufgeworfen, denen ich früher oder später unterliegen müßte, und darum eben wüſche ich . . .“ — „Nein, nein und abermals nein;“ verſetzte Eduard unwillig: „das Verdienſt wird allenthalben angefeindet, aber ich bin nicht der Mann, der das an Dir ungeſtraft geſchehen läßt. Marſchall, Kanzler, Doctor und Beichtvater ſollen Dich in Ruhe laſſen; darauf gebe ich Dir mein Fürſtenwort. Dein Kopf wiegt all' die tückiſchen Schlafmützen auf, und ich ſchätze Deine Wiſſenſchaft. Sie ſollen ſich nur an Dir vergreifen, der unwiſſende Marſchall, der ſtotternde Kanzler, der Leibarzt, der ſeine Religion verändert, wie ich mein Kleid, wann man es haben will; und nun gar der Probiſt, der ſich unterſtanden hat, mir die Abſolution zu verweigern, weil ich gerade nicht in der Laune war, ihm zu ſagen, ob Marie mein angetrautes Weib ſey oder nicht. Sie ſollen ſchön ankommen. — Beruhige Dich und bleib, alter Meiſter. Der Tod nur ſoll uns trennen.“ — „Eure freimüthige Huld rührt mich zu Thränen, durchlauchtiger Herr;“ antwortete der ſchlaue Arcangeli, des Fürſten Hand küſſend: „gerne nehme ich's um dieſen Preis mit allen meinen Gegnern auf, obgleich ſie in der That unter den vornehmen Leuten zu ſuchen ſind, die Ihr ſo ſcharffinnig bezeichnet habt. Allein noch einen Zweifel hat mein Gewiſſen, und Ihr habt ihn ſelbſt neu geweckt, indem Ihr Mariens, der edlen Frau erwähntet.“ — „Wie ſo?“ fragte Eduard mit verfinſtertem Blicke. —

„Ihr wollt, gnädigster Herr,“ sprach Arcangeli weiter, „daß die Planeten freundlich auf Euer Haus niederschauen, dienende Geister Euern Willen fördern, und die geheimen Siegel des Königs Salomonis sich Euch öffnen sollen; allein bemerkt, daß die Gestirne nur in klare Häuser klar niederschauen, und hingegen Unheil denen verkünden, auf welchen eine verworrene Nacht des Unrechts ruht. Eure Gattin, — mir ist's nicht verborgen, daß Marie wirklich Eure Gattin ist, — lebt ein trauriges Leben. Die Gerechtigkeit verlangt, daß ihr ihr Eigenthum werde vor aller Welt. Meine Kunst und meine Hände sind gebunden, so lange Ihr darauf beharrt, Marien Euern Namen und Adel zu verweigern.“ — „Ei, was sicht Dich an?“ fragte der Markgraf betroffen; „Du hast ja niemals Mariens Parthei so lebhaft ergriffen. Was kummert auch die Sterne mein Verhältniß zu dem Weibe? Ich werde schon zur Kunde bringen, was ich will, und verschweigen, was mir gut dünkt.“ — „So erlaubt mir, daß ich gehe,“ erwiderte Arcangeli; „muthwillig zieht Ihr den Unsegen auf Euer Haus, und Marie wäre doch Euer Glückstern geworden. Wie sie Euch liebt, die Arme! Trägt sie nicht abermals ein Kind unter ihrem Herzen? Ein Knabe wird es seyn, der Stammhalter Euers ruhmwürdigen Geschlechts, wenn Ihr die Mutter öffentlich als Eure Gemahlin anerkennt; der Zerstörer Euers Lebensglücks jedoch, wenn Ihr Marie ferner eigensinnig verschmäht. Das hab' ich in den Sternen gelesen, und hier tritt der Fall ein, daß der menschliche Wille den Lauf der Gestirne und ihre Deutung ändern kann, wenn er der Aufklärung folgt.“ — „Ein Knabe, sagst Du?“ versetzte Eduard, dessen Aberglaube bereits unruhig wurde; „ein Erbe meines Landes?“ — „Ich habe Euch nie unwahr berichtet,“ antwortete Arcangeli, „ich werde es auch nie thun. Es ist, wie ich gesagt.“ — „Meine leichtsinnige Liebe hängt jetzt in ihren Folgen an mir, wie

eine unauflöbliche Kette," sprach Eduard: „Ich darf Dir wohl gestehen, daß mir's zu Brüssel nicht um die Ehe zu thun war. Ich taugte nicht zum gelassenen Ehemirthe. Ein flüchtig und veränderlich Blut hab' ich von der Mutter geerbt. Man hat aber meine Leidenschaft in Fallstricken gefangen. Ich schäme mich beinahe, öffentlich zu gestehen, was mich insgeheim fesselt. Ich bin Marien hold, ich liebe sie sogar, aber das Geständniß vor der Welt . . . sie ist mir nicht ebenbürtig, . . . ein armes Fräulein; ihres Vaters Adel ist beinahe erst aus der Münze gekommen. Was wird der Kaiser, der König von Schweden, der von Polen sagen? Und vollends mein Vormund, der Bayerherzog? Aus meinem Vetter zu Baden-Durlach mache ich mir nichts. Ob er mir ein bißchen mehr feind wird, denn zuvor, mich kümmert's nicht. Aber die andern Fürsten, . . . der Bayer vornehmlich, . . . wie ziehe ich mich da heraus?" — „Habt Ihr denn nicht einen Demosthenes in Euerm Dienste?" fragte Arcangeli lächelnd: „Der gelehrte Pistorius trägt ein Schwert im Munde, und hinwieder glatten Honig, wie man's begehrt. In einem Athem könnte er den Fürsprecher eines Heiligen und den Teufelsadvokaten machen. In einer halben Stunde demonstirt er den Luther in die Hölle; in der nächsten predigt er den heiligen Vater in den Schwefelstuhl. Gewinnt den sprachseligen Mann für das, was Noth thut, und verlaßt Euch darauf, er macht Euch Kaiser und Reich geneigt, den Vetter zu Durlach ausgenommen, weil Vettern überhaupt einander am wenigsten geneigt sind." — „Von Deinen Lippen fließt die Weisheit" entgegnete Eduard; „aber ich weiche auch nur ihr und der Bestimmung der Gestirne. Es wird ein bitterer Kelch seyn, den ich leeren werde. Allein in der Voraussetzung, daß Marie mir einen Erbenschenkt . . ." — „Seyd dessen gewiß," betheuerte Arcangeli. „Ich bürge Euch mit meinem Kopfe dafür, so

wie für das Glück und Heil, das bei Euch einkehren wird, sobald Ihr die unerläßliche Pflicht erfüllt habt.“ — „Glück brauche ich, weiß Gott,“ rief Eduard leichtsinnig scherzend; „und es ist bald Zeit, daß die Goldmacherkunst mir unter die Arme greife. Dir darf ich sagen, daß ich in einem Meere von Schulden schwimme. Meine Renteneien gleichen ausgemerkten Kühen, dagegen zerfleischen mich täglich verdrüßliche Wechselbriefe und Schuldverschreibungen, die Mahnung meiner unersättlichen Brüder um ihre Jahrgehalte. Meine Bathin, die Königin von England, sendet auch nichts mehr, seitdem mein Bruder Carl die Mutter zu Antwerpen festsetzte, weil sie's zu bunt machte. Brüssel und Italien haben mir viel gekostet, aber Brüssel ist auch ein Götteraufenthalt, in dem ich noch einmal schwelgen muß, sollte auch die Markgrafschaft darauf gehen. Dahin wird es indessen der König Salomo, von dem Du mir so manches gelehrt hast, nicht kommen lassen.“ — „All meine Wissenschaft steht Euch zu Diensten;“ versicherte Arcangeli: „meine Kunst wird auch köstliche Früchte tragen, sobald Ihr rücksichtlich Eurer Gemahlin das erfüllt, was die Gerechtigkeit erheißt.“ — „Meinethalben;“ antwortete Eduard flüchtig: „Du magst mir morgen noch einmal die Beweggründe und Folgen dieser Handlung aus dem Buche des Himmels erklären. Jetzt sollst Du zu Bette gehen. Mit Bistorius werde ich morgen sprechen.“ —

Der gewandte Leibarzt wunderte sich nicht wenig, aus dem Munde des Fürsten selbst befehlswise den Plan zu vernehmen, den er ihm tropfenweise wie ein übel-schmeckendes Säftchen hatte beibringen wollen. Er ahnte wohl von Weitem Arcangeli's überraschende Einwirkung, allein die Entschiedenheit, mit welcher Eduard die Sache — gleichsam wie aus ihm selbst stammend, — besprach, wehrte dem wechrückigen Höfling, wie es einem unerschrockenen Gegner geziemt hätte, plötzlich das Widerpart

zu ergreifen. Seiner Eitelkeit versicherte sich der Markgraf, indem er ihm den Auftrag gab, die schwierigen Fürsten zu seinem Vortheile zu stimmen, und somit glaubte Bistorius, seine Partei würde sich noch am besten im Vortheile behaupten, wenn es ihm gelänge, so schnell als möglich die Kunde von der raschen Wendung ihres Geschicks an Marien zu bringen, die Fürstin zu überreden, daß sie Alles nur den ergebenen Freunden verdanke, und ihr im ersten Rausche der Freude das Versprechen abzugewinnen, Arcangeli's, des Widersachers Sturz zu fördern und zu bewirken. Kaum hatte Bistorius des Markgrafen Gemächer verlassen, als er auch bereits dem Beichtvater das wichtige Geschäft auftrug, und der Probst säumte keinen Augenblick, seinen eigenen und des Freundes Wünschen zu genügen. Aber auch bei der Markgräfin kam er zu spät; er fand sie unterrichtet und nicht sehr geneigt, an die Wahrhaftigkeit der Männer zu glauben, die sie bisher, wenn nicht beleidigt, doch kühl behandelt hatten, wie man sich gegen eine Person benimmt, deren Daseyn man mit Erstaunen in einem Hause duldet, für welches sie nicht geboren und bestimmt scheint. Die Marien angeborne Weichheit vermochte indessen nicht, das Recht der Vergeltung zu üben. Sie gab sich bald das Ansehen, als ob sie den thätigen Fürsprechern Glauben schenke, und Dank wisse, und erwiderte, da die Rede verblümt auf Arcangeli hin spielte, daß es ihr nicht zieme, die Handlungen und Neigungen ihres lieben Herrn zu meistern, daß aber früh oder spät die besorgten Diener von der Weisheit des Markgrafen selbst eine gerechte Schlichtung ihrer Befürchtungen erwarten dürften. — Im Stillen jedoch hielt Marie den Italiener, der ihr durch den Mund ihrer Kammerfrau Ulrika von Steinfeld, seine Verdienste um sie anzupreisen nicht unterlassen hatte, für ihren besondern Freund, denn die Steinfeld war eine eifrige Freundin — man wollte sagen, — sogar

Schülerin Arcangeli's. Von dem Markgrafen, just nach seiner Rückkehr aus Italien, aus dem Lichtenthaler Stift, wo sie den Schleier zu nehmen dachte, herausgezogen, und als Gesellschafterin seiner Gattin beigegeben, hatte die zwei und zwanzigjährige Jungfrau ein rasches, für alles Abenteuerliche und Ueberspannte eingenommenes Gemüth offenbart, wie es an Edwards Hofstaat, wo es trüb, seltsam und wunderbarlich genug herging, nicht übel paßte. Die Natur, welche Ulriken eine kräftig anmuthige Gestalt verliehen hatte, war nicht geneigt gewesen, ihr ein, diesem Außern nicht entsprechendes Herz zu geben. Sie war nicht für's Kloster bestimmt, in welches nur der Zwang der Dürftigkeit sie zu sperren drohte. Sie hatte die Heiligkeit der ersten unentweiheten Liebe kennen gelernt; ihr Liebster war aber in Frankreich, ein Kämpfer der Liga, vorlängst gefallen. Um die Hand der armen Jungfrau hatte ferner Niemand gefreit, das Kloster sich ihr als letzter Zufluchtsort aufgethan, und als sie des Markgrafen Gunst daraus erlöst, war sie mit einem Herzen voll Trauer an seinen Hof gekommen. Die sorgenfreie Lage, deren sie daselbst genoß, — ein noch nie von ihr gekanntes Verhältniß, — streifte den Schmerz von ihrem Gemüthe, und ließ es in neuer Liebessehnsucht blühen. Der Stallmeister Neuklam war es, der ihre Augen vor Allem auf sich zog; und eine gewisse Zuneigung in ihr begründete. Der trübe Ernst in seinen Mienen, seine besonnene und ruhige Handlungsweise, und das dennoch oft in seinen Blicken aufflammende leidenschaftliche Feuer, — diese Eigenschaften, verbunden mit einer anmuthigen, männlichen Gestalt, gestielen Ulriken. Sein Gemüth, wie sein Schicksal, schien dem ihrigen ähnlich zu seyn, Stand und äußere Lage waren sich nicht minder gleich. Ulrike, als vernünftiges und liebendes Weib, verrieth nicht undeutlich die Richtung ihres Gefühls. Neuklam, — ob diese Zuneigung verkennend, — ob ihr ausweichend — blieb kalt, und

Ulrike sah es früh genug, um sich still zu bezwingen und ihren auffallenden Unmuth zu meistern. Niemand am Hofe schien die vorübergehende Leidenschaft bemerkt zu haben, sogar der schlaue Arcangeli nicht, der nun Ulrikens Aufmerksamkeit erregte, die er durch seine angenommene Würde, seine salbungsvollen Reden sich zu erhalten wußte. Er hatte Ulriken die Nativität gestellt; ein Unmaß von Glück und zeitlichem Segen war er bedacht gewesen, der Gläubigen zu verkünden, und wir sind ja so geneigt, uns freundlich an den zu schließen, dem wir höhere Gaben zutrauen, und der vor uns die Pforten einer frohen Zukunft aufriegelt! Der weise Meister ließ sich herab, das Gesellschaftsfräulein in der italienischen Sprache zu unterrichten, und ihren, nach Wundern strebenden Geist in die Labyrinth jener Mystik einzuführen, die damals sehr häufig getrieben wurde, und der Schlüssel zu dem astrologischen Wahnsinn genannt werden kann, welcher jener Zeit eigen war. Trübe, unruhige Jahre, erfüllt von den Reibungen feindlicher Religionsparteien, haben den Aberglauben im Gefolge. Der Zweifler sucht einen Halt, der Unglückliche einen Helfer, der Mißtrauische einen Freund, der Leichtsinige einen Bürgen zukünftigen wohlfeilen Glücks; und da das Leben diese Wünsche entweder nicht verwirklicht, oder wenigstens in anderer Gestalt, als die eigenfinnigen Begehrrer es verlangen, so müssen die Sterne reden, und die Lineamente der Hand, und die todten Sprüche der heiligen Bücher; kümmerliche Hülf= und Vorsichtsmittel allerdings, aber bereit, sich deuten zu lassen, wie es die Selbstsucht wünscht, wie es der Betrug gut findet. —

Wie oben geschildert, standen die Sachen an Eduards Hofe, als Pistorius die Reise zu Herzog Wilhelm von Baiern, dem ehemaligen Vormund des Markgrafen, antrat. Seiner Beredtsamkeit gelang das Erwünschte. Der gefährlichste Gegner Mariens gab seine Einstimmung, wie wohl nur bedingungsweise. Eduards Leichtsin, Ar-

cangeli's Beharrlichkeit und des Leibarztes Eitelkeit setzten sich jedoch über alle fernern Klauseln hinweg, und am 14. Mai des Jahrs 1593 wurde Marie von Eicken zum zweitemale öffentlich mit Eduard zu Baden getraut. Die ansehnlichsten Männer der Verwaltung und des Hofes waren Zeugen dieser merkwürdigen Vermählung eines schon getrauten Paars. Des Markgrafen Leichtsinns und übermüthige Verachtung des Schicklichen entzog dieser bedeutenden Ceremonie alle Ehrwürdigkeit und stellte sie dar, wie ein leeres, sogar mit Spott vorgenommenes Spiel. Der Fürst erschien dabei in der nachlässigsten Kleidung, begleitet von seinen Jagdhunden; er verblüffte Priester und Zeugen durch seine seltsamen gedankenlosen Reden, und betrückte Marie, die an das Wiedererwachen seiner Zärtlichkeit geglaubt hatte, auf's neue. Indessen verkündeten doch Trompeten und Pauken, daß das Land nun eine anerkannte, rechtmäßige Markgräfin habe, und somit war Arcangeli's, wie seiner Feinde Zweck erreicht. Eduards Vetter zu Baden=Durlach ließ sich erbittert und erboßt gegen das Geschehene vernehmen, tadelte laut den Herzog von Baiern, schalt den Unterhändler Bistorius einen Betrüger und Gaukelredner, der den würdigen Baiersfürsten verblendet habe, und hob alle Verwandtschafts-Vertraulichkeit zwischen Durlach und Baden=Baden auf. So leicht der Markgraf Eduard diese Vorboten künftiger gewichtiger Stürme nahm, im Vertrauen auf ein gutes Glück und Arcangeli's Vorhersagungen, so schmerzlich empfand Marie die Vorgefühle einer ernstern Zukunft. Trübsinnig wandelte sie oft unter dem Lindenschatten des Gartens, der sich um das weitläufige Schloß ihres Gemahls herzog. Sie dachte an Brüssel, an die stille Heiterkeit ihrer Jugend, an das einfache, aber heimlich und ruhige Hauswesen ihrer Eltern, an ihre dort zurückgelassenen Schwestern, und fühlte sich versucht, die in wenig glänzender Lage Zurückgebliebenen zu beneiden.

Ihr hatte ja der Fürstenmantel kein Glück gebracht! — Da traf sich's einmal, kurz nach ihrer Vermählung zu Baden, daß auf einem jener einsamen Spaziergänge plötzlich der Herr von Neuklam vor der bekümmerten Fürstin stand. Er schien von der Begegnung nicht überrascht zu sehn, er schien sie sogar gesucht zu haben, denn er begann mit einer zierlichen, wohlgesetzten Rede, die Marien Glück wünschte zu ihrer endlichen Erhebung. Die Worte klangen süß und wohlgefällig, aber sie sprach kein freundlicher Mund, und eine Thräne schwamm in Neuklams Auge. Nachdem er mit einer gewissen Festigkeit, dem Brauch gemäß, Mariens Hand geküßt hatte, so sprach er mit wehmüthiger Geberde: „So laßt mich denn auch Abschied von Euch nehmen, gnädigste Frau. Ich danke Eurer Liebreize, den ich von ferne anstaunte, manche sehnsüchtig glückliche Stunde. Von Eurer Milde habe ich viel Gutes erfahren. Dafür segne Euch der Herr der Welt, und sende einen Cherub, Euch zu schirmen, statt meiner, der ich so gar nichts für Euch thun konnte.“ — Als er schwieg, und sich tief verneigte mit schmerzlicher Miene, da hatte sich Mariens Wange hoch gefärbt, und gleichsam sich zwingend, die lange ungestörte Liebesneigung des Bescheidenen mit einem Strahl von Anerkennung zu belohnen, sagte sie theilnehmend: „Wo wollt Ihr denn mit Einemmale hin, Herr von Neuklam, und was treibt Euch von hinnen?“ — „Euch darf ich's gestehen;“ antwortete Hug nach kurzem Besinnen ernstlich und warm: „vereilte Hoffnung jagt mich weg. Ich habe all mein Leben hindurch nur das Nothdürftigste gehabt, aber stets das Höchste zu begehren mich werth erachtet. Mein Stolz würde nach einer Fürstenkrone greifen; meine Liebe nicht minder nach der himmlischen Frau unter einem solchen Diademe. — Vergebt mir, aber der Scheidende wie der Sterbende darf frei und wahr reden: ich habe gehofft, gebetet, erwartet und mich

bezwungen, bis jetzt. Ich habe auf Eures Gatten Wankelmuth, auf einen Fingerzeig vom Himmel gerechnet. Ich glaubte, den Augenblick voraus zu sehen, in dem das größte Schelmstück Euch aus diesem Schlosse, diesem Lande weisen würde. Dann wollte ich hervortreten, dann sollte meine im Stillen gewachsene Liebe handeln. Mein Arm sollte Euch, die Verstoßene, sicher nach der Heimath führen, mein Mund Eure Eltern, mein Gefühl Euch selbst gewinnen. Blut und Leben hätte ich dann im Dienste eines kriegerischen Fürsten geopfert, um Euch ein sorgenfreies Loos zu hinterlassen: begeistert durch Euern Besitz hätte ich das Unmögliche verwirklicht; . . . aber das Alles sollte nicht seyn. Ein schöner Traum hatte mich geäfft. Meine Unerfahrenheit verlor das Spiel, und der Tag, der Euch unauflöslich mit dem Herrn verband, zerschnitt mein Herz. Ich kann nicht länger bleiben; der Sturm meines Innern mußte mich verrathen, und dieser Verrath Euch verderblich seyn. Darum gehe ich, und sterbe ich auch ferne von Euch, so wird, so muß mein Geist Euch doch umschweben, denn wie die Blume vom Licht, so hab' ich nur gelebt in Eurem Anschauen." — Als er geendet hatte, seufzte Marie, auf deren Gesicht nicht Born, aber wohl eine bekümmerte Sorge zu lesen war, tief auf, und sagte, vielleicht weniger streng als sie es wünschte: „Haltet es meiner Nachsicht zu Gute, daß ich Euch bis hieher angehört. Ihr seyd noch immer der verwegene Soldat, der schon zu Murano seine Worte nicht wählte, und der Frauensitte keine Achtung zollte. Schmeichelt Euch indessen nicht, daß diese Kühnheit mir je gefährlich werden könnte. Ich erlaube Euch, wenn der Taumel vorübergegangen, ungestört am Hofe zu bleiben; doch — wollt Ihr durchaus scheiden, so fordre ich Euch ernstlich an, Euch ja in Eurem verblendeten Wahne kein Leid zuzufügen. Ihr würdet Eure Seligkeit verschmerzen, und mich nöthigen, Euer Andenken zu hassen.“

„Gott verhüte das!“ erwiderte der Herr von Neuflam: „mein Gedächtniß bleibe rein zurück, wie ein unsterblicher Geist. Vergönnt mir noch einmal zum Abschiede, Eure gnädige Hand zu küssen, und dann . . .“ — „Zum Abschiede? Wie war das, Herr?“ fragte laut und staunend der Markgraf, der plötzlich unter den Lindenschatten trat; — „was fährt Euch durch den Sinn, Herr? fort wollt Ihr, und habt mir doch das Leben gerettet? Laßt Euch das vergehen, Neuflam. Ich kann Euch nicht wohl mehr missen, und solches Abschiednehmen nicht hingehen lassen. Was fehlt Euch hier? Meine Gnade habt Ihr; braucht Ihr Geld, die Anweisung soll nicht fehlen. Wollt Ihr einen höhern Titel? Ich schaffe einen für Euch. Aber macht nur kein Federlesens weiter. Oder — könnt Ihr, wie Arcangeli, etwa das Klima nicht vertragen? Auch für dieses ist gesorgt. Morgen gehe ich nach Brüssel. Ihr begleitet mich, und ich trage Euch auf, sogleich für die Reise zu sorgen, und Alles vorzubereiten. Gehabt Euch wohl, Herr.“ —

Neuflam war überrascht, und schweigend vor dem Fürsten gestanden. Die Erwähnung der Reise nach Brüssel gab ihm neues Leben. Entfernung von Marien wünschte seine Vernunft; sie einst wiederzusehen, sein Herz. Des Markgrafen Reiseplan begünstigte Beides und er eilte, seines Dienstes zu warten. —

„Ich kann nicht ferner mehr in diesem verdrießlichen Lande bleiben,“ sprach Eduard zu seiner Gattin: „der böse Nachbar läßt mir keine Ruhe, und meine Beamten machen mir wenig Freude. Fordre ich Geld, so sind die Kassen leer, und das Volk, das sich gedrückt glaubt, beginnt ein beleidigendes, widerspenstiges Betragen anzunehmen. Ich bedarf Zerstreuung. Dich, Marie, laß ich zurück, bis Deine Niederkunft vorüber ist. Ich werde Dich alsdann zu mir bescheiden, wenn mir's zweckmäßig scheint. Die Regierungssorgen habe ich dem Kanzler

übertragen, und Reichard von Neuenstein, der Marschall, wird für die Erfüllung Deiner Befehle und Wünsche haften.“ — „Mir wird so bang, bin ich von Euch getrennt, mein gnädiger Herr;“ seufzte Marie. — „Nicht doch, meine Gute;“ versicherte Eduard, dessen Seele schon zu Brüssel war: „Du wirst vergnügt sehn, und den Knaben pflegen, den Du mir zu schenken bestimmt bist. Ueberhaupt werden klarere Zeiten für uns eintreten. Die verwickelten und ärgerlichen Verhältnisse unsers Hauses werden sich entwirren: ich weiß es gewiß: eine reiche und zufriedne Jahrfolge wird sich einstellen. Hoffe kühn darauf, wie ich davon überzeugt bin. Deine ganze Familie soll alsdann Deines Glücks theilhaftig sehn, und den Augenblick doppelt preisen, — der Dich mit Mir vereinigte. Gefällt Dir's also, kleine Markgräfin?“ — Er küßte Marie leicht auf die Wange, und verließ sie, seinen Launen nachzugehen. Am folgenden Tage reiste er in Begleitung Neuklams, des rothen Lakaien, Arcangeli's und mehrerer Diener ab, um sein Paradies, Brüssel wieder zu besuchen.

Es ist hier ein Zeitraum von achtzehn Monden flüchtig zu übergehen, während dessen das Unglück Eduards sich vorbereitete und erfüllte. Auf der einen Seite ist nur zu berichten, daß Marie nach der Geburt ihres Sohnes Wilhelm, ein einsames Leben auf dem Schlosse zu Baden führte, in Ulrikens alleiniger Gesellschaft; auf der andern Seite sind die Ausschweifungen anzudeuten, denen sich der Markgraf ohne Rückhalt und Besinnung zu Brüssel ergab. Seine rasende Verschwendung riß die wankenden Säulen seines Hauses nieder, und der Fluch, der mit der Königstochter von Schweden bei seinem Vater Christoph eingezogen war, wirkte fort auf den, Cäcilien's würdigen Sohn.

Die Einkünfte der Markgrafschaft, wie der Herrschaft Spanheim, waren schon längst auf Jahre vorausgenommen,

alle Hülfquellen erschöpft, das mißhandelte Volk durch die Expreffungen der vom Fürsten gebrängten Rentmeister zur Verzweiflung gebracht. Das Letzte wurde nach und nach nach Brüssel geschafft, um dort in dem bodenlosen Abgrunde der Vergeudung zu verschwinden, oder durch den Schlot von Arcangeli's Laboratorium zu fliegen. Die bewegliche Habe, die Eduards Vorgänger, Philipp, ihm hinterlassen hatte, wurde verkauft, verpfändet, versplittert. Die Jahrgelalte seiner Brüder wurden längst schon nicht mehr bezahlt: der arme blinde und lahme Christian Gustav lebte dürftig zu Ingolstadt, oder in der Grafschaft Spanheim; Johann Carl, den Maltheser, erhielt sein in den belgischen Kriegen rühmlich geführter Degen; Carl, der unnatürliche Sohn der tiefgesunkenen Cäcilia, der unbändigste der Brüder, war in Italien gestorben; Philipp, ein unbedeutender leichtsinniger Mensch, hatte die Parthie ergriffen, bei Eduard zu leben, so lange noch Geld aus eignen und fremden Kassen floß, seine wilden Freuden zu theilen, und bei Spiel, Wein und Mädchen des Bruders übles Beispiel zu befolgen. Während dessen es dort in unverantwortlicher Schlemmerei herging, die immer wuchs, je näher der Fall rückte, wurde des Leids auf dem Badener Schlosse immer mehr. Marie, auf dem Vulkan festgebannt, der unter bedenklichen Vorzeichen den Ausbruch drohte, sah besser, als ihr verblendeter Gemahl, wie das Unglück von Tag zu Tag stieg. Bürger und Landmann zeigte neben seiner Erschöpfung den stummen Troß, welcher ankündigt, daß der Zeitpunkt, den Gehorsam zu versagen, gekommen sey. Die zahllosen Gläubiger Eduards, von gegründeter Besorgniß gequält, wie auch von des Markgrafen Lebenswandel empört, legten die zurückgewiesenen Schuldscheine, die schnöde verworfnen Wechselbriefe, zu den Füßen des kaiserlichen Throns. Rudolph der Zweite, gegen Eduard schon längst eingenommen, verschob es diesmal nicht, nach seiner Weise,

den Gläubigern und Pfandinhabern gerecht zu werden. Unfähig jedoch, selbst diesen Wust von Verlegenheit, Trug und Verschuldung zu entwirren, übergab er die Sache an Bayern und Lothringen. Diese wälzten die schwere Ausgleichungslast auf die Schultern des reichen, und in allen Geldgeschäften weit verbreiteten M. Fugger. Eduard, von all' diesen Schritten und Begebenheiten unterrichtet, aber unthätig in seinem üppigen Leben verharrend, beschloß, die letzte Hand an das Verderben seines Hauses zu legen, und knüpfte mit Fugger eine Verhandlung an, deren Ergebnis, wie Eduard meinte, all seinen Verlegenheiten ein Ende machen, und ihm die Fortsetzung seines gewohnten Wandels erlauben sollte. Er beehrte nämlich, alle seine badenschen Besitzthümer an Fugger zu verpfänden, gegen einen Jahresgehalt von 37,000 Thalern. Dieses Vornehmen gelangte jedoch zu den Ohren des aufmerksamen Ernst Friedrich von Baden-Durlach. Voraussehend, daß solches Beginnen die Zersplitterung, den Verkauf und Untergang des ehrwürdigen Stammeserbes der Markgrafen zu Baden nach sich ziehen würde, und begierig, solcher Schmach des alten Geschlechts zu wehren, schritt er mit einem Gewaltstreich ein, der, klug in seinen Vorbereitungen verheimlicht, und überraschend ausgeführt, seinen Zweck nicht verfehlte, und die obere Markgrafschaft dem Hause rettete. Im Anfange Novembers des Jahrs 1595 rückte plötzlich durchlachisches Volk auf mehreren Punkten in Eduards badensche Besitzungen ein, und belegte das Land mit Sequester. Ein Manifest zur Vertheidigung dieser Handlung flog also bald in alle Welt aus, und Eduards Amtleuten blieb die Wahl, entweder von ihren Stellen abzutreten, oder dem Markgrafen von Durlach zu huldigen. Fast ohne Ausnahme geschah das Letztere, und Marie, die arme zum Leiden Verurtheilte, sah sich von allen ihren Dienern, wie es dem Unglücklichen zu gehen pflegt, verlassen.

Dieserjenigen, die bisher bei jedem Anlaß ihre unverbrüchliche Treue betheuert hatten, waren die Ersten, welche von ihr wichen, und nur die Steinfeld, nebst dem niedern Hausgesinde, blieb zurück bei der unglücklichen Fürstin, die sie neue Regierung in ihrem Residenzschlosse nur zu dulden schien. Da erschien nun freilich wie ein Stern des Glücks und der Hoffnung, plötzlich der Herr von Neuklam in der Wohnung Mariens. — Man glaubte in ihm einen Abgesandten des Markgrafen zu sehen, allein Eduard hatte noch nicht an die Sicherheit seiner Gemahlin gedacht, von Durchlachs letzten Gewaltschritten nichts gewußt. Neuklam war von Eduard nach Deutschland geschickt worden, um auf Rechnung des Statthalters der Niederlande Pferde einzukaufen, und Reiter zu werben. Zwanzig Meilen von Baden entfernt, hatte er erfahren, was sich daselbst begeben, und von Anhänglichkeit und Treue angespornt, sich dahin aufgemacht, um Marien seinen Schutz, sein Geleit anzubieten. Das Wiedersehen war froh und schmerzlich zugleich. Neuklam fand indessen Gelegenheit, dem wilden Drang in seiner Brust Luft zu machen, als der Kanzler zu der Fürstin hereintrat, und ihr mit kalter Förmlichkeit die Frage des Markgrafen Ernst Friedrich vorlegte: „Wie lange sie sich wohl noch in dem Schlosse aufzuhalten gedenke?“ Der Herr von Neuklam antwortete an Mariens Statt mit aufsprudelndem Grimme, empört, daß die Unschuld leiden sollte für die Vergehen eines leichtsinnigen Fürsten. „Sagt Euerm Herrn,“ schloß er seine heftige Rede, „daß die Gattin des durchlauchtigen Markgrafen Eduard Fortunatus von Baden sich viel zu gut dünkt, als daß sie nur einen Augenblick länger in den Landen verweilen sollte, die man räuberisch ihrem Gemahle entrißen. Von Ernst Friedrichs Gnade zu leben, ist sie zu stolz. In Brüssel erwartet sie Ueberfluß und Freundschaft, wie ihren Gatten am Throne des Kaisers strenge Gerechtigkeit!“ — „Wohl

dem, der diese nicht zu scheuen hat," versetzte der Kanzler mit spitzigem Lächeln, bückte sich, und ging hinaus. Nun wurde aber die strengste Aufmerksamkeit auf die Reisevorkahrungen der Fürstin gewendet. Ein Zimmer nach dem andern wurde vor ihren Augen versperrt, als es von ihren Habseligkeiten geleert war. Schritt für Schritt wurde sie aus ihrem Eigenthume gedrängt. Endlich stieg sie mit Ulriken, ihren Kindern, und ihrer Kammerfrau in den Wagen. „Gottlob," seufzte sie beim Einsteigen; „Gottlob, daß ich aus diesem Hause trete, sein ganzes Gewicht lastete auf meiner Brust." — „Ihr frohlockt, gnädigste Frau;" flüsterte Neuklam, der sie unterstützte: „ich möchte weinen, daß gerade ich es sehn muß, der Euch einem unwürdigen Gatten in die Arme führt." Marie drehte mit strengem Blick den Kopf nach ihm, und er wendete beschämt die Augen ab. Er erschraß jedoch fast, als er wahrte, daß Ulrike gegenüberstehend, ihn unverrückt ansah. Es schien beinahe, als hätte sie seine Worte vernommen, und ihr funkelnder Blick, wie eine gewisse Blässe, die sich auf ihren Wangen verbreitet hatte, konnte auf eine bedeutende Theilnahme an Neuklams Rede schließen lassen. —

Die Reisenden waren noch nicht zwei Tagereisen von Baden entfernt, als Edwards rother Lakai ihnen zu Pferde begegnete. Sein Herr hatte ihn abgesandt, seine Gemahlin aus den badenschen Landen, deren Schicksal er inzwischen vernommen, hinwegzuführen. — „Schon gut, mein Freund;" erwiderte auf solche Botschaft der Herr von Neuklam: „ich habe es schon übernommen, die durchlauchtige Frau nach Brüssel zu geleiten." — „Ei, wer sagt denn von Brüssel?" fragte der Rothe ziemlich unverschämt entgegen: „nicht nach Brüssel geht die Reise; so besteht der gnädigste Herr: Er hat der Frau Markgräfin ihren Sitz zu Castellaun angewiesen, und wird nicht zögern, sie daselbst bald zu bewillkommen." — „Castellaun?" fragten

die Damen neugierig; „wo ist Castellaun?“ Sie erschra-
cken jedoch, als der Lakai und der betroffne Neuklam ihnen
berichteten, daß alte finstre Schloß liege am wilden Ge-
birge des Hunsrück, und sey einem Gefängnisse ähnlicher
als einer fürstlichen Residenz.

Der Anblick des nach schwerer im Wintermond voll-
brachter Reise endlich erreichten Schlosses widersprach lei-
der dem ungünstigen Vorberichte nicht. Im grauen Alter-
thum waren diese ungeheuern Mauern erbaut worden.
Die Grundgewölbe des ehemaligen Sunnenkastells standen
noch trotzig aufrecht. Die in neuern Zeiten angebrachten
Befestigungen des Schlosses machten dasselbe zu einem
bequemen Aufenthaltssorte eines tyrannischen Dynasten.
Zu den Füßen des Felsens, der die Burg trug, zog sich
im Halbkreise ein erbärmliches Städtlein hin, dessen nie-
drige Häuser und Hütten sich wie scheue Thiere unter den
Klauen des fürchterlichen Lämmergeiers zu kauern schienen.
Wenig Betrieb, wenig Leben in der Stadt; finstres
Schweigen auf der Burg. Marie sehnte sich zurück nach
dem Badner Schlosse, als sie über diese Brücke fuhr,
durch diese Thore einzog. Welcher Hofstaat empfing sie
in dieser neuen Behausung? Einige Söldner des Pfalz-
grafen von Birkenfeld, der ein Miteigenthumsrecht an
Castellaun, so wie an einem Theil der Spanheimer Graf-
schaft besaß, gafften an der Pforte, und zogen das Fall-
gatter auf. Ein eisgrauer Castellan überbrachte ziemlich
mürrisch die gewaltigen Schlüssel des Hauses, und bot
seine Dienste an. Ein Paar alter häßlicher Schloßmägde
betrachteten neugierig die Herrschaft aus der Ferne. Aus
dem engen Stalle schauten abgemagerte Pferde, und ein
zerlumpter Pferdejunge. Auf der Höhe der Wendelsteige
erwartete Marien jedoch der traurigste Anblick. Denn
hier stand, von einem hagerm Diener geführt, der arme
Markgraf Christian Gustav, der, von Geburt an blind
und lahm, gegenwärtig in diesem Hause ein freudenloses

Leben führte. Mit stammelnder Zunge und halb blödsinniger Rede bewillkommte er die Schwägerin, die, von erschütternden Ahnungen ergriffen, kaum dem übel berathenen Hauswirth zu antworten vermochte, und schnell mit Ulrike und den Kindern in ihre alterthümlichen dunkeln Zimmer floh, um sich dort auszuweinen. Neuklam, von dem Schmerz der geliebten Gebieterin tief ergriffen, lehnte im Vorzimmer am Fenster, und sah nachdenklich hinunter in den tiefen Schloßgraben. Leise Schritte hinter ihm bewogen ihn, umzuschauen. Ulrike war es, welche von der Markgräfin, die nach ungestörter Ruhe verlangte, hinweggesandt war. Sie wollte durch den Vorsaal gehen, als der Herr von Neuklam ihr lebhaft in den Weg trat, ihre Hand ehrfurchtsvoll ergriff, und mit bewegter Stimme nach dem Befinden der Herrin fragte. — Ulrike, über die schnelle Anrede etwas betroffen, berichtete jedoch in Kürze, was sie wußte. Doch zugleich erröthete sie vor dem glühenden Blicke des Stallmeisters, welchen dieser auf ihrem Gesichte festhielt, als wolle er auf demselben lesen. So hatte sie der Mann, zu dem sie sich einst gezogen fühlte, nie angesehen, und ihr Herz gerieth in unruhige Bewegung: die bezwungene Liebe taucht ja so gerne wieder aus der Vergangenheit auf. Aber also bald flüsterte ihr der argwöhnische Verstand zu, daß diese Bewegung des Geliebten einer Andern gelte. „Wie konntet Ihr, die liebliche Trösterin, die Trauernde allein mit ihrem Kummer lassen?“ fragte der Herr von Neuklam dringend, und sie antwortete spöttisch: „Vielleicht wäre ihr Trost aus Euerm Munde willkommner, Herr.“ — Hug verfärbte sich, biß sich in die Lippe, und stammelte: „Mein Fräulein, ich weiß nicht, wie Ihr diese Worte meint.“ — Ulrike faßte sich, den unedeln Unmuth zu verbergen. „Ich will nichts gesehen und gehört haben,“ sprach sie hierauf trocken: „erlaubt mir jedoch dagegen, eine Frage an Euch zu richten, die ich dem Lakaien des

Markgrafen nicht vorlegen durfte. Wie lebt mein Lehrer Arcangeli? Wie findet er sich in Brüssel? Ich durfte mich dann und wann einiger Zeilen von ihm erfreuen. Seit geraumer Zeit schweigt er jedoch. Erklärt mir das." — „Ihr scheint an dem Manne mehr Antheil zu nehmen, als er wohl verdient;" antwortete Neuklam: „möge er Eure Güte nie mißbraucht haben, wie das Vertrauen des Herrn. Der Markgraf sah sich seit langem schon bewogen, ihn zu Brüssel unter festem Gewahrsam zu halten, um ihn zu Arbeiten zu zwingen, die er lange verkündet, vorbereitet, aber nie ausgeführt hatte. Es hat übrigens den Anschein, als ob die Arbeiten nicht den Erfolg gehabt hätten, den man sich von ihnen versprach; denn gestern wurde nach des Castellans Aussage der Italiener gut bewacht hieher gebracht, und ihm der Thurm gegen Osten zur Haft und Werkstätte angewiesen, bis er sein Wort gelöst haben wird." — Ulrike erbleichte fast. „Er ist hier?" fragte sie mitleidig: „gefangen? O Herr, darf ich ihn nicht sehen, und ein Wort des Trostes ihm bringen?" — „Ihr setzt mich in Erstaunen," sagte Neuklam achselzuckend: „der Castellan hat jedoch gemessene Befehle, und ohne des Markgrafen ausdrückliche Erlaubniß darf er Niemand zu dem Italiener lassen." — „O, mein Gott!" seufzte Ulrike: „wie mich diese Nachricht ergriffen hat. Daß doch der Fürst schon hier wäre! daß doch meine Fürsprache stark genug wäre, ihn zum Mitleid zu stimmen. Guter Neuklam: Ihr besitzt die Gnade des Markgrafen — Ihr wißt es nicht, wie sehr Ihr mich verbinden würdet, wenn Ihr ein Fürwort" — „Mein Fräulein;" erwiederte Neuklam kalt: „Euch etwas zu Lieb zu thun, wäre mir erwünscht; aber einem Betrüger, wie Arcangeli, rede ich nie das Wort." — Ulrike schien verletzt von der abschlägigen Antwort, und entgegnete mit beleidigender Schärfe, indem sie sich stolz von dem Stallmeister wendete: „Ihr habt Recht, Herr

von Neuklam, mich daran zu erinnern, daß ich eine mächtigere Patronin in der Frau Markgräfin selbst besitze, und daß diese sich nicht wohl weigern kann, hier zur Sühne zu sprechen.“ — Sie ging, und Neuklam schüttelte den Kopf, indem er ihr nachsah: „Ich habe kein Glück mit den Frauen!“ sprach er unwillig vor sich hin. „Meine Theodosta raubte mir der Tod, Marien, die ich unaussprechlich liebe, darf ich nicht besitzen, und diese Steinfeld grollt mich an, ohne daß ich ihr jemals etwas zu Leide that. Käme doch endlich der Markgraf, mich aus dieser Nähe zu erlösen. Jedoch, ohne seinen Willen mich zu entfernen, verbietet mir die Pflicht, und meine Leidenschaft selbst zwingt mich wider Willen in den Zauberkreis!“ —

Der Markgraf kam jedoch immer nicht. In den Winterlustbarkeiten des erzherzoglichen Hofes zu Brüssel begraben, schien er Gattin, Kinder und Diener auf dem unwirthlichen Hundsrück vergessen zu haben. Auch der rothe Lakai, der sogleich nach der Ankunft Mariens nach Brüssel geritten war, kam nicht wieder zurück, und der heftig eintretende Winter verlegte alle Wege und Pfade mit Schnee und Gewässern. Auf der Burg zu Castellaun ging es indessen sehr traurig und einförmig zu. Marie pflegte ihre Kinder, plauderte bald mit der trauernden Ulrike, bald mit dem bedauernswerthen Schwager, und fand Trost und Erleichterung nur im Gebete. Neuklam hielt sich von den Frauen streng entfernt, und hütete das Schloß. Arcangeli hatte aber indessen eine Erleichterung seines Looses errungen; die Bemühungen seiner holden Fürbitterin, verbunden mit der Erinnerung an vermeinte frühere Liebesdienste, hatten die Markgräfin bewogen, zum Erstenmal ihre Befehle denen ihres Gatten entgegen zu setzen. Dem Italiener wurde anfänglich vergönnt, zweimal täglich auf der wohlverwahrten Burgmauer Luft schöpfen zu dürfen; bald gelangte er zu der Vergünsti-

gung, zuweilen Nachmittags der Markgräfin Zimmer betreten, und ihr mit artigen Kunststücken die Zeit vertreiben zu dürfen. Der Schlaue pries unaufhörlich Mariens Milde, Ulriks Freundschaft, und schwieg bescheiden von der Ursache seiner Haft, da die Markgräfin ihm verboten hatte, davon zu reden, um nicht für eine Sache eingenommen zu werden, die sie der Gerechtigkeit ihres Gemahls überließ. Uebrigens arbeitete Arcangeli unermüdet in seinem Thurme. Der Blasbalg ging, der Schornstein dampfte, der Schloßknecht schürte das Feuer Tag und Nacht, doch kein Auge sah noch ein Ergebnis dieses Treibens. Unter der rußigen Maske des Alchymisten barg Arcangeli den Schalk, den Verräther. Ein abscheulicher Frevel bereitet sich im Schlosse vor. Der Schloßknecht und Gehülfe des sinnlosen Laborirens wird von des Italieners Worten und Geldern bestochen, und läuft als Bote zwischen ihm und einem in die Nähe gekommenen vornehmen Herrn, der nach der allgemeinen Sage Niemand anders sehn soll, als des Markgrafen Bruder, der Malthefer. Der gegen seinen Bruder aufgebrachte junge Mann, nur seiner Leidenschaftlichkeit gehorchend, will Eduards Sohn Wilhelm entführen, und in der Ferne verwahren, damit der Vater den rückständigen Jahrgehalt von sechs Jahren bezahle, und eine namhafte Schadloshaltung beifüge, widrigenfalls er gewärtig seyn müßte, daß der Knabe an den Better Ernst Friedrich überliefert werden würde. Arcangeli bietet die Hand zu dem bösen Plane, begierig, die eigne Freiheit und reichen Lohn dafür zu ernten. Tag und Stunde sind bestimmt. Unfern von Castellaun harret der Malthefer im Schlitten, von tüchtigen Rennern bespannt. Arcangeli erscheint in den Gemächern der Fürstin, zur gewöhnlichen Zeit, zum gewohnten Zwecke. Er ersieht die Gelegenheit. Marie läßt sich im Schlafgemache anfleiden; Ulrike, Lucretien an der Hand, Wilhelm auf

dem Arme, erscheint, den Freund bewillkommend. Arcangeli nähert sich ihr mit Schmeicheleien, lockt den Knaben auf seine Arme, und bemerkt Ulriken, er habe die Schelle aus der Markgräfin Zimmer vernommen. Die Dienstfertige eilt mit Lukretien davon; Arcangeli mit Wilhelm, der arglos und ruhig ist, durch's Gebäude, hinab, dem Thore zu. Sein Verbündeter wirft ihm unterwegs einen blauen Libree-Mantel um, drückt ihm einen Bedientenhut auf den Kopf, und der Wächter am Thore läßt ihn ungehindert durch. — Indessen erschallt oben Gang und Gewölbe von Ulriken's und der Kammerfrau ängstlichen Stimmen. Die verzweifelnde Marie ruft nach ihrem Wilhelm, nach ihrem Kinde. Der Schloßknecht, erschüttert von den herzerreißenden Mutterklagen, steht versteinert, statt dem Verführer zu folgen, und wirft sich reuevoll und bekennend zu Neuklam's Füßen, der, vom Geschrei herbeigelockt, auf dem Platze erscheint. Hug entbrennt in Wuth, zerri den Knecht mit sich fort, winkt den Thorwärttern, ihm zu folgen, und stürzt auf halsbrechend glattem Pfade dem Entführer nach. Das Glück steht ihm zur Seite. Ein kleiner Unfall, der den Schlitten traf, läßt Neuklam Zeit, denselben zu erreichen. Arcangeli erblickt, und der Stallmeister schleudert ihn den Wächtern zu, die ihn packen. Wüthend entreißt Neuklam dem Maltheser den weinenden Knaben. Edwards Bruder gibt aber die Beute nicht so leicht. Aus dem Schlitten springt er; sein Degen blitzt. Neuklam muß sein Leben vertheidigen. Im wilden Fechtgetümmel schwebt Wilhelm in Gefahr. Großmüthig schirmt ihn Neuklam mit aller Kraft, und gibt die eigne Brust frei, um den Knaben zu decken. Der Gegner ersieht die Blöße, und dacht an Neuklams Halse schwirrt des Malthesers Klinge ein. Das Blut strömt, der Verwundete läßt die Waffe sinken, aber mehrere Bürger von Castellaun stürmen auch zu gleicher Zeit herbei: des Malthesers Knecht reißt den

Herrn mit Gewalt auf den Schlitten und jagt mit ihm davon. Neuklam, mit Schwindel und Ohnmacht kämpfend, erkennt unter den ihn Umgebenden den Schloßknecht, der heulend seine Hand mit Thränen benetzt. „Fliehe, Unseliger! entweiche!“ raunt er ihm heftig zu: „Dir kostet's sonst das Leben.“ — Noch steht er, wie der Verbrecher flüchtig entspringt, und schließt sein Auge in der Nacht tiefer Ermattung. Unter dem Schloßthore jedoch öffnet er's wieder, weil Mariens jauchzende Stimme an sein Ohr schlägt. Mühsam sich aufrichtend in den Armen seiner Träger, zeigt er auf den blutbefleckten Wilhelm, den man eben der Mutter überreicht, stammelt mühsam, aber mit inniger Liebe im Ton und Blick: „Markgräfin! Euer Kind! 's ist unverletzt!“ und verlöscht wieder im Schummer der Ohnmacht.

Der herbeigerufene Bader des Städtchens erklärte die Wunde für durchaus todesgefährlich: der Pfarrer, der gekommen war, dem Sterbenden beizustehen, in der Heilfunde erfahrener, nannte die Verletzung schwer, aber heilbar. Die Markgräfin empfahl ihm den Verwundeten angelegentlichst, befahl den Arcangeli in scharfe Haft zu bringen, und sandte einen Boten nach Brüssel an den sorgenlosen Gemahl. Die gekränkte Mutter wollte im Anbeginn auch Ulriken nicht mehr sehen, die durch ihre Anhänglichkeit an den Italiener verdächtig geworden war, so wie durch die Begebenheit selbst. Ulrike jammerte mehrere Tage lang allein auf ihrer wohl beobachteten Kammer, und flehte vergebens um Gehör. Endlich jedoch war Mariens heftiger Zorn vorüber, und ihr Gewissen ermahnte sie, auch die Vertheidigung der Beargwohnten zu vernehmen. Ulrike gab diese Vertheidigung mit all der Würde und der einfachen Wahrheit, welche die Unschuld als Gepräge mit sich führt, und Marie konnte nicht länger unerbittlich seyn. Sie hob die Knieende auf, drückte sie an ihr Herz, sprach ihr Trost

zu, versicherte sie ihrer Vergebung, bat ihr sogar das zugefügte Unrecht ab, und ermahnte sie nur, von dem unwürdigen Arcangeli abzulassen. Hier hatte sie jedoch den empfindlichsten Fleck getroffen. Ulrikens Thränen flossen auf's neu, denn ihr aufgeregtes, für das Wunderbare empfängliche Herz konnte und wollte nicht an die Schuld des Mannes glauben, in dem es einen Weisen, einen Gerechten verehrte. Ulrike gab diesen Gefühlen Worte, betheuerte Arcangeli um seiner Lehren willen viel Dankbarkeit schuldig zu seyn, und ließ nicht undeutlich errathen, daß sogar eine nähere Verbindung mit dem gelehrten und sonderbaren Manne ihr eben nicht widerlich gewesen seyn würde. — Marie versuchte es, ihr diese Grillen völlig auszureden. Sie erinnerte sie, daß Arcangeli's Verhältnisse in räthselhaftem Dunkel schwebten, daß seine Kunst, Leichtgläubige zu täuschen, wohl seine beste, daß er ihr nicht ebenbürtig, daß er ihrer unwürdig sey. Sie versuchte es, Ulrikens Gedanken auf einen andern Gegenstand zu leiten, betheuerte dem Fräulein, daß es sie freuen würde, es glücklich zu sehen an der Seite eines Gatten, den es durch seine Vorzüge so verdiene. Die Markgräfin bemühte sich, in ihrer nächsten kleinen Umgebung eines Mannes sich zu entsinnen, der ungefähr die Eigenschaften vereinigte, die sie einem Gemahl der Steinfeld wünschte; aber hier führte sie die Uebereilung hämisch auf eine spiegelglatte Bahn. Sie nannte den Herrn von Neuklam, und rief den Purpur auf Ulrikens Antlitz, auf die eigne Wange. Denn fortgerissen von diesem Zauberworte und der Macht des Augenblicks redete die Steinfeld heftig gegen diesen Vorschlag, steigerte sich in sprachseligem Unmuth, und vergaß sich endlich so weit, daß Marie keine Frau, keine liebende Frau hätte seyn müssen, um nicht zu erkennen, daß hier eine mißkannte Neigung eigentlich das Wort führe. Zugleich aber fühlte sie selbst einen schmerzhaft-

ten Widerhaken in der eignen Brust, als Ulrike in ihrer rücksichtslosen Lebhaftigkeit mit den Worten schloß: „Und von Euch, geliebte gnädigste Frau, mußte ich hören, was mich kränkt? wißt Ihr es etwa nicht, daß Neuklam an Euch und nur an Euch hängt mit kümmerlich bezwungener Liebe? für Eure Angst hat er geblutet; es könnte unmöglich Euer Ernst seyn, an die ungeliebte Steinfeld den treuesten Freund zu verwerfen.“ — Diese kühne unbesonnene Rede entdeckte Marien plötzlich den ungeahnten Zustand ihrer Seele, aber verletzte auch ihre Würde und ihren Stolz in hohem Grade. „Bedenkt, Steinfeld, wo Ihr seyd,“ sprach sie ernst, obgleich nachsichtig: „bedenkt, vor wem Ihr steht. Vergeßt Eure Stellung nicht, und glaubt Euch ja nicht zu Vertraulichkeiten berechtigt, die ich gnädig für diesmal übersehen will, da ein empörtes, Alles vergessendes Gefühl sie erzeugte. Die billige Strafe für Euern Uebermuth sey Euch erlassen. Euern Vorwurf habe ich nicht verschuldet. Neuklam dient mir, wie Ihr, und Markgraf Eduard von Baden ist mein Gemahl. Empfangt übrigens mein Wort, daß ich mit Freuden in eine Ehe zwischen Euch und dem Herr von Neuklam willigen werde, wenn jemals Gottes Fügung Euern Abscheu gegen ihn, wie Eure verwerfliche Neigung zu dem elenden Arcangeli überwinden sollte. Somit geht auf Euer Gemach, und werdet ruhiger. Dann kein Wort mehr über diese Sache!“ — Ulrike entfernte sich, beschämt, grollend mit sich selbst und mit dem Zufall, Marien beneidend, so uneigennützig und treu geliebt zu seyn. — Arcangeli's Schicksal beunruhigte sie aber von Tag zu Tag mehr, da der Glende Mittel fand, ihr die flehentlichsten Bitten zukommen zu lassen. Ein Schreiben des Markgrafen, das an der Statt des Fürsten bald hierauf eintraf, und das Marie der Gesellschafterin mittheilte vermehrte ihre Sorge und Angst. Eduard äußerte sich heftig gegen den Italiener, sprach

von seiner baldigen, bis jetzt wegen Geschäften verschobenen Ankunft zu Castellaun, und von dem Todesurtheil, das er unfehlbar über Arcangeli sprechen werde. — Wie fürchterlich war Ulrike des Markgrafen baldige Gegenwart, die sie vor kurzem noch gewünscht hatte! Arcangeli war verloren; ein Mann nur konnte ihm das Leben retten, wenn er die Umstände jener Begebenheit mildern wollte. Dieser Mann war Neuklam, auf dessen Bericht Alles ankam. Wie klopfte ihr Herz bei der Erinnerung an diesen geliebten und geschmähten Mann, an die Fehlbitte, die sie schon bei ihm gethan. Und dennoch ließ ihr die wachsende Angst nicht Ruhe. Noch einen Versuch auf Neuklams Herz wollte sie wagen. Vielleicht hatte der Wundenschmerz seinen Charakter geschmeidiger gemacht. Vielleicht . . . sie wußte nicht, was sie eigentlich hoffte; aber von diesem Augenblick an ließ sie sich's nicht nehmen, einmal täglich selbst bei dem Kranken im Namen der Markgräfin zu erscheinen, nach seinem Befinden zu fragen, ihm Arznei und Labung zu reichen, und all die tausend Gefälligkeiten zu erweisen, die einem Kranken sein Siechthum erträglich machen. Ach, ihre Hand regierte noch geheime Liebe, diese sprach auch aus ihrem Munde so sanft und zart mit dem Kranken, daß er bald eine freundliche Anhänglichkeit zu der gütigen Pflegerin zeigte. Diese Wahrnehmung gab ihr den Muth, endlich ihren wahren Zweck zu enthüllen, und Arcangeli's Loos dringend an Neuklam's Herz zu legen. — Da schaute ihr aber der Kranke betrübt in das Angesicht und sprach: „O, wie bedaure ich Euch, mein Fräulein, daß Ihr von der Verblendung nicht ablaßt. Wie wenig verdient der Bösewicht die Freundschaft eines so edlen Herzens. Aber ich verändere um feinetwillen den Hergang um kein Jota. Der Verräther hat Leib und Gut verwirkt, und die Gerechtigkeit habe ihren Lauf!“ — „Starrsinniger Mann!“ versetzte Ulrike hierauf be-

schämt und erglühend: „Ihr seyd einer Frauenbitte nicht werth, und besizt kein menschlich Gefühl. Euer eigener Wille macht uns zu Feinden. Seht zu, daß ich nicht rede, wo Ihr zu schweigen begehrt. Lebt wohl.“ — Diese Rede erfüllte mit Schauer und Schrecken des Verwundeten Gehirn und Brust. — Die wiederholt Beleidigte hatte zuviel gesehen und gehört. Der Ruf der geliebten Marie stand auf dem Spiele. Diese Gedanken warfen den Herrn von Neuklam wieder auf's neue in das wüste irre Fieber zurück, dem er mit genauer Noth eben erst entronnen war. Sein Zustand verschlimmerte sich zusehends. Der heilkünstlerische Pfarrer begriff nicht, woher diese plötzliche Veränderung; er fürchtete sie aber im höchsten Grade, und der darauffolgende Abend schien das Leben des Kranken auslöschen zu wollen. Die Nachricht davon verbreitete sich im Schlosse. Der Castellan brachte sie zur Markgräfin, die im Innersten erbebte. Ohne zu wissen was sie that — die Kammerfrau war bei den Kindern, Ulrike grollend und weinend in ihre Stube versperret, — eilte sie aus ihren Zimmern. Der Pfarrer begegnet ihr. „Ist's wahr?“ rief sie bleich wie der Tod: „er stirbt? der Retter meines Sohns stirbt?“ — Der Pfarrer, statt zu antworten, brückt die Thüre auf, vor welcher sie standen. Betroffen steht die Fürstin in das Gemach Neuklams. Auf weißen Tüchern ausgestreckt, selbst weiß wie Marmor, schien er schon entschlafen. — „Noch einmal ihn sehen!“ flüstert Marie, scheu wie der Wahnsinn, dem Pfarrer zu, und, rasch des Alten Arm erfassend, schreitet sie in's Zimmer, — steht sie, auf den Greis gestützt, vor dem stillen Lager. „Neuklam!“ seufzt sie, den Blick auf ihn geheftet, und getrübt von bitteren Thränen. — Wie ein Ton dem Erz entlockt, dringt dieser Hauch an des Ohnmächtigen Herz, und erschließt seine Augen. Staunend, glühend und selig starren sie auf die hehre Gestalt an

seinem Lager. Höher hebt sich die Brust, der Mund öffnet sich, und die Frage: „Himmliche! O geliebte Erscheinung! Du hier?“ geht über Neuklams Lippen. — Marie will entweichen, sie ist zu schwach, und schon hat sich mit erneuter Stärke der Kranke ein wenig erhoben, ihre Hand gefaßt, dieselbe an seine brennenden Lippen gedrückt, und lispest: „Mutter der Gnade! Von dieser Hand werde mir der Heiltrank gereicht, und genesen will ich vom Tode!“ — Marie entzieht dem Fiebernden die Hand mit Schonung, blickt verwundert auf den Priester, und ließt in dessen Augen Hoffnung. Bittend und dringend reicht er ihr die Arznei, die silberne Schale, und fleht mit stummen Geberden, des Kranken Wunsch zu erfüllen. Noch immer starrt Neuklam, wie in Verzückung befangen, auf die schamroth Bögernde. Endlich ermannt sie sich, ihre zitternde Hand läßt den goldgelben Kühltrank in die Schale fließen, reicht ihn dem Kranken, der ihn gierig schlürft, einen Blick des wärmsten Dankes auf die Geberin wirft, in die Kissen zurücksinkt, und fast plötzlich und sanft entschlummert. — Der Pfarrer führt, günstige Vorbedeutungen preisend, die Fürstin zur Thüre, und wie eine Träumerin gelangt Marie auf ihr Zimmer. Möchte indessen ihrer erregten Einbildungskraft Alles vorkommen, wie ein Gebild außer den Schranken der Wirklichkeit; das Gefühl, das sie tief in ihrem Innern empfand, das sie tief in ihrem Innern empfand, das heilige, selige, beglückende und schmerzende Gefühl für Neuklam blieb wahr und unvergänglich. —

Neuklam genas von Stund an, wie durch eine Zauberwirkung, und die Erinnerung an Mariens beseligende Erscheinung, — der einzige lichte Punkt, den er aus seinen Fieberträumen klar und deutlich aufzufassen vermochte, war die Panacee, welche seine Genesung dergestalt begünstigte, daß er das Bette schon verlassen hatte, als endlich Markgraf Eduard von Brüssel eintraf. Die

finstere Miene des Herrn, sein raubes abstoßendes Benehmen erfüllte mit Furcht alle Herzen, die ihn zu scheuen hatten. Eine völlige Unzufriedenheit mit Allem, was ihn umgab, lag in seinen Zügen, und er sprach diese auch gegen seine ihn bang erforschende Gemahlin aus. — „Meine Patbin, Elisabeth von England, hat den bittersten Spott mit mir getrieben,“ — sprach er, — „da sie mich in der Taufe Fortunatus nannte. Infortunatus wäre ein schicklicherer Name für mich gewesen; denn Alles wird unter meinen Händen böse und Unglück. Ich mag unternehmen, was ich will, so schlägt's zum Unheil aus. Die Wurzel alles Uebels jedoch ist meine Ehe mit Dir. Sie hat mir den Vetter abwendig gemacht, daß er mein Land stahl; sie hat den Kaiser mit mir entzweit, daß er nicht Miene macht, mir mein Erbe wieder zu verschaffen. Wär' ich doch nie geboren! Was konnte aber aus meines Vaters Ehe Besseres entspringen! Aus dem Blute eines Abenteurers und einer sittenlosen, eiteln Prinzessin?“ — „Denkt an das vierte Gebot, lieber Herr;“ versetzte Marie sanft: „scheltet mich, nur nicht Euer Vater im Grabe, und Eure alte Mutter.“ — „Ha, diese Mutter ist mein Unglück!“ rief Eduard trozig: „das weibliche Geschlecht im Allgemeinen ist's. Der Bund mit Dir hat mich elend gemacht. Warum hab' ich auch dem falschen Propheten getraut, der mir Glück und Heil voraussagte? Seit unsrer Trauung zu Baden habe ich Land und Leute verloren, Undank erfahren, schwere Geldverluste erlitten. Verpfändet, verschuldet ist Alles, was ich besitze, und mir bleibt am Ende nichts übrig, als, wie mein Vater, an fremden Höfen herumzulungern und meinen Degen an den Meistbietenden zu vertrödeln.“ — „Ich habe Euer Mißgeschick nicht verursacht,“ entgegnete Marie ruhig: „es ist auch keine Lage so böse, die man nicht durch Geduld und Enthaltbarkeit erträglich machen könnte.“ — „Geduld?“ lachte

Eduard bitter: „was nützt sie gegen das Schicksal, das mir feind ist? Was soll mir geizige Sparsamkeit? Ich bin ein Fürst, ein alter deutscher Fürst, und darf nicht wie ein niederländischer Tuchhändler oder wie ein spanischer Hungerleider leben. Du bist freilich an Knickerei gewöhnt, vom Vaterhause her. Aber ich . . . verdammt sey Arcangeli, der versprochen hatte, meine Schatzkammer mit Gold zu füllen, und mir hintendrein den Sohn stehlen wollte. Wie ging die Sache zu, Marie?“ — Die Markgräfin erzählte, und berief sich auf Neuklam. Der Stallmeister wurde berufen, berichtete der Wahrheit gemäß, wurde von Eduard kühl belobt und bedauert, und hierauf schnell wieder entlassen. „Der Mann mischt sich in Dinge, die ihn nicht kümmern,“ begann Eduard alsdann: „Wofür ist der Castellan da? Der Mensch soll hängen, weil er Deinen Befehlen gehorchte, und den Fuchs ausließ. Für die Zukunft werde ich Dir zuverlässigere Leute entgegen setzen. Daß sich Neuklam ja nicht mehr untersteht, so flügge mit dem Degen zu seyn. Wie leicht hätte er den Johann niederstechen können; ein westphälischer Junker einen Markgrafen von Baden!“ — Marie versuchte Neuklams Aufopferung in's Licht zu stellen, und des beabsichtigten Kinderraubes Frevel grell zu malen. Eduard mußte ihr endlich Recht geben, wälzte aber seinen ganzen Born auf Arcangeli. „Dem Buben kostet es den Kopf! bei meiner Fürstenehre!“ rief er: „Der Rothe soll alsobald den Scharfrichter bestellen lassen. Ich bin Herr zu Castellau, und will ein strenges Beispiel geben!“ — „Wollet dem Elenden mindestens das Leben schenken;“ bat Marie: „Seyd milde und gerecht, mein werther Herr. Straft ihn, wie er's verdient, aber vergießt nicht sein Blut. Ich würde mir's zum ew'gen Borwurf machen, und unser Wilhelm soll nicht in seinem zarten Alter die Ursache des Todes eines Menschen seyn!“ — Der Markgraf sann eine Weile

nach; dann sprach er gemäßigter: „Du bist eine glatte Kaze, Marie, und verstehst's, mich zu berücken. Zudem wäre es wohl möglich, daß hinter dem Burschen mehr steckt, als man glauben sollte. Die Kunst, Gold zu machen, besteht doch einmal. Vor meinen Augen hat er sie geübt. Seither hat er zwar Tag und Nacht gebraut und geschmolzen, ohne nur Blei zu gewinnen. Aber der Künstler wie der Teufel sind faule Gesellen, und es geht nicht, wenn man ihnen nicht die Sporen tüchtig einsetzt. Vielleicht preßt die letzte Drohung Gold und Juwelen aus Arcangeli's Hirn; — Schätze, die er mir so oft trügerisch verheißen. Er lebe denn; aber in strenger ewiger Haft. Wofern er jedoch binnen einem halben Jahre, vom heutigen Tage an gerechnet, seine Alchymie nicht bewährt, und mir nicht das Geheimniß mittheilt, aus jedem beliebigen Metalle Gold zu machen, so sterbe er des schimpflichsten Todes, als frevelhafter Betrüger an einem fürstlichen Haupte. Und also sey's, und kein Wort an meinem Spruch geändert!“ — Die Glocke der Schloßkapelle läutete zur Vesper. Die Markgräfin, an tägliche Andachtsübung gewöhnt, und gewissermaßen froh, dem peinigenden Gespräche mit ihrem Gemahl zu entrinnen, ergriff Rosenkranz und Buch, warf den Schleier über, und ging, von der diensthabenden Kammerfrau begleitet, nach der Kirche. Eduard blieb einsam in ihrem Gemache zurück, und schritt, verdrießlichen Gedanken nachhängend, darin auf und nieder, als sich mit einemmale kurz nach dem Hinweggehen der Markgräfin die Flügelthüren öffneten, und Ulrike, ebenfalls zum Kirchgange bereit, hereintrat, . . . beim Anblick des Markgrafen jedoch, den sie hier nicht vermuthen konnte, verlegen dastand. Der Fürst, weniger überrascht als sie, maß sie nach leichtem Kopfnicken mit ernstem, beinahe strengem Blicke, der sich jedoch in kurzer Zeit gar sehr mäßigte, da er die vortheilhafte Veränderung wahrnahm, die mit Ulriken vorge-

gangen war. Das war nicht mehr das blöde Landfräulein, noch die leutscheue Klostersnovize. Ulrike hatte durch das bequeme ruhige Leben, und den Umgang mit Marien viel gewonnen. Ihr Körper hatte sich vortheilhaft ausgebildet; ihre Gestalt war stattlich geworden, ihre Formen füllreich. Ein gewisser bescheidener Stolz hob ihren Kopf, die schönen melancholischen Augen suchten nicht mit Biererei den Boden, sondern sahen offen und gerade vor sich hin. Der anmuthig gebildete Mund war nicht von blöder Furcht verriegelt, sondern zur Antwort bereit. Ulrikens leichte Haltung war ansprechend, und der Markgraf fühlte sich von dem Aeußern des Fräuleins angenehm befriedigt. Mit einem weit sanftern Tone, als sein erster Blick vermuthen ließ, fragte er die in stummer Verneigung Verharrende: „Bin ich Euch so furchtbar, gute Steinfeld, daß Ihr kein Wort zu meinem Willkommen findet? Dieses verlegene Schweigen könnte mich beinahe auf den Verdacht bringen, daß Ihr nicht so ganz unschuldig an Arcangeli's Verrath sehet, als die Markgräfin mir es behauptet hat. Seyd indessen ruhig. Euer schuldloses Auge ist der beste Fürsprecher, den Ihr haben mögt.“ — „Ich bitte Ew. Durchlaucht, an meine Treue zu glauben,“ versetzte Ulrike erröthend, — „und den verblendeten Doktor nicht allzustrenge zu bestrafen.“ — „Das Schicksal des Doktors von Bologna ist bereits entschieden;“ antwortete Eduard lächelnd: „das Wohlbefinden Sr. Excellenz wird nur von ihr selbst abhängen.“ — „Eure Weisheit, durchlauchtiger Herr, wird Alles wohl machen;“ meinte Ulrike, durch Eduards Lächeln beruhigt, und wollte sich entfernen; der Markgraf hielt sie jedoch zurück. „Bleibt, meine mitleidige Steinfeld;“ sprach er zu ihr: „der Pfaffe kann Euch im Vesperdienst nicht bessere Tugenden lehren, als Ihr schon besitzt. Bleibt noch . . .“ — Ulrike neigte sich etwas ängstlich, und stammelte: „Meine Pflicht, gnädigster Herr; ich habe ohne-

hin die Stunde versäumt, die Frau Markgräfin wird mich vermessen" — „Nicht schmerzlicher als ich;" fiel Eduard ihr in's Wort: „die Markgräfin wird nicht ungütig nehmen, wenn ich Euch befehle, zu bleiben. Ich wünsche mit Euch zu reden." — Das bestürzte Fräulein antwortete mit einer demüthigen Verbeugung. — „Lehrt mir die Tugenden, die Euch zieren;" fuhr Eduard scherzhaft fort, ihre Hand ergreifend; „diese Milde, diese Liebe des Nächsten. Der spitzbübische Arcangeli, der trockne hölzerne Mensch, aus Eigenliebe und Betrug zusammengesetzt, ist keines Wortes aus Euerm Munde würdig, viel weniger einer zarten Fürbitte. Und dennoch . . . , wahrlich, schöne Steinfeld! von Euch bemitleidet, von Euch beweint, ließe ich mich mit Freuden von den belgischen Rebellen arkebustiren!" —

„Ihr scherzt, Herr Markgraf, mit Eurer unterthänigen Magd;" erniederte Ulrike in schwerer Verlegenheit. Doch Eduard lachte, und sagte: „Jungferngeplauder. Man kennt das. Ihr Weiber nennt unsre offne Liebe Scherz, seht Ihr gleich den Ernst aus unsern Augen leuchten. Was soll ich thun, Ungläubige, Dich von dem zu überzeugen, was in meiner Brust vorgeht? — Ohne Umschweife" fuhr er fort, Ulrikens bebende Hand drückend: „der Augenblick ist schnell herbeigekommen, und muß schnell erfaßt werden. Die plöglichsten Eindrücke sind die allmächtigsten. Seit einigen Minuten kenne ich auf Erden nur eine Schönheit, einen Zauber: Euch, mein Fräulein." — „Allmächtiger Gott!" seufzte Ulrike erschrocken: „gnädigster Herr wodurch hab' ich solchen Spott verschuldet?" — „Ernst, meine Taube;" flüsterte Eduard ihr in's Ohr, den Arm um sie schlingend. Ulrike entzog sich ihm jedoch mit Flammenblicken, und fragte heftig athmend: „Womit also, Ew. Durchlaucht, hab' ich die Herabwürdigung verschuldet, die Ihr mir anthut?" — „Herabwürdigung?" fragte der Mark-

graf, der es nicht gewohnt war, in seinen Liebeshändeln mehr als eine flüchtige Ziererei zu bekämpfen: „könnt Ihr das harte Wort vertheidigen? Ihr seyd mein Werk, Fräulein, die Blume, die ich zog und pflegte. Ich hinderte es, daß Ihr in Dürftigkeit verwelktet, unter dem Schleier verkümmertet, und dürftest wohl Anerkennung meiner Wohlthaten von Euch begehren. Ich bin nicht zum Glück geboren, — meine Verhältnisse feinden mich an; eine vorschnell geschlossene Ehe macht mir Reue; ich sehne mich nach einem Wesen, das mit mir Liebe gegen Liebe tausche, dem ich ein freundlich Loos bereiten, das mir den Lebensweg erheitern möge. Ich finde dieses Wesen ganz und vollkommen in Euch: ich bettle um Eure Gunst; und die Dienerin stößt den Fürsten, die dankschuldige Waise den Wohlthäter zurück? Was kostet Weibern die Liebe? Sie ist eure Bestimmung, und dem, der sich um euch verdient gemacht, ein schuldiger Zins.“ — „Ich hielt Euch für meinen zweiten Vater, gnädiger Herr;“ stotterte Ulrike, die vor Unmuth blaß geworden war: „denkt doch, ich sey Eure Tochter.“ — „Denk an das Kloster, Nätzchen;“ scherzte der Markgraf: „der Heiland ist der Nonnen Vater und Bräutigam zugleich. Laß die Spitzfindigkeiten. Genieße und beglücke, so lange Kraft und Jugend blühen.“ — Er wollte sie neben sich auf das Ruhebett ziehen, auf welchem er saß. Mit kühner Stärke machte sich jedoch das Fräulein frei, und flog gegen die Thüre. „Ich rufe nach Hülfe,“ drohte sie, „wenn Ihr nicht von Euerm sündlichen Verlangen ablaßt, Herr Markgraf. Meine Ehre ist mir heiliger, als die Ehrfurcht vor einem Herrn, der seine Gewalt mißbraucht.“ — „Steinernes Fräulein! ohne Gefühl, ohne Empfindung!“ spottete Eduard, unmuthig aufspringend, und hin- und hergehend: „die Sittenlehre aus Deinem Munde ist mir unerträglich, wie der Markgräfin Schule, aus der sie abstammt.“ — „Eure Gattin ist ein

fleckenloser Stern, Durchlauchtiger Herr;" versetzte Ulrike, deren Worte der Zorn wieder beflügelte: „sie verdient wahrlich Eure Verunglimpfung nicht. Dafür wissen Fremde sie desto inniger zu verehren, ihr Blut sogar nicht zu sparen, wenn es ein Lächeln von ihrem Mund gilt. Nur wer seine eignen Schätze nicht kennt, greift nach verbotnen.“ — „Schweig!“ befahl Eduard heftig und mit so gerunzelter Stirn, daß Ulrike schnell aus ihrer Begeisterung fiel, und verstummte: „Hütet Euch, nur mit einer Sylbe mehr das zu berühren, wovon Ihr so eben spricht. Begeht Euch hinweg. Von diesem seltsamen Auftritt bleibt mir nur die Schande, mein fürstlich Werben an ein eitles, überspanntes und unbesonnenes Weib verschleudert zu haben.“ — Er winkte ihr stolz, zu gehen, und Ulrike gehorchte schnell. Der Markgraf blieb mit sonderbaren Empfindungen allein zurück. Sein Scharfsinn hatte wohl errathen, was und wen Ulrike mit ihren letzten Worten meinte. Er dachte über Mariens Betragen nach, und fand darinnen nichts Ungleiches. Ulrike selbst hatte sie ja heilig gesprochen. — „Und Neuklam?" sprach er vor sich hin: „Neuklam sollte? — Bah, er ist ein toller Schwärmer, ein trübsinniger Gesell, der wohl dergleichen Albernheiten in seinem Busen nähren könnte. Ich könnte forschen, horchen, schleichen, . . . aber eines Fürsten ist solch Betragen unwürdig. Kann ich übrigens dem Manne verbieten, Marien im Stillen zu lieben, sich für ihr Kind, oder eine kleine Laune von ihr, den Tod zu holen? Nein fürwahr, das kann ich nicht. Aber ihn mittelbar dafür strafen, ihm die gefährliche Lust vertreiben, . . . das kann, das will ich.“ Von diesem Augenblicke an zeigte der Markgraf seiner Gattin, Ulriken und dem Stallmeister stets ein freundliches Antlitz, und Niemand ahnte, daß er Rache und Strafe im Schilde führte.

Hier ist nun der Ort, von dem Gefolge zu reden,

daß wenige Tage nach dem Markgrafen, von demselben
 beschieden, auf Castellaun eintraf, und daß einen sonder-
 baren Anblick gewährte, wie auch seine Bedeutung räthsel-
 haft war. — Sechzehn Menschen, nicht zum Hofdienst,
 wie es schien, geschaffen, sondern Söhne des rauhen Kriegs-
 handwerks, rückten in die Burg, bewaffnet, bewehrt, in
 abenteuerlichem Aufzuge. Die spanische, französische, nie-
 derländische und deutsche Zunge war unter ihnen heimisch,
 trotzig ihr Angesicht; ihr Wesen und Benehmen das der
 Freibeuter jener Zeit. Drei Männer, die sich auch im
 Aeußern um Vieles von den Andern auszeichneten, waren
 die Anführer des berittenen Trupps. Der Eine, Corne-
 lius von der Hart, ein Edelmann vom Rheine, um seines
 ungewöhnlichen Haarwuchses willen Langhaar von sei-
 nen Freunden und Untergebenen genannt, hatte in Frank-
 reich unter den Liguisten gefochten, und seither das Söld-
 nerhandwerk getrieben. Der Zweite, Meland, ein Holländer
 von ansehnlicher Familie, hatte schon frühe das väterliche
 Haus verlassen, um die Welt zu durchstreifen, zu Lande
 wie zur See. Jede Partei war ihm gleichgültig gewesen.
 Unter Requesens hatte er gegen seine Landsleute gefochten,
 unter dem Engländer Howard beigetragen, Philipps Ar-
 mada zu zerstreuen. Seine stark gekrausten Haare ver-
 riethen einen krausen Sinn, und in all seinem Thun und
 Lassen, war im Gegensatz zu dem feurigen von der Hart,
 ein besonnenes Phlegma unverkennbar, das um so gewal-
 tiger traf, wo es hinzielte, je länger es zu zaudern schien.
 Der Dritte endlich war ein Däne, Hans von Buttammer,
 der gegen die Schweden vor dem Stettiner Frieden die
 ersten Waffen getragen hatte, und eine ziemlich vortheil-
 hafte Gestalt besaß. Seine blauen Augen, das blonde
 Haar und der Knebelbart von gleicher Farbe verliehen
 seinem Gesicht etwas Sanfteres, als seine Gefährten auf-
 zuweisen hatten, und nicht minder unterschied er sich von
 ihnen durch ein geschliffneres Betragen, und eine weiche,

gern zu vernehmende Sprache. — Alle übrigen Begleiter der genannten drei Edelleute waren aus der niedern Klasse entsprungen, Reiter, die schon zum Theil in sieben Herrenfarben gekleidet gewesen, und sich beständig dem Freigebigsten leibeigen machten; Gesindel, furchtbar im Kriege und verdächtig im Frieden, getrennt durch Heimath, Rede und Vorurtheil, vereint jedoch durch Habsucht und Beute-lust. — Mariens Brust wurde enge zusammengepreßt, da sie diese unheilvollen Gesichter ankommen sah; die übrigen Hofleute staunten, aber Eduard beeilte sich, die Anführer seiner Gemahlin vorzustellen. — „Diese Herren,“ sprach er nicht ohne Verlegenheit, „sind eher meine Freunde zu nennen, als meine Dienstmannen. Ich will daher, daß man sie auch als meine Freunde behandle. Ich erhebe den Herrn von der Hart zum Marschall meines Hauses, den edeln Hans von Puttkammer zum Hofmeister dieses Schlosses, und den wackern Meland zu meinem Waffenhauptmann auf Castellau. Die Zeiten sind schwer, meine liebe Ehewirthin. Die kaum verschollene Begebenheit mit dem Maltheser gebietet Vorsicht. Mein Vetter zu Badens-Durlach bietet der Feindseligkeiten immer mehr gegen mich auf; ich muß mich also zur Wehre stellen, wenn es vonnöthen. Diesen biedern Edelleuten, die den Degen zu führen verstehen, vertraue ich die Obhut meiner Familie, weil meine Verhältnisse mich nach Polen rufen; — in einigen Tagen schon. Ich hege die gute Zuversicht, daß Ihr, Frau Markgräfin, in den besten Händen seyn werdet.“ — Maria verbeugte sich stumm, und reichte den sogenannten Freunden ihres Gemahls die Hand zum Kuß. Puttkammer versprach darauf in einer wohlgesetzten Rede, und im Namen seiner Gefährten, die treueste Dienstpflicht, und eher zu sterben, als zu dulden, daß der Markgräfin, ihren Kindern, und irgend einem aus dem Hofgestinde, von des Markgrafen Feinden etwas Leidens widerfahre. — Mit der freundlichsten Herablassung entließ sie Eduard

alsdann, und befahl, den Stallmeister Neuklam herzubeschneiden. Marie erglühte bei diesem Namen und auch über Ulrikens Angesicht flog eine unfreundliche Flamme. Der Markgraf täuschte sich nicht über die Bewegung der beiden Frauen, und um so fester stand sein Plan, unter der Hülle des unbefangenen Wohlwollens. — Ruhig und fest stellte sich Neuklam vor den Herrn, keiner Schuld bewußt, — bereit, dessen Befehl zu vernehmen. Maria wollte mit ihrer Dame sich entfernen. Der Markgraf hielt sie zurück. „Bleibt, Frau Markgräfin,“ sprach er heiter: „bei dem Geschäft, was ich mit Neuklam jetzt abzumachen habe, ist Eure Gegenwart schicklich, nothwendig sogar. Denn ich bedarf der Zeugen, daß ich der Dankbarkeit selbst in ungünstigen Conjunkturen meinen Zoll nicht versage. — Herr von Neuklam;“ fuhr er fort, und erwartungsvoll horchten Marie und Ulrike: „Ihr habt mein Leben gerettet, die Freiheit meines Sohns erhalten, und meinem Hause eine Schmach erspart. Ich wünschte, Euch vergelten zu können. Meine Lage verbietet mir, Euch zu belohnen, nach der Fürsten gewöhnlicher Weise. Der Zufall jedoch erlaubt mir gerade, selbst in meiner Beschränkung, Euch einen Preis anzubieten, der in seiner Würdigkeit selten ist, und von einem fühlenden edeln Manne höher geschätzt wird, als Gold und Juwel. — Ihr habt eine theure Gattin verloren. Die Frist der Trauer ist indessen vorüber, und es wäre Schade, wenn Euer Name mit Euch zur Grube ginge, ohne von Erben Eurer Tugenden fortgepflanzt zu werden. Ich habe Euch einen Ersatz für Eure geschiedne Candidotin ausgesucht, ein Musterbild weiblicher Schönheit und Güte, — Fräulein Ulrike von Steinfeld. Nehmt sie als Gattin von meiner Hand, und bleibt ferner meinem Hause so ergeben, wie bisher.“

— Neuklam, Ulrike, die unglückliche Marie standen um Eduard her, gleich Bildsäulen. Der Fürst schien ihre

Bestürzung nicht zu bemerken, sondern faßte gleichgültig Ulrikens Hand, um sie dem vernichteten Neuklam zuzuführen. — Diese Berührung erregte wieder Leben und Athem in der Steinfeld Brust. — „Nimmermehr!“ rief sie heftig: „Nimmermehr, Ew. Durchlaucht. Diesem grausamen Spiel widerstrebe ich. Ich kann nicht thun, was Ihr verlangt.“ — „Nicht?“ fragte Eduard kalt dagegen: „Ihr werdet dennoch, wenn's beliebt. Durch mich werdet Ihr, was Ihr seyd. Von Eurer Dankbarkeit verlange ich dieß Opfer, wenn es anders eines zu nennen ist, einem jungen hübschen Manne die Hand zu geben; welche sonst Niemand begehrt.“ — „O, mein Gott!“ rief Ulrike laut weinend: „diese Härte ertrag' ich nicht!“ — „So geht, und lernt in der Einsamkeit gehorchen;“ zürnte Eduard: „heute Abend verkündige ich die Verlobung. Morgen sey die Trauung. Unerläßlich, unwiderruflich ist mein Befehl. Alberne Zierhaftigkeit hasse ich, und erdrücke sie mit Gewalt. Geht hinweg!“ — Schluchzend und wie betäubt verließ Ulrike das Zimmer. „Frau Markgräfin!“ fuhr Eduard strenge fort: „ich verlasse mich darauf, daß Euer Zuspruch die Widerspenstige bewege. Ich müßte Euch gewisse Absichten zuschreiben, wenn das nicht geschehe.“ — „Die Steinfeld hat eine Abneigung gegen den Herrn von Neuklam,“ — erwiderte Marie zägend, ohne das Auge zu dem Gemahl zu erheben: „wollt bedenken, gnädiger Herr . . .“ — „Was ich beschloffen, habe ich bereits bedacht;“ unterbrach sie der Markgraf kurz: „das Sträuben der Jungfrauen ist immer verdächtig. Ich will diese Ehe. Die Liebe kömmt nach. Das gibt die besten Haushaltungen. Liebe allein bürgt nicht für der Ehe Glück. Das wißt Ihr, werthe Frau.“ — Dieser rauhe Ausfall verschloß Marien den Mund. — „Zudem,“ sprach Eduard, „ist nicht von beiden Seiten Widerstand. Bis jetzt hat Neuklam noch kein Wort gesprochen, überrascht von seinem Glücke.“

Beruhigt Euch, Herr, Ulrike wird Euer, auf mein Wort!" — Die lieblose, wie Hohn klingende Rede des Fürsten schreckte den, in Bestürzung gesunkenen Neuklam schnell auf, und er rief leidenschaftlich glühend: „Durchlauchtigster Herr! hört mich; erlaubt, daß ich zu Euern Füßen, . . .“ — Eduard entzog sich, in seiner Verlegenheit schwelgend, jeder Erläuterung. „Keinen Dank!“ fiel er ein, zurücktretend: „zum mindesten mir keinen Dank, Herr. Frau Marien mögt Ihr danken an meiner Statt. Es zu thun gönne ich Euch eine Minute. Ich bin nicht gerne Zeuge eines rührenden Auftritts. Alsdann aber erwarte ich nur ein deutliches prunkloses „Ja“ aus Euerm Munde.“ —

Eduard ging, des durchschauten Neuklams Bein auf's Höchste treibend, in sein Kabinet, in dessen Thüre Glasscheiben befindlich waren, die eine freie Aussicht auf den Saal offen ließen. — In der entsetzlichsten Unruhe standen Marie und Neuklam einander gegenüber. Der besonnenere Mann nahm indessen zuerst mit halb unterdrückter Stimme das Wort: „Es ist wohl unnöthig, zu bethauern,“ sprach er, „daß nie, weder Gewalt noch Drohen, mir die Erfüllung eines tyrannischen Befehls abnöthigen werde. Ich weiß zu widerstehen, und nöthigenfalls zu sterben. Euch aber, gnädigste Frau, Euch gehört mein Leben und dessen Handlungen. Bestimmt Ihr, was ich thun, wohin ich gehen, was ich unternehmen soll.“ — „Erfüllt meines Gatten Wunsch;“ antwortete mit erlöschender Stimme die Markgräfin: „wagt Euch nicht mehr auf's ungewisse Meer des Lebens, bleibt — unser treuester Diener und Freund, — ehlicht Ulriken, und Ihr werdet glücklich seyn.“ — Neuklam war weiß geworden, wie ein Luch, und versetzte tief gekränkt: „O was hör ich? Ihr selbst, gnädige Frau . . .? Ich glücklich mit Ulriken, die ich nicht liebe, die mich haßt, die mir die Willkür aufdringt? — Ach, durchlauchtigste Frau; aus Euerm Munde erwartete ich nicht diesen har-

ten Spruch. Die Himmelsgestalt, die an meinem Lager erschien, und mich durch ihre Berührung heilte, — sie weiffagte mir Anderes! Auf geheimes Mitgefühl glaubte ich zählen zu können, und jetzt,“ — „Unge- stümer, ungerechter Mann!“ sprach Marie ängstlich und schnell: „war denn nicht jener Besuch ein Beweis tiefem Gefühls, als ich für Euch hegen sollte? Wollt Ihr da- für so grausam seyn, durch Eure Weigerung mich noch unglücklicher zu machen? Ulrike hat Euch durchschaut; ich fürchte, Eure Leidenschaft hat sich meinem Gemahl verrathen; was steht mir noch bevor, wenn Ihr nicht Muth und Mitleid genug habt, dem Willen Eures Für- sten, meinem Wohl ein Opfer zu bringen!“ — Das nur leicht verschleierte Geständniß Mariens hatte dem Herrn von Neuflam eine freudige Heiterkeit verliehen. Die Aufforderung zu einem Opfer für ihr Wohl begei- sterte ihn mit edler Ritterlichkeit. „Genug; gnädige Frau,“ sprach er gefaßt: „Ihr seyd die Herrin, ich der Knecht. Was es auch sey; Alles für Euch!“

Voll freudiger Ueberraschung erhoben sich Mariens Augen gegen ihn. Von der andern Seite klirrten die Sporen des Markgrafen über die Platten des Saals. Forschend betrachtete er Beide. Die Engelsruhe auf sei- ner Gattin Stirne, die Fassung auf Neuflams Angesicht stellte ihn zufrieden. Lächelnd fragte er: „Nun Meister Hug, wie ist's?“ — und: „Ich bin bereit“ — sprach freudig ohne Zagen Mariens ergebenen Freund.

Bei Ulriken war dagegen weder des Markgrafen Be- fehl, noch seiner Gattin Ueberredung von so schneller Wirkung. Ihre beleidigte Eitelkeit, der künstliche Wider- willen gegen Neuflam, ihr Eigensinn, an ihrer Meinung und Arcangeli fest zu halten, alles wirkte zusammen, um ihr das Empörende der markgräflichen Verfügung lebhaf- ter zu malen. Marie verstand es jedoch, nach und nach den Sturm zu beschwören, und ihre schroffe Widersetzlich-

Zeit in jene sanfte Trauer umzustimmen, die endlich nur Hingebung dem fordernden Willen entgegenzusetzen hat. Marie bot alle Beredtsamkeit auf, nicht minder ihre ganze Standhaftigkeit. Sie fühlte, daß sie Neuklam liebe; sie schauderte vor diesem Gefühl. Schmerzlich war es ihr, den theuer gewordenen Freund in dem Besitz einer andern zu sehen, aber nur in dieser schmerzlichen Empfindung glaubte sie die Heilung ihrer eignen Seele zu finden. So lange Neuklam noch frei war, konnte sie ihm nicht frei in's Auge sehen, und zwischen sie und ihren Gemahl trat immer das Bild des in Stille Liebenden und Liebenden. War er hingegen das Eigenthum einer andern, liebenswürdigen Frau, so hoffte Marie so viel von ihrem strengen Pflichtgefühl, daß ihr der verehlichte Neuklam nicht anders mehr erscheinen würde, als wie ein nicht allzunaher Freund. Ueberzeugt ferner, daß Ulrike hinter ihrem Haß gegen den Stallmeister nur eine ehemalige Leidenschaft für ihn berge, — daß sie doch endlich, mit ihm verbunden glücklich seyn werde, sparte Marie kein Mittel, die trostlose Verzweifelte für sich zu gewinnen. Ulrike verlangte nach dem Kloster zurück; Marie stellte ihr vor, wie unglücklich sie selbst dann — der freundschaftlichen Gesellschafterin beraubt, — seyn würde. — Ulrike wünschte sich an die Seite ihres in Frankreich begrabnen Geliebten. Die Markgräfin verwies ihr das Sündhafte dieses Wunsches. — Ulrike nannte sich das unglücklichste Weib auf der weiten Erde. Marie stellte ihr das eigne Beispiel entgegen. Ulrike redete von Arcangeli, von dessen Freundschaft, von dessen Hoffnungen, die sie selbst wohl dann und wann im Stillen genährt. — Marie bewies ihr die Betrügerei und die zweideutige Herkunft des Italieners, seine Heuchelei, seine oft geäußerte Abneigung vor der Ehe, und seine Klugheit, Einfluß habende junge, dem Wunderbaren zugeneigte Frauen zu seinen Anhängerinnen zu machen, um durch sie zu herrschen. — Ulrike hörte

aufmerksam zu, betheuerte jedoch, sie könne den hinterlistigen Italiener zwar nicht mehr lieben, vermöge ihn aber auch nicht zu hassen, und sprach endlich nach langem Zweifel und Schwanken, von Mariens anhaltender Ueberredung bedrängt: „Es sey denn, Frau Markgräfin. Euch zu Liebe will ich mit offenen Augen in's Verderben gehen, weil doch Euer Gemahl auf seine Wohlthaten als Krone das Unglück setzt, und mich auffordert, dankbar zu seyn. Seine Beweggründe sind mir klar, aber ich will schweigen, und dem verhassten Neuklam meine Hand reichen, unter einer Bedingung jedoch: Arcangeli, der jetzt wie unter dem Henkerschwerte athmet, sey frei, und kehre unangetastet in sein Vaterland zurück. Gewährt der Markgraf diese Bitte nicht, so thue ich nimmer, was er verlangt. Ich schwöre es bei der Mutter Gottes und den heiligen drei Königen zu Cöln, daß ich mir eher den Tod anthue, als jene schimpfliche Trauung erlebe. Ob ich mich in den Schloßgraben stürze, oder mich mit dem Halsbände erdrohle, gleichviel. Wehren kann man mir's nicht. Thun aber werd' ich's, so wahr mir bisher Gott gnädig war.“ — Die Markgräfin erschraack über die Verwünschungen und Drohungen aus dem Munde des abenteuerlichen überspannten Mädchens. Voll Entsetzen und Begierde, die unglückliche Sache zu Ende zu bringen, begab sie sich zum Markgrafen, der, gerade bei guter Laune, sich müßig im Sessel wiegte, ein so eben an ihn gelangtes Schreiben nachlässig in der Hand haltend. —

Die Markgräfin brachte mit vieler Angst vor einer abschlägigen Antwort, ihren Bericht bei dem Gemahle an, und wunderte sich nicht wenig, denselben so ziemlich für Ulrikens Begehren gestimmt zu finden. — „Es wäre wohl am Ende der Steinfeld lieber, ich ließe sie mit dem Spitzbuben von Bologneser zusammengeben, und mit demselben in's Elend laufen?“ sprach er: „Verblendetes

Weißavolk! Es ist kaum recht, solchen Zumuthungen nachzugeben, aber im vorliegenden Falle, da mir an der schnellen Vollziehung der Hochzeit liegt, will ich eine Ausnahme machen. Nach der Trauung Neuklams mit Ulriken soll der liederliche Betrüger frei sehn; ob schon er Staupbesen und Galgen so gut verdient hat, wie der beste Arbeiter seinen Lohn. Ich mag aber weder mein Wappen mit seinem Blute besudeln, noch seinen Wanst länger füttern. Der feige Wicht schrieb mir heute diese Zeilen, in welchen er, um das nackte Leben bittend, — eingesteht, daß seine Goldmacherkunst nur ein eitles Vorgeben gewesen, und daß in einem halben Jahre eben so wenig als wie jetzt und in hunderten, Gold und Juwelen aus seinem Laboratorio zu erwarten seyen. Fort also mit dem Betrüger. Er suche seinen Strick anderswo. Ich wollte ihm zur Warnung die Ohren abschneiden lassen, aber auf der Steinfeld Bitte hin mag der Gaukler sie behalten, sich jedoch nie wieder auf meinem Gebiete, in meiner Nähe betreten lassen. Die Brautleute, wie der Pfarrer, sollen sich indessen zur Hochzeit vorbereiten. Morgen, während des Hochamts, sey die Copulation. Du magst die Braut schmücken und führen, gute Marie. Ich will Zeuge der Verhandlung sehn, und den Ehevertrag mit meinem Pottschafft untersegeln. Vermelde der Steinfeld meine Gewogenheit und Huld, und lasse die Abendtafel rüsten. Es soll geräuschvoll bei der Verlobung hergehen, und der Wein nicht gespart werden. Empfehle dem Kellermeister Freigebigkeit, meine Liebe. Ich danke Dir für Deine Mitwirkung, Marie." —

— Mehr noch als die Markgräfin, staunte Ulrike über des Fürsten Willfährigkeit; sie hatte nicht darauf gehofft; jetzt aber war's an ihr, Wort zu halten. — Die Rache des Markgrafen war vollkommen, da er bemerkte, wie sehr seine Wahl den Neigungen Ulrikens zuwider war, und er freute sich auf die Vollendung seines Plans. Bei

dem großen Abendschmause und Bechgelage rief er Hug von Neuklam als Bräutigam aus, und die Gläser der neuen abenteuerlichen Gäste klirrten auf das Wohl des Bräutigams zusammen. Ihr „Vivat“ drang in die Gemächer Mariens, die vergebens den Schlummer erwartete, weil der Gedanke an die betrübtete Hochzeit, die sie thätig mitgestiftet, ihr Herz in bange Zweifelsqualen versenkte. Ihr Trost war noch immer der Glaube an die Liebe und Zärtlichkeit, die sich dennoch bald bei dem zusammengewungenen Paare einfinden würde. Dieser Trost war jedoch so fern wie jeder andre von Ulrike, die gleichfalls schlaflos die Nacht verseufzte, und sich am nächsten Morgen schmücken ließ, wie ein dem Opfer geweihtes Lamm. Die Glocke der Schloßkirche schlug an: das Grabgeläute ihres Friedens. Der Bräutigam trat in ihr Gemach, ritterlichen Anstands und im Feierkleide, um die Braut zur Kirche zu geleiten. Bei seinem Kommen entfernte sich die Fürstin, und die Kammerfrauen zogen sich auf einen Augenblick zurück. Ulrike, bleich wie Schnee, hatte den Herrn von Neuklam noch keines Blickes gewürdigt, sondern starr vor sich in den Spiegel geblickt, und auf den bunten großen Blumenstrauß, der — ein Geschenk der Engelsporter Nonnen, ihren Busen zierte. Neuklam fand es gut, der peinlichen Scene ein rasches Ende zu machen. „Reicht mir immerhin Eure Hand, mein Fräulein;“ sprach er ohne Bitterkeit und gelassen: „Zwang, und noch mehr als dieser, unser Zartgefühl für eine von uns Beiden verehrte Frau verbindet uns heute am Altare. Es steht aber nur bei uns, die Trauung als eine bloße Ceremonie gelten zu lassen, und freudig füge ich mich in Euern Willen.“ — Mit heiterem Gesichte, denn zuvor, wandte Ulrike den Kopf nach ihm, und antwortete langsam, aber freundlich: „Das ist ehrlich, Herr, und so sey's auch zwischen uns.“ — Nun reichte sie ohne Widerstreben mehr dem armen Hug die Hand; die

herbeieilenden Frauen öffneten die Thüren, und unterm Geleit aller Hofleute wurde der Weg nach der Kirche zurückgelegt, wo der Markgraf und die Markgräfin schon des Brautpaars harrten. Eduard staunte insgeheim über die Zufriedenheit Ulrikens und die Ruhe Neuklams. Er glaubte zu errathen, daß männlicher Wankelmuth und weibliche Schwäche hier einen Bund geschlossen, und um so inniger freute er sich des Ausgangs, den er der Hochzeit geben wollte. Marie, obschon schmerzlich bewegt von des Priesters Bindungsworten, die er über die Einzusegnenden aussprach, war glücklich in dem Frieden der Vermählten, und die Vorwürfe, die sie sich gemacht, schwiegen. Herzlich küßte sie Ulriken nach vollendeter Messe auf die Stirn, steckte ihr eine blitzende Nadel in's Haar, und wünschte, prophezeite ihr Glück. Der Markgraf unterließ es auch nicht, und jagte durch seinen triumphirenden Blick den Flammenpurpur beleidigter Schaam auf Ulrikens Stirne. „Erfüllt hab' ich, was Ihr, mein Wohlthäter, von der Dankbaren begehrt;“ sprach sie laut vor allen Umstehenden zu Eduard: „ich darf fragen, ob auch geschehen sey, was mir Euer Fürstenthum verhiess?“ — „Der Glockenzug, der den Augenblick verkündete, in welchem der Pfaffe Eure und Neuklams Hand mit der Stola umwickelte, rief auch Arcangeli's Freiheit aus;“ entgegnete der Markgraf ebenso laut und unbesangen: „Der Mensch wird sich beim Nachtsich einfinden, und Eurer Huld danken, wie sich's gebührt.“ — „Ich wünschte nicht . . .“ sagte Ulrike in einer ängstlichen Verlegenheit. — „Doch ich, Frau von Neuklam, ich wünsche es sehr,“ unterbrach sie der Markgraf spitzig, und drehte ihr den Rücken zu. — „Frau von Neuklam!“ wiederholte bitter und leise zwischen den Zähnen murmelnd Ulrike, und folgte schier bewusstlos ihrem Eheherrn. Das neuvermählte Paar schritt dicht hinter dem Markgräflichen, umgeben von den wenigen

Edelleuten und den Beamten des Schlosses, zu dem Tafelzimmer hinan. Dieses Gemach war zu einem Feste eingerichtet, so glänzend es in Castellaun gerade seyn konnte; die Tafel mit Ueberfluß und Geschmack bestellt; die ersten Plätze mit passenden Devisen verziert, gehörten dem Brautpaare. Das Fürstenpaar begnügte sich heute mit den zweiten. Eine rauschende Musik begleitete jede Tracht der Speisen, und zahlreiche fremde Gäste fanden sich während des Essens ein; Edelleute und Amtleute aus der Gegend, geladen von dem freigebigen Markgrafen. Scherz und Bechluft wurden allgemein. Unter dem Gewühle und Getöse fragte Eduard seine Nachbarin Ulrike spöttisch: „Seht Ihr jetzt glücklich, spröde Frau von Neuklam?“ — „Sehr glücklich;“ erwiderte die Verletzte mit einer Heiterkeit, die den Markgrafen völlig täuschte, und sogar in etwas mißstimmte. Mariens Blicke, nicht ihre Worte, dankten dem Herrn von Neuklam seine Standhaftigkeit und Ergebung. — Der Nachtiſch wurde endlich aufgesetzt, und Ulrikens Auge suchte unruhig die Thüre. Sie ging auf, und Arcangeli trat wirklich herein, aber in einem Zustande, der, vom Markgrafen also befohlen, Ulrikens Eigenliebe wie ihre Theilnahme sehr demüthigen mußte. Dürftige Kleidung bedeckte den Italiener, grobe Schuhe trug er an den Füßen, verwildert hingen die Haare über seine Stirn, der Bart war seit Wochen nicht geschoren worden, und aus dem bleichen eingefallnen Gesichte blickte die ausgestandne Todesangst und das lähmende Gefühl der Schande. So war von der ganzen Gestalt das Ansehen von Würdigkeit abgestreift, welches vordem so viel Achtung einflößte. Die Haltung vornehmer Leute, der besondre Schimmer, den die Zuversicht des Italieners stets um ihn verbreitet hatte, — alles war dahin, und der gemeine, ertappte Betrüger zu Hause in der elenden Hülle, als ob Elend und Schamlosigkeit seine Wiege geschaukelt hätten. Frech blickte er

über die Versammlung hin nach dem Stuhle des Markgrafen, und nach Ulriken, die, mit niedergeschlagenen Augen auf den Teller sehend, nicht bemerkte, wie giftig er sie anstarrte. — „Seht hier, meine lieben Herren, Nachbarn und Freunde, den Mann der sich rühmte, Salomonis, Alberti Magni, und Paracelsi Weisheit im Schnappfack zu haben, wie jener Kurfürst von Mainz die römischen Kaiser;“ rief der Markgraf: „da steht er nun, der Schmerzensmann, und von allem Ruhm ist ihm nur der geblieben, meine Leichtgläubigkeit am Gängelbände geführt zu haben. In den Sternen gab er vor zu lesen; und muß gewärtig sehn, ob mir's beliebt, selbst sein Schicksal zu bestimmen, ihn aufhängen, oder laufen zu lassen. Gold versprach er Zentnerweis zu machen, und Diamanten Scheffelweis in meine Schatzkammer zu schütten, und hier steht er, der reiche Mann, kaum vermögend seine Blöße zu decken. Mit feigem Bekenntniß seiner Schande hat er um sein Leben gebettelt, und die Fürbitte der schönen Frau von Neuklam hat ihm's allein erhalten, ihm die Freiheit obendrein in Kauf gegeben. Darum geh' Er hin, Gaukelspieler, und bedanke er sich bei der Fürbitterin!“ —

Arcangeli ging kock auf Ulriken los, die vergebens ihm winkte, es zu unterlassen, und sich zu entfernen. — „Ich danke Euch, holde Schülerin,“ sprach er grinsend zu der Geängstigten: „Eure Freundschaft half mir vom Strick, dafür hat Euch der Himmel mit dem Brautkranz geschmückt. Ich wünsche Euch Heil und Glück.“ — „Nur den Wunsch?“ fragte Eduard lachend: „warum nicht die sichere Prophezeihung, die ihm, dem Wundermann, nicht schwer fallen kann. Heraus damit. Zum Schlusse seines Lebens an meinem Hofe noch eine Weissagung. Die Sterne scheinen leider am heitern Mittagshimmel nicht, aber gewiß versteht er die Chiromantie aus dem Grunde. Leih' Ihm für einen Augenblick Eure

Rechte, schöne Frau; die Hand einer Braut kann nur Gutes berichten." — Arcangeli's Augen bligten in aufwallendem Groll, und er biß sich wild in die Lippen. Ulrike sträubte sich gegen des Markgrafen Begehren, allein der Fürst, der bis zur Neige den Becher des Begehrens leeren wollte, zwang sie durch den rauhen Befehl, sich zu fügen. Mit abgewandtem Gesichte reichte sie dem Arcangeli die Hand, die er stier betrachtete: „Kurzer Brautstand," begann er, „langes Wittwenleben ist Eures Dasehns Gewinn. Schmerzhaftes Erinnerung wird Euch quälen, und des Trostes wenig sehn. Viele Kinder im Haus, wenig Geld in der Truhe!" — Unwillig zog Ulrike die Hand zurück, und der Markgraf sprach: „Genug, du heulender Schuhuh! Du bist nicht artig gegen Deine Beschützerin. Nimm dies Geld zum Lohne, Zigeuner, und versuche an dem Bräutigam Deine Kunst." — Neuklam jedoch, dem schon der an Ulriken verübte Zwang beinahe unerträglich geworden war, schob den Italiener von sich, und sagte: „Wozu die Poffe? Weiß ich nicht bereits aus meiner Frauen Hand, daß ich frühzeitig sterben werde? Hinweg also!" — „Warum nehmt Ihr das Blendwerk für eitel Ernst?" sprach die Markgräfin, die sich bemühte, durch eigenen Frohsinn die Heiterkeit des Paares wieder herbei zu führen: „es schien fast, als ob Ihr Euch vor dem Manne scheutet, und ich bin doch ein schwaches Weib, und fürchte mich nicht vor seinem Prophetenblick." — Sie wollte den Handschuh von den Fingern ziehen, ein strenger versagender Blick des Gemahls jedoch wies sie in die Schranken der Fürstlichkeit. Dafür hatten sich die Herren von der Hart, Keland und Buttkammer um den verhohnten Arcangeli versammelt, und hielten ihm die Hände hin, lachend begehend, ihr Schicksal zu wissen. Der Markgraf nickte beifällig, und befahl dem Italiener, ihnen zu Willen zu sehn. — „Ihr scheint Freunde zu sehn, ihr Herren, und ein Geschick seit Langem getheilt zu haben, wie

ein Gewerbe;" versetzte schlaue mit leisem Grimm der gezwungene Chiromant: „laßt mich daher in Euern Händen lesen wie von den Blättern eines Buchs, die man durcheinander wirft, nach Belieben.“ — Er betrachtete hierauf aufmerksam nach der Reihe die dargebotenen Hände, und sprach mit höhnischem Lächeln: „Eure Lineamente sind auffallend gleich und ähnlich: Nur prophezeien sie allesammt nichts Gutes und Wünschenswerthes.“ — „Etwas?" lachten die Edelleute: „heraus damit, Du Weisheitskrämer!" — „Ein kurzes Leben voll Freud und Herrlichkeit habt ihr zu hoffen; sing nun Arcangeli zu deuten an. — „Herrlich," riefen die Erfreuten: „die Herrlichkeit wiegt die Kürze auf. Weiter!" — „Im Hintergrund jedoch," fuhr der Chiromant fort: „steht ein gewaltsam Ende.“ — „Ein ehrlicher Soldatentod," erwiederten die Herren lachend: „in Gottesnamen!" — „Ehrlich?" fragte Arcangeli schneidend dagegen: „glaubt das nicht, ihr Herren.“ — „Wie?" rief Langhaar aufbrausend, und Melands Faust packte den Weissagenden: „Was sagst Du? Schurke? Unehrllich sollten wir, wir adeliche und rechtschaffene Ritter, sterben? Was hält uns ab . . . ?" — Buttammer wehrte ab, die Gefährten wollten jedoch dem Italiener die Beleidigung handgreiflich entgelten lassen. Der Markgraf gab indessen seine Zustimmung nicht. Kurz und ernst befahl er den aufgebrachten Kriegersleuten, den Arcangeli loszulassen, und rief: „Wie mögt ihr euch über diesen kurzschichtigen Maulwurf ereifern und erzürnen? Hier ist meine eigene Hand. Was gilt's, er ließt mir sicher ein schauerliches Requiem daraus zusammen! Fang' an, gelehrter Doktor." — Arcangeli sah in des Fürsten Hand, zitternd fast vor Wuth, blinzelte mit den Augen argwöhnisch zu ihm auf, und fragte: „Bleibt's bei Ew. Durchlaucht Fürstenwort, das ich frei und ungefährdet ziehen kann?" — „Dabei bleibt's;" versetzte Eduard verdrießlich: „fasse Dich kurz und bündig, Landstreicher." —

„Meine Kunst und Chiromantie lügen heute nicht;“ sprach Arcangeli mit steghaftem Hohne: Euer Glückstern, Herr, hat aber immer gelogen, und Euers Lebens kurze Linie, der Parze Faden, reißt bald ab. Hütet Euch vor der Mitternacht und sehet zu, steht Ihr noch, daß Ihr nicht fallt. Schnell greift der Tod, und holt Euch, wenn Ihr's gerade am wenigsten vermuthet.“ — Eduards Züge wurden finster, und er stieß Arcangeli von sich: „Schweig, pöbelhafter Bursche!“ rief er: „Du hast Dein Gift gelassen, und hier nichts mehr zu thun. Schon zu lange hat Deine Gegenwart meine Tafel entwürdigt. Fort mit Dir, und hüte Dich, jemals auf meinem Gebiete Dich betreten zu lassen!“ — „Dem ist bald ausgewichen,“ spottete, die Krüge schwenkend, der Italiener: „habt indessen Dank für diese Stunde, gnädiger Herr. Die Chiromantie lügt nicht, glaubt mir's, und meine Seele hat durch sie die beste Wegzehrung erhalten. Lebt wohl, ihr gepuzten Wittwen! Dem Markgrafen zürne ich nicht, daß er mich haßt, doch Euern Undank mit Todesbotschaft zu vergelten — Dir, die ich dem Schlamm der Unwissenheit entzog, Euch, der ich den Fürstenmantel umgeworfen, daß war mir ein Fest. Lebt wohl!“ —

Der Markgraf fuhr, wie Neuklam, von Born entbrannt in die Höhe; der Unverschämte drängte sich aber schnell durch Gesinde und Trabanten, und war im Schlosse nicht mehr zu finden. — „Laßt den Niederträchtigen!“ befahl Eduard endlich mit ganz unerheuchelter Ruhe: „der Glende hat noch sein Muthchen an uns gefühlt; zum Glück jedoch war stets von dem, was er vorausgesagt, das Gegentheil zu hoffen, nicht minder also von den Prophezeiungen dieses Tags. Musik! spielt auf, ihr Fiedler! Wein herbei! Seyd fröhlich, ihr Herren!“ — Bei den Männern stellte sich die Fröhlichkeit bald wieder ein; die Damen saßen jedoch wie Leichenbilder an

der Tafel, von Arcangeli's Worten tief erschüttert. Marie sah in Eduards Tode den Untergang ihres Weltglücks, des Schimmers ihrer Würde, des Vaters ihrer Kinder. Ulrike dachte nicht gleichgültig an die Möglichkeit von Neuflams Ableben, und Beide untersuchten im Stillen, ob Arcangeli's Vorwurf, daß sie undankbar gegen ihn gewesen, wohl gegründet sey. Ihr Gewissen jedoch, wie der Lauf der Begebenheiten, sprach sie frei. Arcangeli's Sündenlast hatte seine Schale so tief herabgezogen, und Marie wie Ulrike waren sich bewußt, genug für ihn gethan zu haben. — Neuklam starrete indessen in tiefem Nachdenken vor sich hin, und bemerkte nicht, daß schon der Tag vom Firmament verschwunden war, und bereits brennende Kerzen auf der Tafel standen. Aber des Markgrafen Stimme drang plötzlich durch das Gesumm der Gäste in sein Ohr. „Herren und Freunde!“ rief der Fürst: „die Nacht endet unsern Schmaus, und dieser Becher, den ich halte, sey der letzte! zugleich mein Abschieds- und Balettrunk an Euch, freundliche Gäste. Ich danke Euch für die Bereitwilligkeit, mit der Ihr gekommen, und empfehle mich Eurer fernern Liebe, wie die Meinigen Euerm Schutz und Beistand. In dieser Stunde reise ich nach Polen ab. Herr von Neuklam, sagt Eurer jungen Frau Lebewohl, . . . denn Ihr müßt mich begleiten.“ — „Ihr reist, lieber Herr?“ fragte Marie bestürzt: „und mit Euch Neuklam?“ — Alle Gäste sahen betroffen und verwundert auf das plötzlich wieder getrennte junge Paar, und ihr Staunen vermehrte sich, da Neuklam mit einem ehrerbietigen: „Sogleich bin ich bereit!“ von der Tafel aufsprang und hinwegeilte, um sich in das Reisefleid zu werfen. Die überraschte Ulrike fuhr, die überlegte Unzartheit des Markgrafen vermuthend, einmal mit dem Schnupstuche über das Gesicht, zeigte aber hierauf die vollkommenste Ruhe und Gleichgültigkeit, — allen Fremden ein Räthsel, so wie ihr Bräutigam. Es

gestaltete sich Alles zum völligen Ausbruch. Eduard nahm triumphirend lächelnd einen kühlen Abschied von Weib und Kindern; Neuflam küßte seufzend der Gebieterin zum Lebewohl die Hand. „Bringt den Gemahl mit unverfehrt zurück, mein armer Freund;“ flüsterte ihm Marie zu. — „Ihr wollt's?“ antwortete er: „für ihn mein Leben!“ Darauf umarmte er seine Gemahlin feierlich. Was empfand er aber, als Ulrike, nachdem sie flüchtig umgeblickt und vom Markgrafen wie von den Uebrigen sich unbemerkt gesehen hatte, seine Umarmung nicht bloß zum Scheine duldete, wie ein Marmorbild, sondern ihm die Wange darreichte, und mit halber Stimme die Worte sagte: „Leb' wohl, mein Gemahl. Gott erhalte Dich!“ — „Du wünschst es?“ fragte Neuflam staunend, gerührt, und wollte der Sonderbaren in das Auge sehen. Ulrike ertrug diesen Blick nur einen Moment; rasch drehte sie sich um; er sollte die Thräne nicht sehen, die, wie unwillkürlich, ihr Auge preßte. Er sah sie auch nicht; er sah aber, wie Marie, des plötzlichen Abschiedes vom Gatten nicht gewärtig, schwach und erschöpft in der Gesellschafterin Arme sank, und folgte dann stürmisch dem fortellenden Herrn. Pferde, Wagen, Dienerschaft und Fackeln hatte des rothen Lakaien Thätigkeit besorgt und geordnet. In weniger als einer Viertelstunde waren Markgraf, Stallmeister und Gefolge schon auf dem Wege nach dem fernen Polen. —

Wie dieser Zug eine andere Richtung, nämlich nach Schweden, erhielt, wo König Sigmund, Johann's des Zweiten Sohn und Eduards Geschwisterkind, mit seinem Oheim, Carl von Südermannland, um das Königreich kämpfte, — wie Eduard von Baden sich der Partei seines Veters anschloß, in Hoffnung auf bedeutenden zeitlichen Gewinn — wie er in der Schlacht bei Stangebroomitfocht, die für Sigmund verloren ging, — wie er hierauf einer der Friedensvermittler wurde, die wirklich einen

Vertrag zu Stande brachten, — wie er endlich dem reichsflüchtigen Sigmund nach Polen folgte, und daselbst, von dessen Mißtrauen und Argwohn gequält, traurige Tage verlebte, bis ihm endlich eine geheime Sendung nach Schweden zu Theil wurde, — wie er auf dieser Fahrt von den Dänen gefangen genommen, und einige Zeit gehalten wurde, bis ihm das Schicksal vergönnte, zu den Seinen zurückzukehren, — gebührt sich hier bloß mit wenigen Worten anzuzeigen, so wie daß Neuklam ihn nie verließ, ihm öfters die erspriesslichsten Dienste erwies, und seine eignen geringen Ersparnisse mit dem durch Krieg und königlichen Undank verarmten Fürsten theilte. Was während der Abwesenheit des Herrn in dessen am Hofe zu Castellaun vorfiel, knüpfen wir, wie folgt, an das Vorige an. Die traurigsten, auffallendsten und widersprechendsten Gerüchte waren nach einander zu Mariens Ohren gelangt, und hatten ihr Herz erschüttert. Bald sollte Markgraf Eduard im Streite erschlagen worden, bald lebendig in des Südermannland's Hände gefallen seyn. Glückliche Nachrichten kamen nicht, und folglich hatten die Frauen zu Castellaun keine glückliche Zeit. Ihr Tagewerk war einförmig, ihre Gesellschaft beschränkt. Der arme Christian Gustav, der während Eduards Anwesenheit seine Zimmer nicht verlassen hatte, fand sich nun öfters bei seiner Schwägerin ein, und versuchte, ihr entweder mit seinem Lautenspiel, oder mit Erzählung wehmüthiger Kindermährchen die Zeit zu vertreiben. Aber seine Musik war so melancholisch als seine Mährchen, und die Unterhaltung eine der trübsten, die es geben kann. Auffallend war es, daß auch Ulrike immer stiller, in sich gefehrter wurde, und es kam Marien oft vor, als ob die Morgenröthe einer schönen Sehnsucht nach dem fernen Gatten in ihrer Seele aufsteige; so eifrig sie es auch zu verbergen suchte. Nur dann und wann, wenn in traulichen Stunden die Markgräfin ihr

Geschied beklagte, daß sich gegen sie verschworen hatte, den Gemahl immer von ihrer Seite zu reißen, und sie einer kläglichen, liebeleeren Einsamkeit Preis zu geben, — erwiederte Ulrike mit bitterm Lächeln: „Theile ich nicht Euer Loos, gnädige Frau, und wünschtet Ihr es nicht, daß ich es theile? Der Lügner Arcangeli hat die Wahrheit gesagt: ich bin eine Wittve geworden allzufrüh, und Ihr nicht minder, Frau Markgräfin.“ —

Es war auch in Stadt und Schloß zur Gewohnheit geworden, beide Frauen als Wittwen zu betrachten, gleich der Gattin des Meeredurchschiffenden Odysseus. Man hegte keine Hoffnung, den Markgrafen und seine Begleiter wiederkehren zu sehen. Die Fama hatte ja sogar den König Sigmund in der Schlacht von Stangebroot sterben lassen, sammt der Blüthe seines Adels und seiner ausländischen Freunde. Es konnte nicht fehlen, daß mancher daran dachte, bei der trauernden hinterlassenen Gattin sein Glück zu machen. Der Miteigenthümer von Castellaun, Carl von Birkenfeld, kam öfters, die schöne Markgräfin seiner Theilnahme zu versichern, ihr seinen Schutz und Schirm anzubieten. Aus den Ardennen ritt noch öfter ein heirathslustiger Graf herüber, sprach als Gast zu Castellaun ein, malte Marien die Herrlichkeit seiner Jagdschlösser, seiner fürstlichen Besitzungen in Burgund, seines Hotels zu Paris aus, und hielt dagegen den düstern Schleier der Wittib. — Beide Gäste wurden bald Marien lästig, die hinter der zuvorkommenden Freundlichkeit Absichten sehen mußte, welche die Herren auch gar nicht zu verbergen Miene machten. Ihre nahe Niederkunft gab ihr den gütigsten Anlaß, keinen Besuch mehr zu empfangen, und der deutsche Liebhaber wie der französische Freier blieben natürlich aus. Ulrike kam nicht so wohlfeilen Kaufs davon. Sie, eine Frau in der Sommerhöhe des Lebens, schön gebildet, anziehend für den Lüftling wie für den ernstestn Bewerber, war von

einem Stande, der schon nähere Ansprüche erlaubte, und ihr seltsames Schicksal, ihre sonderbare Vermählung machten sie noch interessanter. Hans von Puttkammer, der Schloßhofmeister, nachdem er sich vergebens die Mühe gegeben, die Aufmerksamkeit der Markgräfin auf sich zu ziehen, hatte die Augen auf Ulriken gewendet, welcher sein süßliches, Hinterlist und Falschheit verrathendes Benehmen entschieden zuwider war. Eher noch duldete sie des Hausmarschalls von der Hart Bemühungen, sich ihr gefällig zu machen. Sein heftiger Charakter, die Lebendigkeit in seiner Unterredung, seine vielfachen Abenteuer in den französischen Religionskriegen, die er feurig und gewandt zu erzählen wußte, machten ihn zu einem unterhaltenden Gesellschafter. In die Region der Leidenschaft durfte er sich bei Ulriken nicht versteigen. Ihre kurzen versagenden Antworten schlugen immer seine Hoffnung dergestalt darnieder, daß er besetzt das Feld räumte. — Meland, der Gefährte der Genannten, war Ulriken, obgleich seine Neigung zu ihr unverkennbar war, der Liebste von Allen. Der Holländer liebte still und stumm; seine Blicke allein suchten hin und wieder zu sprechen; aber daß sein Mund es gewiß nicht eher wagen würde, als bis die Geliebte ihn selbst ermutigte, wußte Ulrike genau, und versprach sich's heilig, diesen Anlaß nicht zu geben. — Was übrigens die Herren abhielt, die Frau von Neuklam auf lästigere Weise mit ihren Schmeicheleien und Zudringlichkeiten zu bestürmen, — was nicht minder Ulrikens Gleichgültigkeit gegen sie in Widerwillen verwandelte, war das Gewerbe, dem sich die Herren nicht gar zu lange nach des Markgrafen Abreise hingaben. Gedungen und bezahlt, das Haus des Markgrafen vor seinen Feinden, besonders vor dem Vetter von Durlach zu schützen, begannen sie, der Nachbarschaft grimmigste Feinde zu werden. Das stille Schloß von Castellaun wurde plötzlich ein geräuschvoller Waffenplatz, ein Auf-

enthalt von Wegelagerern und Stegreifreitern. Das Faustrecht schien wiedergekehrt zu seyn, denn bald war die Umgegend nicht mehr sicher: Kaufleute wurden geplündert, Viehtransporte weggenommen, das Wild in fremden Waldungen gehezt und gepürscht. Es kam der Frühling, und die Weiden der Nachbarn wurden geleert; es kam der Sommer, und ihre Erndte wurde vom Felde geschleppt; es kam der Herbst, und es galt die reichen Weinberge an der Mosel; es kam der Winter, und Scheuer und Heuschuber und Keller und Stall mußten ihre Vorräthe den Herren von Castellaun herausgeben. Die Markgräfin kaum genesen, entsetzte sich über die Klagen, die von allen Seiten einliefen, — stellte die Edelleute zur Rede. Diese betheuerten jedoch, der Markgraf habe es so befohlen, und trieben ihr Wesen nach wie vor. Langhaar war der Wildeste unter den Räubern. Wo er erschien, mußte Bauer, Bürger und Kaufmann das Beste hergeben, was er hatte, und die Zügellosesten von den Abenteurern waren unter seinem Befehl. Putzkammer zog selten mit, vertheilte aber flug die heimgebrachten Vorräthe, und hielt die Kasse unter sich. Reiland hatte es hauptsächlich auf das Eigenthum geistlicher Stifter gemünzt, und das Erzstift Trier war der ergiebigste Schauplatz seiner Thaten. Er schonte den Landmann, nahm aber, als Protestant, den Mönchen und Chorherren alles vor dem Munde weg. Ein panischer Schrecken hatte indessen ringsum alle Herrschaften, Amtleute und Bögte befallen, so daß sie nur drohten und drohten, und niemals mit Waffen und Wehr Ernst gegen die Handvoll räuberischen Gesindels machten. Diese Schwäche mehrte nur die Kühnheit dieses letztern. Alles hielten die Herren für erlaubt; die Helden- und Reiterstücklein aus dem niederländischen, dänischen und französischen Kriege wurden wieder hervorgesucht und praktizirt; die Ermahnungen Mariens verlachten sie, und machten Churmainz,

Trier und Lothringen, die Gränznachbarn, zittern. Der Pfalzgraf von Birkenfeld blieb unthätig bei der Sache, zufrieden, auf diese Art einige übelwollende Nachbarn gepeinigt zu sehen, und ließ sich nur selten abmahnend vernehmen, in einem Tone jedoch, der es kund gab, wie wenig ihm an dem ganzen Unfug — blieb er verschont, — gelegen sey. Wie der wilde Jäger mit seinem Trosse durchritten die Freibeuter von Castellaun das Land, bergauf, bergab, und holten aus fruchtbaren Gegenden den Segen des Bodens, und Geld nach dem unwirthlichen Hunsrück. —

So standen die Sachen, als mit einemmale unvermuthet und unangesagt Markgraf Eduard aus dänischer Gefangenschaft wieder zu Castellaun eintraf. Neuklam und der rothe Sakai waren in seinem Gefolge. Die Ankunft des Herrn machte diesmal Freude. Marie eilte ihm jubelnd entgegen, legte ihm das jüngste Kind in die Arme, und der leichtsinnige gleichgültige Mann, von harten Schicksalen etwas mürbe gemacht, weinte Thränen der Freude auf seinen Knaben, auf den Busen seiner Gemahlin. Mit heftig pochendem Herzen stand Ulrike hinter ihr. Ein unnennbares Gefühl drohte sie an des eintretenden Neuklams Brust zu ziehen, da gewahrte sie, wie sein erster Blick auf Marien fiel, wie er erbehte bei dem Anblick der rührenden Gruppe, — wie scharfe Röthe auf sein Gesicht, eine bittre Thräne in sein Auge stieg, — und auch um ihren Mund zuckte bitterer Unmuth, und in ihr Auge stieg eine heiße Thräne; — kalt wurde ihr Herz, kalt und flüchtig reichte sie dem Gatten die Hand, und von einander wendeten sich Beide. Gatten hießen sie, doch Mariens treuer, stiller Knecht blieb Neuklam, Ulrike ein verschlossenes, mit ihrem Schicksale grollendes unglückliches Weib. — „So bin ich denn nun wieder daheim!“ rief Eduard entzückt, — zum erstenmal in seinem Leben in hausväterlicher Stimmung; „beinahe hätten

Ihr mich nicht wiedergesehen. Arcangeli's Spruch drohte in Erfüllung zu gehen. Nun aber trennt mich nicht mehr Eitelkeit, nicht Ruhmsucht mehr von Euch. Hier zu Castellaun will ich leben und sterben; Dich lieben, meine Marie, meine Kinder erziehen, und den Freund getreulich ehren, der in so viel Noth mein Gefährte, mein Retter gewesen ist." — Er reichte dem düster stehenden Neuflam die Hand, und zog ihn näher. „Ich habe Dich kennen gelernt, treue Seele,“ — fuhr er fort: „und bereue schwer die Härte, mit welcher ich Dich gekränkt habe. Aber — sieh, — noch ist nichts verloren. Ulrike hat die Zeit an Schönheit nichts geraubt; sogar ihre Reize nur vermehrt. Seyd jetzt ungestört glücklich, meine Lieben, und verzeiht, was einst der tolle Muth an Euch gethan.“ — Ulrike entfloß entrüstet dem Zimmer. — „Ihr seht, durchlauchtigster Herr,“ sprach Neuflam trübe, aber gelassen: „daß diese Ehe zwar von Euch befohlen, aber nicht im Himmel geschlossen wurde. Des Priesters Stola ist nicht allmächtig, aber bindend auf die Lebenszeit. Laßt uns daher in Gottesnamen das Kreuz bis zum Ende tragen, Herr, und fürchtet keinen Vorwurf.“ —

Marie seufzte gramvoll auf, und sah Neuflam mitleidig an, und ruhig zugleich. Eduard hatte ja endlich seine Liebe zu ihr, die Hoffnung einer heitern Zukunft ausgesprochen. Sie war glücklich, und dieses Glück stürzte jede Erinnerung an den fremden Götzen in ihrer Brust zu Boden. Freundlich reichte sie dem Stallmeister die Hand, und sagte: „Verzweifelt nicht, Herr von Neuflam: Es kann sich alles zum Besten wenden. Empfangt meinen Dank, daß Ihr meinen Herrn gesund und rüstig wieder zu mir geleitet, und rechnet auf mein Bestreben, auch Euer Geschick freundlich zu machen. Gott gewährt ja die Bitte der Frommen.“ — Neuflam neigte sich mit einem Blicke, welcher klar zu behaupten schien, daß

Gott ihm das Beste und Ersehnteste nicht gewährt habe. — Marschall, Hofmeister und Hauptmann traten indessen herein, dem angekommenen Fürsten ihre soldatische Ehrfurcht zu bezeigen.

Eduards gute Laune war dahin, da er ihrer anständig wurde, und noch mehr reizte ihn die unwürdige Vertraulichkeit, mit welcher die Herren ihn begrüßten. — „Schön willkommen, ihr Männer;“ rief er ihnen zu, und sein Gesicht glich einem Gewitterhimmel: „Noch bin ich von Fleisch und Bein, der Südermannland hat mich nicht erschlagen, der Däne mich nicht ersäuft. Ihr habt mir zu voreilig das Libera gesungen, und die Herrschaft meiner Güter übernommen. Was muß ich von euch hören? Ihr habt dieß Schloß in eine Diebshöhle verwandelt, meine edle Hausfrau zur Fürstin einer Räuberhorde gestempelt, und meinem Namen einen unauslöschlichen Mackel angehängt, indem ihr behauptet, all' eure Straßenräubereien geschähen auf meinen Befehl. Was sagt ihr dazu?“ — Der geschmeidige Puttkammer wollte von Verläumdung und verdächtigen Anklagen reden; der verberere Meland fiel ihm jedoch in die Rede und sagte: „Ewr. Durchlaucht erlaube: wir sind gedungen, gegen Eure Feinde zu sehn, und zum Schutz der Euern. Was können wir aber dafür, daß fast alle Stände des römischen Reichs Euch gehässig sind, und aufgehetzt von den Durlachern? Die nächsten Nachbarn mißgönnen uns die Luft! darum war es Pflicht, Euer Wappen hoch zu halten, und drein zu schlagen, ehe wir selbst geschlagen wurden.“ —

„Schöne Philosophie!“ zürnte Eduard: „durch eure Freibeuterei habt ihr mir eine Legion von Feinden auf den Hals gehezt. Beim Kammergericht, beim Kaiser und beim Reichstag haben mich die Reichsstände, die ihr geplündert, verklagt, einen deutschen Fürsten, einen Markgrafen von Baden der Räuberei beschuldigt. Ihr, welchen

vier Ahnen aufzuweisen eine Unmöglichkeit ist, begreift nicht die Würde eines alten Stammbaums, aber ich muß auf seinen Adel halten.“ — „Unsern Adelsbrief schrieb das Schwert;“ erwiderte Langhaar giftig und rasch, „wir sind keine Räuber und Landstreicher; wir sind ehrliche Soldaten, treue Diener, und in der Noth weit anhänglicher und treuer als die Speichellecker der Fürsten. Auch hier, — sagt selbst, Gefährten — auch hier ist nur unsere Treue unser Verbrechen. Euer Kriegszug nach Schweden, gnädigster Herr, kümmerte uns nicht; wohl aber der Sold und die Verpflegung, die Ihr uns zugesagt, und für welche wir unsere Haut und Haare eingesetzt. Wir mußten leben, Herr Markgraf, und Geld ist nicht in Euerer Schatzkammer, in Keller, Speicher und Küche wenig Vorrath. Pferd und Reiter wollen leben, und wir, wie es Edelleuten gebührt. Da mußten wir bei Fremden zugreifen, und danken sollt Ihr uns, daß wir so lange ausgehalten. Unsere Heimath ist überall, zum Abzug der Kapp geschirrt, der Sporn gepunkt, der Stiefel geschmiert. Aber um der Frau Markgräfin willen, und ihrer lieben Kinderlein, die Ihr uns anvertraut, sind wir des gegebenen Wortes eingedenk geblieben, haben uns den Lebensunterhalt erstritten mit Lebensgefahr, das Schloß versorgt, und wahrlich nicht erwartet, daß man uns für all dieß Wagniß und diese Beharrlichkeit Räuber schelten würde.“

Auf die kühne Rede folgte eine lange Stille. Der Markgraf stand am Ofen, die Hände auf den Rücken gelegt, die Augen auf den Fußteppich geheftet. Aber nicht Ueberzeugung oder eine Art von Beschämung war es, die seinen Blick zu Boden zwang. Der heftigste Zorn kochte in seiner Brust, und bezwang sich nur gewaltsam. Neuklam kannte seinen Herrn, war selbst von der Frechheit des von der Hart empört, und glaubte, für den Markgrafen das Wort nehmen zu müssen. „Es will sich nicht ziemen,“ sprach er — „ihr Herren, daß ihr Euerer

Dienstherrn so harte Worte jaget in seinem eignen Gemache, und vor seiner allergnädigsten Gemahlin. Verspart die Erörterung auf gelegener Zeit und bessern Ort, und thut dem Herrn die Liebe zu gehen." —

„Es will sich nicht geziemen,“ entgegnete Langhaar hochmüthig, „daß der Diener solche Sprache gegen seinen Obern führe. Der Herr Markgraf rede, wenn es ihm beliebt.“ — „Schweigt!“ donnerte Eduard wild auffahrend: „Ich bin euer Herr, und ihr alle sehd vor meinen Augen nur die Diener. Keinen Zwist! aber auch weiter keine Gewaltthat, keinen Eingriff in fremdes Eigenthum! Das rathe ich euch. Denjenigen, von dem ich Aehnliches fortan erfahre, — Anführer oder Knecht — mit eigener Hand stoße ich ihn nieder. Richtet euch darnach und geht.“ Betroffen — denn des Markgrafen Zähzorn war bekannt, und er führte eine gute Klinge, — entwichen die drei Spießgesellen aus dem Gemache. Der Markgraf ging kopfschüttelnd einigemal auf und nieder, während seine Gattin, von dem Austritt ergriffen, stille am Tische saß, und Neuklam, unfern stehend, sowohl den Herrn als die Herrin mit Aufmerksamkeit beobachtete. Der Markgraf schlug ihn endlich auf die Schulter, und sagte: „Du hast recht gehabt, Neuklam, daß Du mir das Wort von den Lippen nahmst. Mischtest Du Dich nicht ein, ich hätte Blut vergossen; die Faust zuckte schon nach dem Degen, denn solche Schmach ward mir noch nicht gesagt. Indessen gilt's hier behutsam sehn. Eine solche Geißel schüttelt man so leicht nicht ab, als man sie geknüpft. Fort müssen aber die Bursche, das sehe ich ein. Wie? — durch welche Vermittlung jedoch? Ich muß ihnen die Zähne weisen können. — Ob ich mich an den Statthalter zu Brüssel wende? Er ist nicht mehr der Alte, wie ich höre. Oder an Churpfalz? — Du sollst mir rathen, Neuklam, und wir werden Zeit haben, uns darüber zu besprechen. Die Weihnachts-

woche ist vor der Thüre, und ich habe ein Gelübde gethan, da ich in dänischen Händen war: falls Gott mich bald frei machte, die heilige Christwoche mit Frau und Kindern im Kloster Engelspforte zuzubringen, und mich daselbst andächtigen Bußübungen zu überlassen, aus Dankbarkeit für meine Befreiung. — Ich bin nicht lau in Kirchengelöbissen, und will, daß alles zu dieser Reise bereitet werde. Du, Neuklam, begleitest uns; dort, in Stunden der Muße, soll das schon berührte in's Reine kommen, und unwiderzlich ausgeführt werden.“

Die Zeit verstrich schnell, und der Tag der Abreise kam heran. Eduard, Marie, ihre Kinder, der blinde Markgraf Gustav, mit dem sich Eduard mittlerweile ausgesöhnt hatte, Neuklam, der Rothe, Kammerweiber und Hofdiener, nebst dem Hofmeister Puttkammer fuhren nach dem Nonnenkloster ab, das vier Stunden von Castellaun entfernt liegt. Von der Hart war in einem Geschäfte nach Trarbach verreist, Meland hütete das Schloß, und Ulrike, welche das kleine Unglück gehabt hatte, den Fuß etwas zu verrenken, blieb ebenfalls zu Castellaun zurück. Weniger aber hatte ihre Unpäßlichkeit, als die Sehnsucht nach einer wehmuthvollen Einsamkeit die Arme daheim gehalten. Sie fand ein schmerzliches Behagen darin, sich ungestört und unverhohlen ihrem Kummer überlassen zu dürfen, und sättigte sich mit Thränen, zu einer Jahreszeit, in welcher man allgemein bemüht ist, durch Hausfestlichkeiten und fröhliche Kirchenfeier die Unbilden des Winters zu vergessen. Der Vorabend des heiligen Christtags wurde auch zu Castellaun lustig gehalten. Langhaar war schon von Trarbach wieder heim, Puttkammer hatte vom Markgrafen Urlaub genommen, um diese Nacht weltlich und mit den Freunden zu begeben. Die angesehenern Leute des Städtchens waren, um die Bechgenossenschaft und die Tafelrunde größer zu machen, eingeladen worden, und der alte Castellan hatte alle Hände

voll zu thun, den Anforderungen der fröhlichen und weinlustigen Gäste zu genügen. Die köstlichsten Fastenspeisen belasteten den Tisch, der Wein aus den fetten Klosterbergen an der Mosel floß ungespart. Das Getümmel und Getöse des Schmauses drang durch's ganze Schloß, bis zu dem fernen und einsamen Gemach der Frau von Neuklam. Sie verwünschte das tolle Gebrause, und sehnte sich nach der Zurückkunft ihrer Kammermagd, die, Nöthiges zu besorgen, hinweggegangen war. Die neugierige Dirne stand aber im untern Stocke, in den Saal schielend, wo es beim hellen Kerzenschimmer bunt zuging; sie horchte auf die fröhlichen Weisen des Harfenspieler's und der Pfeifer; sie schäkerte mit dem wohlgefällig gelittenen Kellerbuben des Schlosses, und auf diese Weise konnte es geschehen, daß ein Mönch in brauner Kutte, von dem trunkenen Thorwächter demüthig eingelassen, unbemerkt die Treppe hinaussteigen konnte, wie ein wohlbekannter Hausgenosse, und in Ulrike's schweigames Zimmerlein, von der Nachtlampe nur erhellt, eintrat, leise, aber zuversichtlich, wie Einer, der da hineingehört. Ulrike fuhr zusammen bei dem überraschenden Anblick; noch mehr entsetzte sie sich, als der Mönch die Kapuze herunterschlug, und ein: „felicissima notte!“ sprach. „Arcangeli!“ schrie Ulrike auf: „Unseliger! wie kommt Ihr hieher! was soll dieß Gewand? was Euer Besuch bei mir um diese Stunde?“ — „Die Nacht ist meine Freundin;“ erwiderte Arcangeli schnell und dringend: „Auf Eure Freundschaft mache ich nicht weniger Anspruch, — denn ich habe vergeben und vergessen, was vorgefallen.“ — „Ihr?“ fragte Ulrike, über diese Frechheit erflaunt. — „Keine Winkelzüge;“ fuhr Arcangeli heftig wie das böse Gewissen fort: „keine Ziererei, kein Wortverdrehen, die Zeit drängt, mein Schicksal auch, und das Eure. Die geistlichen Gerichte von Trier sitzen mir auf den Fersen. In diesem Hause nur

Kann ich frei Athem schöpfen, bis mir meine Flucht nach dem Ardenner Wald gelingt.“ — „Unglücklicher!“ sprach Ulrike erschrocken: „in diesem Hause? Ihr seht des Todes, wenn der Markgraf Euch erblickt.“ — „Ei was,“ versetzte Arcangeli: „ich bin nicht von gestern. Ich habe den Eduard mit den Seinen zu Engespforten gesehen. Man kannte mich nicht; ich erfuhr, daß Ihr zurückgeblieben. Das Saufgelage unten begünstigte meinen Versuch, Euch zu sehen. Gönnt mir in Euern oder Mariens Gemächern ein Versteck.“ — „Wie?“ fragte Ulrike: „ich, ein Weib, soll Euch in meinem Gemache bergen? Euch, den Fremden, den Verbrecher?“ — „Weib, bring' mich nicht auf!“ zürnte Arcangeli: „Hast Du mich nicht geliebt? Ich hatte Deine Neigung errathen, aber, den Weibern nicht unterthan, wollte ich sie nicht mißbrauchen. Ich bin kein Verbrecher. Zu Trier nennen sie mich einen Keger, weil . . . doch das gehört nicht hieher. Ich fordere von Dir einen Zufluchtsort; Du mußt dankbar sehn, und nur von Dir hängt's ab, auch noch glücklich zu werden, ehe Dein Reiz verblüht. Folge mir, ich gehe nach Frankreich, wo man nicht zur Messe gezwungen wird. Du verwahrst den Schmuck der Markgräfin: ich weiß es. Nimm ihn mit Dir. Sey meine Freundin, meine Gefährtin bis an's Lebensende, glücklicher als hier; von mir geliebt, einst meine Erbin!“ — „Abscheulicher!“ rief Ulrike zurückfahrend: „hinweg von mir! ich eine Diebin? ich Deine Freundin? Weißt Du nicht, daß Marie meine Wohlthäterin, daß Neuklam mein Gatte, daß mein Wandel unsträflich ist?“ — „Heuchlerin!“ schalt Arcangeli: „Neuklam? — Marie? — Gaukelspiel einer Pharisäerin; gib den Schmuck heraus, oder . . .“ — Ulrike stieß den wüthend auf sie Zugehenden heftig zurück, und schrie nach Hilfe. Die rückkehrende Magd öffnete bestürzt die Thüre, und rannte hilfescreiend zurück. Ulrike riß ein Fenster auf, und rief in den Ho-

hinab. Ihre Stimme verhalte, denn die städtischen Gäste, von dem übermüthigen Langhaar beleidigt, verließen so eben sammt und sonders, benebelt, lärmend und fluchend, die Burg. Das schlechte Gewissen Arcangeli's bewog ihn dennoch zur Flucht. Mit der geballten Faust Ulrifen drohend, verließ er das Zimmer, um den Rückweg zu suchen, fiel aber am Fuß der Treppe in Melands Hände, der das Hilferufen der Magd vernommen hatte, und zu Ulrifens Schutz herbeieilen wollte. Indessen rannte, einer flüchtigen, ungewissen Ahnung folgend, Ulrike nach dem Schlafzimmer der Markgräfin, riß den kostbaren Schmuck derselben aus dem Schrank, und schleuderte ihn in die todte Asche eines offenstehenden unbedächtigen Kamins. Sie verriegelte hierauf die Thüren fest, und begab sich unter steter Angst und bösen Vor-
 gefühlen zur Ruhe. —

Ueber den ertappten Arcangeli wurde mittlerweile von den drei Edelleuten ein herbes Gericht gehalten. Aufgeregt von Wein und Streithize hatte Langhaar kaum in dem von Meland Herbeigeschleppten den Unglückspropheten erkannt, als er schon die Strafe des Stranges über ihn aussprach, und beehrte, er solle augenblicklich am Thore aufgehangen werden. Puttkammer schien nicht abgeneigt, beizustimmen; Meland behauptete jedoch, der Markgraf allein könne hier den Stab brechen. Arcangeli, den Tod vor Augen sehend, suchte noch einmal die Frechheit und Lüge hervor, die ihn schon so oft aus Gefahren gerettet, und sprach feck und frisch: „Meinethalben, ihr Herren; macht ein Ende mit mir. Ich bin des Lebens müde, und weiß doch, daß ich in hundert Jahren wieder hier auf Erden bin. Aber ich fürchte, ihr schadet euch selbst aus unüberlegter Rache. Was meine Chiromantie euch prophezeit, das können die Sterne immer noch wenden, aber bin ich einmal todt, so ist ein wichtiges Geheimniß, und ein schöner Anschlag mit mir zu Grabe gegangen.“ —

„Was ist's? hervor damit!“ riefen die Drei wie aus einer Kehle. — „Eh' ich's verrathe, muß ich des Lebens gesichert seyn;“ versetzte Arcangeli: „durch Edelmanns Schwur und Handgelöbniß gesichert.“

„Der Schuft hat uns zum Besten;“ eiferte Cornelius von der Hart: „hat er unser Wort, so sagt er uns ein Narrenstücklein her, und damit gut.“ — „Wenn's euch nicht dient und nicht frömmt, soll euer Wort nichts gelten;“ erwiderte der Italiener schnell, um den guten Eindruck seiner ersten Worte nicht vernichtet zu sehen. — „Wohlan;“ riefen Alle: „Was ist's?“ — „So hört;“ sprach Arcangeli: „Was ich sage, ist lautere Wahrheit, die sich in Kurzem bestätigen wird. Der Markgraf ist vom Kaiser in die Acht erklärt worden; Baiern hat die Vollstreckung übertragen erhalten. Eduard weiß schon sein Schicksal, hält es aber streng verborgen, bis er noch einmal hier gewesen ist, und einen Schatz in Sicherheit gebracht hat, der, — der Rothe vertraute es mir, — in den Gewölben dieses Schlosses vergraben liegt, und den der Schlaue vor Freund und Feind, vor Schuldnern und Gläubigern bisher verheimlicht hat.“ — „Einen Schatz?“ riefen die Freibeuter, und aus ihren Augen funkelte die Begierde. — „An euch ist's nun,“ fuhr Arcangeli fort, „zu thun, was euch gut dünkt. Wollt ihr ihm das Gold überlassen, und seinem Weibe den Schmuck, welchen die Neuklam verwahrt, und wollt mit leeren Taschen, um euern rückständigen Sold geprellt, abziehen? wohl und gut. — Dann fällt freilich der Verdacht aller Räubereien, und ihre Schuld auf Euch. Bleibt ihr hingegen, erhaltet ihr das Schloß dem Kaiser und den Executionsvölkern, die heranziehen, so wird Euch Lob vom Reiche und volle Rechtfertigung. Auf Eduard fällt dann aller Tadel, und Schatz und Schmuck sind euer wohl erworbenes Eigenthum, das er kaum wieder fordern wird, ihr jedoch ihm getrost abläugnen könnt.“ — „Donner

und Teufel!" sagten die Herren nach einigem Geplauder unter sich: „Der Wicht hat Recht. Vereat der Markgraf, der uns beleidigt und mißhandelt hat. Unser fein Schatz, unser fein Geld, von dem der Heuchler nie etwas verrieth, und haben wir einmal die Demanten und den Schatz, so steht's uns noch immer frei, das Rattenest der Sicherheit halber zu verlassen. Es sey. Ist Arcangeli's Rede wahr, so fällt was für ihn ab; wo nicht, so ist er dann noch eben so alt zum Aufhängen, als heute.“

Hierauf warfen sie, obgleich es in des Italieners Plan nicht paßte, den Verräther vorläufig in den Thurm, und schloßen ihren Raub aus. — Wie erschrock nicht Ulrike, als am folgenden Morgen Puttkammer zu ihr in's Zimmer trat, in Meland's Begleitung, und kurz und drohend nach dem Schmuck Mariens fragte. Sie läugnete, etwas davon zu wissen, weigerte sich anfänglich, die Schlüssel herauszugeben, mußte aber endlich doch gehorchen. Die Räuber durchsuchten alles gierig, fanden aber nichts. Puttkammers Aerger wollte sich in Mißhandlungen der wehrlosen Frau Luft machen, — Meland hielt ihn aber verb davon zurück, und Beide begaben sich mit der unangenehmen Botschaft nach dem Keller, wo schon, trotz dem Feiertage, Langhaar und Arcangeli durch einige Söldner nachgraben ließen. Von der Hart schäumte bei der unwillkommenen Nachricht vor Wuth, Arcangeli hegte ihn auf, und Meland hatte alle Mühe, den Bornigen abzuhalten, selbst nach Ulrikens Gemach zu rennen, und seinen Verdruß auszutoben. Ulrike wurde aber von Meland in eine kleine Kammer mit vergitterten Fenstern gebracht, wo sie und ihre Magd so lange in der heftigen Kälte verharren sollten, ohne Speise, ohne Trank, bis sie den Ort, wo der Schmuck verborgen sey, verrathen haben würden. Die schreckliche Wendung der Dinge entlockte der Geprüften bittere Thränen, aber schloß ihren Mund. — „Ihr dauert mich;“ sagte Meland

mitleidend, bevor er schied; „Gestehet und macht nicht, daß es noch schlimmer kommt. Der Markgraf ist reichsflüchtig und vogelfrei; Langhaar kommandirt nun im Schlosse unumschränkt.“ — „Entsetzlich!“ schrie Ulrike, welcher nun beifiel, daß Langhaar einst nach ihrer Gunst gestrebt, und daß nun die Gewalt des Herrn von ihr begehren könnte, was der Schmeichelei des Bewerbers versagt worden war. Neland bemerkte, was in ihrer Seele vorging. Ihm selbst gefiel ja die schöne Frau, und seine Neigung, trotz seinem Schweigen, war nicht lässiger geworden. Rasch entschlossen, gegen seine Gewohnheit, zog er Ulriken bei Seite, und sprach: „Ich weiß, was in solcher Zeit einer Dame droht; Langhaars Uebermuth ist mir zuwider. Ihr dürft keine Beute nicht werden. Die Bursche fürchten meinen Degen; aber nur unter einer Bedingung verspreche ich Euch meinen Schutz. Werdet die Meine.“ — Ulrike stuzte. „Ich bin eines Andern Weib!“ sagte sie erschrocken. — Neland lachte. „Thut nichts;“ sprach er: „Ich glaube nicht, daß langes Verweilen hier uns nützlich sey. Ich helfe Euch durch, und führe Euch nach Holland. Schwört dort Eure Lehre ab, und werdet mein Weib am Altare. Versprecht mir das, und weder Langhaar noch Puttkammer sollen die Spitze eines Eurer Haare berühren.“ — List gegen einen grausamen Feind ist erlaubt. Ulrike entgegnete rasch: „Führt Ihr mich unbeleidigt aus dieser Burg, Neland, so mag ich wohl erfüllen, was Ihr begehrt, nur fordert keine Liebe von mir, bevor uns nicht des Priesters Spruch vereinigte.“ — Neland versprach, gelobte es, und bedeutete Ulriken, die Flucht müsse verschoben werden, bis ein Schatz, dem man auf der Spur, gefunden sey, und er hoffe, sie werde alsdann den Schmuck der Markgräfin zu ihrer eigenen Aussteuer wieder herbeibringen. — Darauf überließ er sie der Gesellschaft ihrer heulenden Magd, und kehrte in das Gewölbe zurück, wo unter

lautem Fluchen gegraben, geschaufelt, aber nichts gefunden wurde. Langhaar blickte immer mißtrauischer auf Arcangeli, den die Angst und die Verzweiflung, keinen Ausweg zum Entkommen, wie er gehofft, zu finden, beinahe tödtete. — Die Mittagsglocke unterbrach die Arbeit. Man eilte zur Tafel. Langhaar verschloß eigenhändig das Gewölbe, und ließ den Arcangeli in's Speisezimmer führen. Allenthalben folgten dem Italiener Argusaugen, und die Furcht vor dem Mißlingen seines Plans, vor dem nahen Tode, machte ihm jeden Bissen ungenießbar. Von der Hart, obschon ihn immer belauernd, stellte sich, als ob er seine Verlegenheit übersähe, und stimmte ein andres Gespräch an. — „Verdammt!“ rief er: „Edelleute und Burgherren an der Tafel, und keine Dame, welche die Ehrenstelle daran einnimmt! Man hole die Frau von Neuklam herbei, die spröde Schöne, und ihre Gegenwart erheitre unser Mahl.“ Buttammer stand auf, und verlangte von Meland die Schlüssel zu dem Gefängnisse Ulrikens. Meland drückte ihn aber trocken auf den Sessel nieder, und entgegnete: „Keinen Schritt, Hans. Das arme Weib soll nicht mehr mißhandelt werden. Ich leide es nicht, und wehe dem, der etwas Anderes im Schilde führt.“ — Die Herren fuhren wild in die Höhe; Meland streckte aber das bloße Schwert über den Tisch, und rief mit Donnerstimme: „Wer Lust hat, mir die Schlüssel zu dem Gemach der Neuklam abzukaufen, der komme an!“ — Von der Hart, der die Bärenkraft des Holländers wohl kannte, knirschte mit den Zähnen, und schwieg. Buttammer begnügte sich, mit Worten Krieg zu führen, nannte Meland einen Ritter aus König Arthurs Hofstaate, Ulriken eine leise auftretende Sünderin, Neuklam den Feind der ganzen saubern Sippschaft, und reizte den wilden Langhaar auf, mit Gewalt von Meland die Schlüssel zu begehren. — Da gewahrte Cornelius zu rechter Zeit, wie Arcangeli, in der Hitze des Streits

unbeachtet, nach der Thüre geschlichen war. Wie ein Geher flog er auf den Italiener zu, und riß ihn bei der Rutte zurück. „Halt, Schurke!“ donnerte er: „Hier muß sich Dein Schicksal erfüllen, wenn am nächsten Morgen der Schatz noch nicht gehoben ist!“

So eben fielen einige Schüsse vom Thorwall des Schlosses Die Edelleute, Arcangeli in Verwahrung lassend, Urifen vergessend, flogen an den Platz. Der rothe Lakai des Markgrafen, zu Pferde kommend, hatte Einlaß begehrt, um mit dem Marschall zu sprechen. Die Soldaten am Thore hatten den Markgrafen geschimpft, und den Boten mit Flintenschüssen zurückgesagt. — Meland schüttelte mißbilligend den Kopf. Die Andern lachten aber wild, und riefen: „Recht so! Die Kriegserklärung ist geschehen! Der Nechter soll nur ankommen, und sich den Kopf an seinen eignen Basteyen blutig rennen! Wir haben die Macht, die Schmach, die er uns angethan, zu vergelten, und fürchten den Habenichts so wenig, als den wilden Jäger!“ — Das Thor wurde nun verrammelt, Schanzkörbe auf die Mauern geschleppt, das Geschütz versehen, und die Mannschaft noch mit mehrerem französischen Soldatengesindel verstärkt, für Langhaar und seine Genossen in Pflicht genommen. Birkenfelds Söldner wurden entwaffnet, und vom Castellan, der den neuen Zwischenherren ohne Widerrede gehuldigt hatte, in einen Schuppen gesperrt. Langhaar trug die Schlüssel der Burg an seinem Gürtel, und ließ den Bürgern des Städtchens durch eine Schrift, die man an einem Pfeil hinüberschoß, bedeuten: „Eduard sey in der Acht; für den Kaiser bewahre er, von der Hart, das Schloß, und werde ohne Gnade mit glühenden Kugeln die Häuser der Stadt in Brand stecken, wenn die Bürger nur Miene machten, feindselig zu handeln.“ — Unter diesen Vorbereitungen war der Abend fast herangekommen, und die Burgherren eilten mit Arcangeli wieder in den Keller, um ferner zu graben; denn trotz

des Mißtrauens, das sie gegen den Italiener hegten, war ihnen, den Habgierigen, das Daseyn eines Schazes in diesen Kellern kaum zweifelhaft. Während nun das alte Sonnenichloß in seinen Grundfesten durchwühlt wurde, und Ulrike, auf ihren Knien liegend, vom Himmel Rettung für sich und die Gutgesinnten im Schlosse ersuchte, war schon lange durch den, auf schnellem Rosse fliegenden rothen Lakaien die Kunde der seltsamen Aufwiegelung im Schlosse nach Engelpforte gekommen. Bei dieser Nachricht vergaß der Markgraf Andacht und Buße, um dem gerechten Unwillen zu folgen. Er rief die Seinen zu Pferde, und Neuklam war der Erste, bereit dem Rufe zu folgen, denn die Gefahr, die Ulriken in der Räuberhöhle bedrohte, stellte sich ihm furchtbar vor die Seele. In Mariens Hand gelobte der Markgraf, sich selbst zu schonen, aber die Beleidigung seiner Fürstenwürde ließ ihn das Wort vergessen. Wie ein Wüthender sprengte er an der Spitze seines Häufleins gegen die aufrührerische Feste. Je mehr er sich ihr näherte, je gewisser wurde ihm die Hiobspost. Bürger aus der Stadt Castellaun kamen ihm damit entgegen, und baten ihn, zu zögern, seinen Angriff aufzuschieben, von den Nachbarn Kriegskleute herbeizuziehen. Eduard aber rief: „Nein! beim Himmel nein! haben mir die eigenen Diener das Schloß verrathen, sollen es meine Unterthanen wieder gewinnen, oder Gott sey ihnen gnädig! Im Dorfe Bell angelangt, trieb Eduard selbst und Neuklam an der Spitze ihrer Leute, die Bauern aus den Hütten bei Fackelschein und Schneewind, sich zu bewaffnen, um dem Fürsten zu folgen. Ein ansehnlicher Haufe trat zusammen, und näherte sich mit Windlichtern in stockfinsterner Nacht dem Schlosse. Ein Schuß aus grobem Stücke empfing den Fürsten mit seinem Gefolge, und viele nachfolgende zwangen ihn, nach Bell zurückzukehren. Neuklam war in Verzweiflung. In dem Thurmgemache Ulrikens hatte er kein Licht gesehen, und vermuthete nichts Gewisseres, als daß sie in's Gefängniß

geschleppt worden. Seine Gattin, — die, die seinen Namen trug, — in den Händen seiner Feinde! Der Gedanke machte ihn fast wahnsinnig, und wie ein Engel erschien ihm ein Stallbube aus dem Schlosse, der nach Mitternacht, durch einen Abgußkanal aus der Burg entsprungen, zu Bell anlangte, und einen in Eil vom Castellan bekrigelten Zettel dem Markgrafen überbrachte. — Der alte Hüter des Hauses versprach darinnen, um 4 Uhr Morgens mit Hilfe guter Freunde das Thor der Burg zu öffnen, wenn des Markgrafen Volk in der Nähe sehn und ihm durch einen hellen Pfiß ein Zeichen geben wollte. — Der Markgraf lebte auf, und Neuklam beehrte ungestüm die Anführerstelle bei der wichtigen Unternehmung. Eduard überließ sie dem Tapferen, ließ ihn und einen Haufen von achtzig Wohlbewaffneten in aller Stille vorrücken, und folgte eben so geräuschlos mit dem Schwarm von ferne. Mit dem Schlage 4 Uhr, — die Wachen am Thore gähnten, von Müdigkeit und Trunk erschlaft, — im Keller wühlten die Herren der Burg nach eingebildeten Schätzen, — vernahm der, auf dem Walle versteckt lauernerde Castellan den gellenden Signalton. Schnell herab, den Schuppen geöffnet, in dem die Birkenfeld'schen lagen, mit dem Rufe: — „Der Markgraf hoch!“ über die überraschten Wächter her, — die Waffen ihnen entrissen, die Hände geknebelt, — und auf sprang das Thor, ohne Schlüssel, durch die Gewalt der, in's Schloß abgebrannten Musketen eröffnet. — Herein wogte Neuklams Schaar, die Freibeuterfnechte mit Pifen durchrennend, das Geschütz besiegend, und ein brüllendes „Gewonnen! gewonnen!“ in dem Hofe anstimmend. Der Lärm des Ueberfalls war in die Gewölbe gedrungen, wo Langhaar Schätze suchte, und Arcangeli in Todesangst zitterte. „Der Markgraf!“ rief Puttkammer erbleichend, und floh in das Innere der Keller. — „Sund! hast uns verrathen!“ donnerte Langhaar, und warf mit einem Degenstoß den Italiener

blutend in die Grube, die seine Betrügerei bereiten ließ. Hierauf sprang von der Hart mit seinen Leuten in's Gefecht. Schon früher hatte jedoch Neland den Keller verlassen, das Handgemenge im Hofe gesehen, und war hinauf zu Ulrifens Kammer geeilt, durch's Schlüffeloch ihr zuzurufend: „Das Schloß sey überfallen, ginge vielleicht über, aber er wolle, sie beschützend, hier sein Leben wagen.“ — Ulrike erbehte und lauschte zitternd: Da dröhnte es die Stufen herauf. Beim Glanz einer Pechfackel liefen Leute heran. „Wo ist Ulrike, mein Weib?“ schrie Neuklams Stimme, und: „Halt! nicht weiter!“ brüllte ihm Neland entgegen. Ulrike hörte die Degen klirren, unnennbare Angst bemächtigte sich ihrer! Sie schrie laut auf; die Begleiter Neuklams rannten auf die Thüre ein, sprengten sie in Stücken. Ulrike flog auf den Gang, sah, wie Nelands Schwert einen vollen Hieb nach Neuklams Haupte führte, stürzte zwischen die Kämpfenden, und erhielt eine tiefe Wunde in den Arm, mit welchem sie Nelands Streich auffing. Neuklams Leute rissen den Holländer nun zu Boden. Er selbst hielt die blutende Ulrike in seinen Armen. — „Ulrike!“ rief er, von Rührung und Mitleid durchdrungen: „Weib! für mich opferst Du Dich?“ — Er wickelte sein Tuch um ihren Arm, küßte die blutige Hand, aber Ulrike machte sich von ihm los, sank an die Brust ihrer Magd, und lispelte kaum hörbar: „Unnöthiger Dank, Neuklam! Eile hinunter, wo für den Markgrafen gekämpft wird, und für Frau Marien!“ —

Im Innersten gekränkt, riß sich Neuklam von ihr, und stürzte in's Gefecht, das sich bald entschied. Die Rädelshörer wurden alle gefangen, ihre Knechte niedergebauen. Langhaar und Neland mit Wunden bedeckt, der hinter den Fässern ergriffene Puttkammer, der in seinem Blute gefundene Arcangeli erfuhren die fürchterliche Strenge des gereizten Markgrafen. Der Scharfrichter bekam volle Arbeit. Den Edelleuten wurde der Kopf abgeschlagen, und

Langhaars Haupt auf dem Thurme ausgesteckt. Arcangeli aber verfiel dem Strange. Der Markgraf sah zu, wie der beinahe Entgeisterte die Leiter hinaufgezogen wurde. Von der Wunde und Todesangst entkräftet, starrte Arcangeli dennoch zum Fürsten auf, und rief: „Gute Nacht, Markgraf! Glaubt Ihr nun an meine Prophezeihungen? Meine Vorgänger haben's überstanden, ich werde es überstehen. Kommt bald nach!“ — Bei diesen Worten war er schon am Ziel, ließ aber einen giftigen Stachel in der Brust des Markgrafen zurück. Uebrigens kehrte Alles zur Ruhe. Neuklam wurde an den kaiserlichen Hof und nach Brüssel gesendet, um des Markgrafen Benehmen bei dieser Begebenheit im rechten Lichte darzustellen. Er sah Ulrike vor seiner Abreise nicht. Der Arzt verweigerte ihm den Zutritt zu der schwer an Wunde und Fieber darnieder liegenden Gattin.

Der Friede und die Ruhe waren wieder hergestellt; der Markgraf dachte nicht mehr daran, noch einmal seine Gattin, seine Kinder zu verlassen, aber die alte Heiterkeit fand sich nicht mehr bei ihm ein. Ein dumpfer Mißmuth hatte sich bei ihm eingenistet, und eine Bangigkeit vor dem Tode, die er nicht bezwingen konnte. Arcangeli's erfüllte Weissagung stand ihm plötzlich vor der Seele, und er begann abergläubisch an der noch unerfüllten, die sein eignes Leben betraf, zu hängen, darüber zu grübeln, sie zu fürchten. Sein Trübfinn zeigte ihm Marien stets im Wittwenschleier, Ulrike, die noch schwer an der gefährlichen Verwundung Leidende, war ihm, so oft er sie sah, ein Gegenstand stillen Vorwurfs, und die Melancholie, die Folge seiner frühern Ausschweifung, sein immerwährender Begleiter. Die Mitternacht scheute er wie den Tod, weil sie, nach Arcangeli's Worte, Unheil drohte. Um elf Uhr mußten alle Lichter ausgelöscht, und er in seinem Schlafzimmer fest verschlossen sehn. Kein Mensch durfte in seiner Nähe Waffen tragen; viele Speisen scheute er, aus Furcht, sie möchten vergiftet

seyn. Er trank nur von dem Weine, den der Nothe mit eigener Hand aus dem Fasse gezogen, ihn kredenzt hatte. Nach und nach stellte sich bei ihm, der Vieles aus seinem Leben gern vergessen mochte, der Hang zum Bechen ein, und er fand Geschmack an Trinkgelagen, die für Augenblicke Erinnerung, Wahn und Furcht in ihm zu betäuben vermochten. Gäste besuchten wieder das Schloß, und der Pfalzgraf von Birkenfeld kam manchmal herüber, mit dem Markgrafen zu schmausen, und Marien zu sehen, deren Schönheit noch nicht ihre Herrschaft über seine Einbildungskraft verloren hatte. — Bei einem dieser Besuche geschah es, daß im Feuer des Gesprächs und der Weinlaune der von Birkenfeld und Eduard zusammen saßen bis spät nach Gilse. — Der rothe Lafai erinnerte endlich seinen Herrn an den Ausbruch und brachte den Johannissegel. Eduard begleitete, wie es dem Wirthe geziemt, doch etwas schwer vom Weine, den Gast an sein Schlafgemach, und bereitete sich, die Treppe zu seinen Zimmern herabzusteigen, als die Thurmuhr hohl und heiser die zwölfte Stunde schlägt. — „Jesus! Mitternacht!“ ruft der Markgraf, von abergläubischer Furcht bethört, thut einen Fehltritt und stürzt die Treppe hinab, an deren Fuß er mit zerschmetterten Gliedern liegen bleibt. Nach wenigen Stunden stirbt er in den Armen seiner treuen Gattin und des Pfalzgrafen, umgeben von den wenigen Dienern, die ihm wahrhaft treu anhängen. Die übrigen hielten sich scheu von der Leiche entfernt. Eduards Leben hatte keine Früchte getragen, und der Böbelwahn spielte noch mit seinem Tode; denn das Volk behauptete, eine Stunde vor seinem Sturze sey aus dem tiefen Graben des Schloffes eine Stimme gehört worden, mit dem Ausrufe: Wehe, wehe meiner armen Seele! —

Neuklam, von seiner Botschaftsreise heimkehrend, begegnete dem Leichenzuge des Fürsten, dessen Körper nach Engelpforte gebracht wurde. Tröstend trat er zu der Wittwe, die von ihren Kindern umgeben, ihrem Verluste nachdachte. — „Muß ich Euch so wieder finden, gnädige Frau?“ fragte er

schmerzlich am Schlusse der Audienz: „Grausames Schicksal! Nun seyd Ihr frei; die Liebe brächte vielleicht den Fürstenhut zum Opfer, und ich bin unauslösllich gebunden!“ — „Seht hier, wofür ich einzig in Zukunft leben will!“ erwiderte Marie bestimmt und entschlossen, indem sie ihre Kinder an's Herz zog: „Ihr seyd mir treu gewesen, wie selten wohl ein Mann; doch nicht die Trauernde, Verblühte reiche Euch den Lohn. Ulrike lebt; Ihr habt für sie gezittert, sie hat für Euch geblutet . . . soll länger euch ein Mißverständnis trennen, eine feindselige Gewalt, welcher eure Herzen nur mit Mühe sich unterwerfen?“ Sie ging, und öffnete die Seitenthüre. Ulrike schwankte heraus, noch blaß, aber von hinreißender Anmuth, den Arm in der schwarzen Binde tragend. Marie faßte ihre Hand, küßte ihre Wange und sprach: „Schlage die Augen auf, Ulrike: Sieh' diesen Mann, und läugne ferner, daß Du ihn liebst, von ganzer Seele liebst.“ — Ulrike sah scheu in die Höhe, und war still entzückt, Neuklams Auge mit dem Ausdruck der sehnsuchtsvollsten, dankbarsten Neigung auf ihr Antlitz geheftet zu sehen. — „Neuklam!“ fragte sie verschämt: „ich hasse Euch nicht, . . . kann ich aber Euch glücklich machen?“ — „Glücklich! Ulrike! Glücklich den Dankbaren, den Liebenden!“ rief Neuklam hingerissen, und stürzte zu ihren Füßen: „Berkante! verzeih' dem Verblendeten, und dieser Engel, zu dem ich Uebermüthiger einst mein begehrend Aug' erhob, dieser Engel vergebe mir, und segne unsern Bund!“

Neuklam küßte feurig den Arm, der für ihn geblutet, Ulrike, ihrem Gefühle folgend, neigte sich liebevoll über ihn, und Marie vereinigte, wie ein versöhnender Schutzgeist, zwei Herzen, die so lange sich feindlich widerstrebt hatten, obgleich vom Schicksale für einander bestimmt.

Münchener Fest-Kalender.

Aus dem Notizenbuch eines Reisenden.

Es ist schon eine ziemliche Zeit her, seit ich zum erstenmale Bayerns Grenzen überschritt. In dem Posthause zu Ulm, wo der Gilwagen nach München umgepackt wird, kam ich mit dem ersten Bayer in Berührung; mit einem breitschultrigen Condukteur, an dessen Seite ich meinen Platz im Cabriolet einnahm. Dieser Mann, rastlos in seinem Diensteifer, und im Allgemeinen recht höflich mit den Reisenden, war wieder in anderem Betracht ein sonderbarer Kauz. Seine Schweigsamkeit ging in's Weite, und jedes Wort, das seine Zunge sprach, pflegte, wie man sagt, mit Gold aufgewogen zu werden. Der Bescheid, den er dann und wann auf eine Frage gab, trug überdies nicht immer das Gepräge der Artigkeit. Wir hatten in der Nacht bereits Zusmarshausen passiert und näherten uns Augsburg. Halb aus Langeweile, halb aus Ungeduld fragte ich meinen Nachbar: „Wie weit noch bis Augsburg?“ — „Warum?“ — Ich war verblüfft, äußerte aber hierauf sehr bescheiden, daß ich es gerne wissen möchte, wenn es ihm anders gefiele, mir noch einmal zu antworten. — „Wir werden schon hinkommen, wenn's Zeit ist.“ — Auf diese schließliche Erwiederung ließ sich weiter nichts entgegenen. Nach ein

paar Minuten jedoch begann ich wieder etwas zudringlich: „Sind Sie von München gebürtig?“ — Er nickte. — „Ihre Familie wird sich sehr freuen, Sie wieder zu sehen. — „Sm!“ — „Wir haben heute Sonntag. Bringt man in München den Sonntag immer lustig zu?“ — „Bei uns ist alle Tage Sonntag.“ — Hierauf schloß er ein, oder stellte sich wenigstens so. Ich brachte fürder kein Wort mehr aus ihm, und überlegte in der Stille, wie es denn wohl mit der gerühmten Sonntagslust aussehn möge, wenn dem Condukteur alle seine Landsleute glichen.

Ich sah nun bald, in München angelangt, daß die wenigsten Einwohner meinem Nachbar ähnlich waren. Ein frisches Leben trieb sich durch alle Gassen, und Freundlichkeit und zuvorkommendes Betragen gegen den Fremden waren keineswegs seltene Vögel. Vertrauen erweckt wieder Vertrauen, und bald wurde dem Anspruchlosen der Aufenthalt in Bayerns Hauptstadt so behaglich, daß er mit vielem Vergnügen die Wahrheit des Ausspruchs seines Condukteurs: „Bei uns ist alle Tage Sonntag,“ zu erforschen begann. Der Mann hatte nicht Unrecht. Dazumal schon, als München vielleicht ein Viertel weniger der Einwohner hatte, wie heut zu Tage, brachte jeder Tag seine Blüthe, jeder Tag sein Fest. Diese Feste haben bis auf heute immer zugenommen, und es möchte für Manche, die im Auslande wohnen, und diese Blätter lesen, nicht uninteressant seyn, zu erfahren, in welcher anmuthigen Reihe die heitern Erscheinungen einander folgen, welche das Münchner Volk aus dem Kreise seiner Arbeiten und seines Strebens so oft in das bunte Leben hinausziehen. Der Fremde schöpfe aus diesen Schilderungen neue Lust, den Süden zu besuchen, und der Einheimische freue sich, sie durchlesend, seiner bürgerlichen Verhältnisse, die ihm erlauben, einen nicht unbedeutenden Theil seiner Zeit einem werthvollen Ziel seines Daseyns, der Freude zu opfern.

Der Morgen des Neujahrstags, noch beleuchtet von den Kerzen der fröhlichen Silvesternacht, wird mit klingendem Spiele begrüßt; zum feierlichen Hochamt versammelt sich das Volk in den Kirchen, wo Pracht und Würde, erhoben durch herrliche Musik, selbst dem Christen anderer Confession Ehrfurcht vor dem katholischen Cultus einflößen. Die Convenienz hat mit diesem Gratulationstage gerade nur so viel zu schaffen, als unumgänglich nöthig ist; dort aber, wo das Ceremoniel hingehört, in dem Königshause nämlich, wird es mit demjenigen Prunk und Glanz beobachtet, der sich für die erlauchte Würde des Fürsten geziemt. Der Abend des Tages wird, wie überall, in geschlossenen Gesellschaften und Privatzielen und Theater von den höhern Ständen, in Gasthäusern und Schenken vom Mittelstande und dem Volke begonnen. — Dieser Epoche der guten Vorsätze, der Versöhnungen, der häuslichen Freuden, folgt zunächst der Dreikönigstag, von Kirche und Volk gehalten, und zugleich der Beginn derjenigen Messe oder Dult, die sich nach dem Feste benennt. Nicht leicht hat eine Stadt einen angemessenern Platz für eine Messe aufzuweisen, als gerade München. Das Boulevard von dem Karlsthor an bis über das Marthor hinaus ist sehr breit, sehr geräumig, und, die Trottoirs an den Häusern ausgenommen, nicht gepflastert. Die Dult, früherhin von Verkäufern häufiger besucht als jetzt, präsentirt sich in vielen Budenreihen, in deren Mitte ein sehr niedlich gebauter Bazar mit gedeckten Gängen errichtet ist. Die Eintheilung der verschiedenen Gassen des Markts ist sehr zweckmäßig getroffen. Die passenden Gewerbe campiren neben einander, die jüdischen Handelsleute haben ihren eigenen Bezirk, und die Verkäufer von Dingen, deren Ausdünstung die Nase beleidigen möchte, stehen in einer Richtung, wo die spazierende schöne Welt nicht hinkömmt, sondern nur der Käufer, der dort zu thun hat. In den Mittagstun-

den, trotz der scharfen Kälte, wandeln die elegantesten Damen und Herren zwischen den Buden auf und nieder, und räumen um ein Uhr größtentheils den Platz, den in den spätern Stunden die andern Volksklassen in Schaaren einnehmen. Das Gewühl ist wohl größer als das Geschäft; aber die Befriedigung der Neugierde ist eine so fröhliche Arbeit, und steht sich auch so lustig mit an, daß es mir sehr verzeihlich vorkommt, wenn man über die Zuschauer die Kaufleute vergißt. Von Sehenswürdigkeiten, wie sie in der Sommerdult häufig vorkommen, steht man zu dieser Zeit wenige. Der Platz vor dem Karlsthor hat gemeiniglich nur einzelne Buden, mit Panoramen oder Wachsfiguren etwa, aufzuweisen. Aber die Dult dauert vierzehn Tage, und es lebt wohl kein Diensthote in dem volkreichen München, der nicht wenigstens einmal mit Erlaubniß seiner Herrschaft, und ein paarmal verstohlenerweise den bunten Waarenplatz besuchte; der selbstständigeren Volksklassen zu geschweigen, die täglich einmal die Dultschätze in Augenschein nehmen. — Indessen haben auch die Carnevalsbelustigungen schon begonnen. In den Häusern der reichen und vornehmen Leute drängt sich Vergnügen an Vergnügen, Ball an Ball. Die Hoftheaterintendantz ist in den Kreis ihrer thätigsten Wirksamkeit eingetreten. Schauspiele, Bälle im Odeon, maskirte Akademien eben daselbst und Maskenbälle im neuen Hoftheater folgen sich ununterbrochen, so wie auch die abonnierten Bürgerbälle im Gasthose zum schwarzen Adler. Der erlauchte Monarch, seine erhabene Gemahlin, und alle Glieder des verehrten königlichen Hauses verschmähen es nicht, während im Schlosse Kammerbälle und Konzerte wechseln, an den Vergnügungen im Odeon und im Hoftheater Antheil zu nehmen, und hin und wieder auf den Bällen des Museums und des Frohstuns, wie den Produktionen des Liederfranzes, die sich das ganze Jahr durch fortsetzen, huldvoll zu erscheinen. Die Gegenwart der geliebten Herrscher-

familie vermehrt das Zufließen des Publikums um ein sehr Beträchtliches, und mit doppeltem Vertrauen, mit doppelter Zuneigung steht das Volk an seiner Spitze den Fürsten stehen, der nicht allein mit rastloser Sorge für das Wohl des Landes handelt, nicht allein seine Kunstschätze freigebig und gastfreundlich allen seinen Unterthanen eröffnet, sondern auch im schlichten Frack oder im einfachen Domino ihre Feste, die Saturnalien unserer Zeit, mitfeiert. Oft verherrlichen auch die höchsten Herrschaften durch brillante Maskenzüge die Bälle im Hoftheater; oft zeigen sie sich den Einwohnern Münchens, wenn das Wetter günstig ist, in prachtvollen Schlittensfahrten, die Nachmittags unter fröhlicher Musik die Stadt verlassen, und nach einem Diner auf einem auswärts liegenden Schlosse, im Dunkel der Nacht, von lustigem Fackelschein beleuchtet, zur Residenz zurückkehren.

Während nun der Hof, der Adel und die reichen Klassen der Bürger sich feinere und kostspieligere Vergnügungen schaffen, nimmt das gemischte Publikum seinen vollen Antheil an der freudigen Zeit. Es erscheint als Zuschauer auf der Gallerie des Odeon, des Hoftheaters, ja selbst auf denen des Ballsaals im königlichen Schlosse; es steht mit Neugierde und gespannter Erwartung vor den Hotels der vornehmen Leute, wenn diese ein glänzendes Festin geben, und die Vorhallen ihres Hauses, wie die Treppen darinnen, zu feenartigen Blumen- und Myrthengärten umgeschaffen haben. Das lustigste und sorgloseste Völkchen endlich ist dasjenige, das während der Carnevalszeit, hauptsächlich an Sonn- und Montagen, maskirt die zahllosen Gast- und Caffeehäuser der Hauptstadt durchstreift, die Bekannten, die es da findet, neckt, und die Thaten seines Abends auf irgend einem fröhlichen Privatball oder auf einem lustigen Tanzboden endigt. Die Masken haben alle Freiheit; während anderwärts dieses Vergnügen verpönt ist erlaubt man es in Bayern,

und die Behörde, welche diesem Spiel nichts in den Weg legt, hat noch keinen Grund gefunden, diese Nachsicht zu bereuen. An verschiedenen Orten der Stadt, vor den Häusern der Maskenverleiher, steht man bei schönem Wetter am hellen Tage Figuren aufgepflanzt, die mit dem abenteuerlichsten Flitterstaat behangen sind, und immer ein sehr zahlreiches Publikum zu versammeln pflegen. Aus jenen Magazinen wählt sich der Mann oder das Mädchen aus dem Volke den Prachtanzug, worinnen sie auf den entfernteren Tanzplätzen, z. B. im Paradiesgarten, im Hubergarten u. s. w. zu glänzen und Eroberungen zu machen gedenken; aus jenen Magazinen schlüpft aber auch mancher Domino, von zierlichen und unzierlichen Schultern getragen, in die Maskenversammlungen der bessern Stände. Wer das Hoftheater in München in seiner größten Pracht sehen will, besuche darinnen einen Maskenball, wo ein Lichtmeer den Eintretenden umfließt, ein Ozean von maskirten und unmaskirten Gestalten ihn umdrängt, und ein Kranz der lieblichsten Frauengesichter, von Gallerie und Logen herabschauend, seinem trunkenen Blicke begegnet. Auch das Museum entfaltet zu jener Zeit alle seine reichlichen Mittel, und die Gesellschaft des Frohsinns thut sich in ihrer Sphäre nicht minder hervor. Wie geschwinde verfließen da nicht die Abende bei Musik und Ball! und der folgende Tag bringt immer einen solchen Abend, bis der Carneval zu Ende geht. Die letzten Tage desselben nehmen einen volksthümlichen Anstrich an. Der gewerbtreibende Bürger betrachtet die drei letzten Faschingstage als sein Eigenthum. Es ist hier der Ort, zu bemerken, daß alle sieben Jahre eine originelle Lustbarkeit während des ganzen Faschings eintritt: der Schöfflertanz. Als vor langen Jahren die Stadt München von einer mörderischen Pest heimgesucht worden, die unzählige Opfer hingeschlachtet, bis sie sich endlich in der eigenen Wuth erstickt, erbot

sich die kräftige Kunst der Schächler (Küfer), durch Tänze und frohe Lustbarkeit den Untergang der Pest zu feiern, und auf diese Weise die Zuversicht der Bürgerschaft zu befestigen, und den heitern Sinn des Volks wieder zu wecken. Zu jener Zeit galten Volksfeste etwas, und daher genehmigte man gern den Antrag der Schächler, die noch heut zu Tage von sieben zu sieben Jahren das Recht ausüben, während des Faschings, wann sie wollen, auf den Straßen öffentliche Tänze zu halten, und fröhliche Schwänke zum Besten zu geben. Sie ziehen von ihrer Herberge aus, ein stattliches Tänzerchor in rothen, silberverbrämten Jacken, befiederten Mützen und kurzen schwarzen Beinkleidern; in den Händen halten sie Reife, umwunden von Tannenreisern und Buchs. Ihr Anführer trägt ein zierlich geschmücktes Commandostäbchen und regelt die Tänze. Noch ein Anführer hilft ihm in dieser Pflicht. Ein Fäßchen und Gläser werden ihnen nachgetragen, und zwei Britschmeister in Hanswurstkleidern amustren mit ihren Späßen das Volk. In dem Hofe der königlichen Residenz, wohin sich der Zug mit lärmender Musik zuerst begibt, wird auch der erste Tanz mit kunstreichen Reifverschlingungen ausgeführt, hierauf die Gesundheit des Monarchen und seines Hauses unter Fanfaren getrunken und das Geschenk der königlichen Gnade, welches immer hierauf erfolgt, dankbar angenommen. Von da geht der Weg nach den Palästen der übrigen höchsten und hohen Herrschaften, bis endlich im Verlauf der Tage auch die Weinhäuser, die Brauereien, die Bäcker u. s. w. an die Reihe kommen. Jedes Haus, vor welchem die fröhliche Bande ihre Künste treibt, lohnt sie mit einem Geschenk an Geld oder an Getränke, wenn es nicht der schlimmen Zunge der Späßmacher anheim fallen will. Am Faschingssonntage, glaube ich, wird diese ächte Volkslustbarkeit beschlossen. Die Metzgerkunst tritt nun auf den Schau-

platz und hält am Faschingdienstag den sogenannten Metzgersprung auf dem Schrankenplaz. Die Lehrlinge besagter Zunft, die zu jener Zeit freigesprochen werden und zu Knechten avanciren, versammeln sich in sehr abenteuerlicher Kleidung vor dem Fischbrunnen, in welchen sie, nachdem ein Spruch an sie gehalten, hineinspringen. Von hier aus werfen sie Brezeln u. dgl. unter das Volk, und beschütten das neugierige und habfüchtige Publikum reichlich mit Wasser, bis es des Spases genug ist, und eine splendide Mahlzeit die halberstarrten Brunnenspringer zur Erholung ruft. Tanz und Scherz in allen Schenken und Gasthäusern beschließen den Tag und den Fasching. Der darauf folgende Aschermittwoch setzt die Kirche in das Recht ein, nun ausschließlich während einiger Wochen mit ihren Festlichkeiten das Volk zu beschäftigen.

Als Nachfeier des Carnevals pflegen riesenhafte Fastendiners in den beliebtesten Gasthäusern diejenigen rüftigen Leute in Anspruch zu nehmen, deren Magen nach den Strapazen des Faschings noch im Stande ist, drei bis vier Stunden bei schmackhaften Fischgerichten und Mehlspeisen, in deren unabsehbare Reihe viel zahmes und wildes Fleisch sich einschwärzt, wacker auszubauern. Diese Fastendiners erneuern sich auch so zu sagen die ganze Fastenzeit hindurch an Mittwochen und Freitagen, und man sieht häufig die ausgesuchteste Gesellschaft in gewissen Gasthäusern an diesen Tagen versammelt. — In den Kirchen waltet zu jener Zeit der Genius der Musik erhebend und erfreuend über die Gemüther der Menge, und so kömmt auf leisen Wellen der Palmsonntag heran und dann die stille feierliche Charwoche, die am Gründonnerstag und Charfreitag die Andächtigen und Neugierigen zum Besuch der heiligen Gräber in den Tempeln und Hauskapellen einladet. — Diesem Tage, wo selbst die Glocken schweigen, und, in der Volkssprache

zu reden, nach Rom reisen, folgt plötzlich die heitere Feier des Ostertags. Wie dieses Fest an und für sich in der poetisch erdachten Folgenreihe der Feierlichkeiten der römischen Kirche ein plötzlicher Uebergang von der Trauer zur Freude, von der Nacht zum Licht ist, so bemüht sich auch jedes Gotteshaus, wie klein es auch sey, seine Räume in einen hellen lustigen Garten zu verwandeln, wo frühzeitige Blumen blühen, und das frische Laub grüner Büsche von den Altären herunternickt. Priester-Ornate in den brennendsten Farben, der Glanz von unzähligen Lichtern blenden das Auge, und der Jubeltonner von Orgel und Chor belebt auf's neue das an ernste Melodien gewöhnte Ohr. Doch nicht in den Kirchen allein drängt sich in der festlichen Zeit das Volk, denn schon begünstigt nicht selten die freundliche Witterung Ausflüge zu den Primizfeierlichkeiten junger Geistlichen in den benachbarten Gemeinden. Die Andacht dieser letztern, und die zarte Sorgfalt der Verwandten jener jungen Priester, schmücken zu diesen Erstlingsmessen die ländlichen Kirchen mit allem Prunk, den Zeit und Ort erlauben. Auch nach Ebenhausen, einem freundlichen Plätzchen, unfern von dem schön an der Isar gelegenen ehemaligen Kloster Schäftlarn, ziehen häufig lebenslustige Leute, um bei Scherz und Mahl die Wiederkehr der schönern Jahreszeit zu feiern. Andere, die ihre Genüsse näher, wohlfeiler und bescheidener wählen, ziehen nach der Vorstadt Au, wo das sogenannte Salvatorbier den durstigen Gaumen labt. — Am 24. April tritt das Ritterfest des St. Georgen-Ordens ein, wo die Formen und der Prunk einer vergangenen Zeit hervorgesucht, und dem Publikum zur Schau geboten werden. Nichts ist schöner, als der Aufzug der Ordensritter in der Hofkapelle, die Erscheinung des Königs als Großmeister dieses Ordens, und das prachtvolle Cortège, welches den Zug begleitet. Das Volk findet sich zahlreich

bei diesem Schauspiel ein, welches eine ernste Bedeutung älterer Zeit versinnlicht. Die Ritterschafts-Candidaten, die der erlauchte Großmeister in den Orden aufnimmt, treten in weißen seidnen Röcken, braunen Schnürstiefeln und mit bloßem Haupte einher; ihnen folgen die Ritter in blau sammtnen Mänteln und weißen Kleidern, das Haupt bedeckt mit spanischen Hüten, von Federn beschattet; dann der Großprior, dessen Schleppe von Pagen getragen wird; endlich der Großmeister selbst, im wallenden Hermelinmantel, umgeben von reich gekleideten Hofbedienten und den Offizieren der stattlichen Hartschiergarden, die in ihren festlichen Casaken, Partisanen in der Faust, paradiren. Die Ceremonie in der Kirche ist einfach, aber geschmackvoll und erhebend. Nach geleistetem Eid, an König und Vaterland treu zu halten, die Tugend der Frauen und der Waisen Recht und Unschuld zu beschützen, wie auch nimmer an der unbesleckten Empfängniß der göttlichen Mutter zu zweifeln, werden die altadelichen Knappen mit den Insignien der Ritterwürde bekleidet, und kehren also nach der Residenz zurück, wo eine feierliche Ritterschmahl abgehalten wird, welcher am Abend noch ein Hoffest folgt. — Es ist ein wunderlicher Absprung von diesem würdevollen Tage bis zum darauf folgenden 26. April, wo die Dienstboten der verschiedenen Klassen einen ihrer sogenannten Schlenkertage (Herrschaftswechsel) feiern. Von der zweiten Nachmittagsstunde an beginnt für diese Leute ein wahres Interregnum. Die Methhäuser Münchens sind hauptsächlich der Schauplatz, wo bei dem süßen Honigtrank das Heer der Mägde und Bedienten die Sorgen des vorigen Dienstes abschüttelt, und sich Muth macht zu den Verdrießlichkeiten des neu eingegangenen. Da wird das Sündenregister der Herrschaften verlesen, werden die Liebesverhältnisse der Domestiken abgeurtheilt, verspätete Miethverträge abgeschlossen, und im Voraus eine Unzahl von

häuslichen Verschwörungen angezettelt. Die Polizei hat in der Folge manchen Knoten zu lösen, den der Schlenkertag schürzt, während die Herrschaften ohne Bedienung zu Hause sitzen, verlassen von den abziehenden Domestiken, noch nicht begrüßt von den neu Einstehenden, und auch der Hilfe derjenigen entbehren, die sie beibehalten, weil diese ihren Freundinnen und Freunden beim Ab- und Einzug Unterstützung zu leisten haben. Oft am späten Abend erst findet Magd oder Bediente das neue Herrschaftshaus, und bringt häufig nebst einer leichten Trübe einen schweren Kopf mit sich.

Nun kömmt der Mai, der Wonnemond, sogar in der rauhen Münchner-Region, die gar oft nicht merken läßt, daß man sich im tiefen Süden des Vaterlandes befindet. Vom ersten Mai an werden die Vergnügungen außer der Hauptstadt zahlreich und geregelt. An Sonntagen wird überall öffentlicher Tanz unter offenen Pavillons im Freien gehalten. In der Woche besucht man am Dienstag und Donnerstag das hübsch gelegene Bogenhausen, am Donnerstag Großhesselohe, in einem Wäldchen an der Isar, den Lustgarten zu Böhring, wohin am Isarstrand ein angenehmer Weg führt, und von wo aus man die Thürme und Häusermassen Münchens im Perspektiv hat; Harlaching, auf dem steilen Isarufer, und die reizend stuirte Menterschwaig, von deren Altane eine entzückende Aussicht über Stadt und Fluß sich darbietet. Diese Altane ist leicht, aber so niedlich disponirt, daß man sich in warmen Sommernächten daselbst auf den Balkon eines italienischen Hauses träumen mag. — Auf der andern Seite beginnen in dem großen englischen Garten — einer Meisterschöpfung der Kunst, in Münchens ziemlich unwirthlicher Gegend — die Lustfahrten und Spaziergänge der schönen Welt, die sich täglich in dem Schloßchen von Neuberghausen beim dampfenden Kaffee zusammenfindet. An jedem Mittwoch

Abends spielt die Militär-Musik am chinesischen Thurm im englischen Garten; am Abend des Samstags ist jederzeit im Hofgarten Musik. An allen diesen genannten Orten ist die Gesellschaft republikanisch gemischt, und es ist angenehm, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft im Freien in Eines verschmolzen zu sehen. — Indessen hat auch im Mittelpunkt der Stadt ein anderes Vergnügen seinen Thron aufgeschlagen; der Bockkeller hat seine Pforten geöffnet, und spendet dem Volke seine Bier-schätze. Man sagt, daß dieses Bier aller Biere zuerst in München auf Befehl eines Herzogs gebraut wurde, dessen Gemahlin schwer erkrankte, weil sie dieses in ihrem Vaterlande gebräuchlichen Labiales entbehren mußte. Die Bereitung dieses Einböcks blieb von jener Zeit an ein Regal, und so ist es auch noch heute. Bei der all-jährigen Eröffnung dieses Kellers, der in einem unschönen Stadttheil liegt, und selbst ein unschönes Gewölbe ist, geht es heiß her, und die Schaaren der rüstigsten Biertrinker lösen sich ununterbrochen darinnen ab, vom Morgen bis zum späten Abend, so lange die Bockzeit (ungefähr vier bis fünf Wochen) dauert. Dort tönt unaufhörlich Musik, Gelächter ohne Ende; dort rinnt unaufhörlich das Faß, und nur mit Mühe läßt sich eine hinlängliche Menge der genialen Bockwürste erzielen, die, nur in dieser Zeit bereitet, den Gutschmecker reizen. Dort sitzt der Pöbel neben dem Mann von Bildung, der auch manchmal ein Halbstündchen wie verstorben dort zubringt; Soldat neben dem Bauer, Handwerker neben Studenten; und Alle, von Fröhlichkeit aller Art hingerissen, vergessen das trübe Gewölbe, von wenigen Lichtstümpchen beleuchtet, und versetzen sich in eine Welt, wo man keinen Unterschied des Ranges kennt. — In diese Zeit fällt auch die erste Dult in der Vorstadt Au; nur drei Tage dauernd, aber von vielen Tausenden besucht, ergiebiger als die Dult der Hauptstadt selbst. Dort wird

viel gekauft und viel zum Kauf ausgebauten; Seiltänzer und Gaukler, Glücksspiele und wilde Thiere treiben dort ihr Wesen; die schweigersche Volksbühne hat in ihrem leichten Bretterhause ihre Darstellungen eröffnet, und zieht zweimal täglich, um 4 Uhr Nachmittags und 8 Uhr Abends ein zahlreiches Publikum vor ihre düster brennenden Lampen. Da treibt die gemeinste Komik, oft eine recht gesunde, ihr Spiel; da werden Ritterstücke losgelassen, die ihresgleichen in der Welt nicht haben, pappendeckelne Drachen getödtet und der graufigste Spuck getrieben, vor dem man sich fürchten würde, wenn er nicht so lächerlich wäre; da wird nicht selten in bürgerlichen Possen eine recht derbe Naturphilosophie gepredigt, und dem Volk eine Ahnung von theatralischem Genuß verschafft. Leider ist der Contrast zwischen der hölzernen Volksbühne und den prachtvollen Hallen des Hoftheaters allzugroß, um eine Fortbildung der Menge in diesem Betracht zuzulassen. Eine Mittelstation, wie das ehemalige Isarthortheater war, wäre vielleicht zu wünschen. In früheren Jahren besaß München sein Hoftheater, die italienische Oper, das Theater am Isarthor und die Ripperlkomödie zu einer und derselben Zeit, und alle diese Schauspiele waren zahlreich besucht. Seit jener Epoche hat aber die Volkszahl in München noch sehr beträchtlich zugenommen, so wie überhaupt diese Residenzstadt das Beispiel der großartigsten Entwicklung in unverhältnißmäßig kurzer Zeit darbietet, die sich je in Deutschland begab.

In demselben Monat lockt das Pferderennen zu Erding viele Münchner zu dem sechs Stunden entfernten Orte. Eine Woche später fällt das Pfingstfest ein. Am Pfingstmontag ist die äußerst zahlreich besuchte Kirchweih in Großhesselohe, und die Pfingsttage hindurch große Gesellschaft, besonders von dem Personal der Kaufmannschaft, an den reizenden Ufern des Starenberger-

see's. Nach dieser Zeit eröffnen sich die vielen ländlichen Bälle, die von verschiedenen Körperschaften in Großhesselohe und Neuberghausen veranstaltet werden. Große Eleganz und Zierlichkeit der Einrichtung wie der Gesellschaft dabei, zeichnen diese Unterhaltungen aus.

Der Junius bringt seine neuen Freuden. Das große Frohnleichnamsfest, eines der herrlichsten des römisch-katholischen Cultus, nimmt darunter den ersten Platz ein. Grüne Bäume schmücken Kirchen und Häuser; schöne Altäre sind in den Straßen, durch welche die Procession geht, errichtet. Das Pflaster der Gassen ist mit frischem Gras und Blumen bestreut. Das Bürgermilitär in seinen schönen Farben, die Kürassiere in ihren funkelnden Harnischen, paradiren auf Straßen und Plätzen; allenthalben Trompetenklang und fröhliche Musikchöre, allenthalben unübersehbares Gewimmel der bunten Volksmasse; Glockenklang aus den Lüften, Kanonendonner aus der Ferne, feierlicher Gesang der Priester und des Volks, flatternde Fahnen und Paniere, und endlich der lange schöne Zug, den der Franziskanerkonvent mit seinem Blumenkreuze eröffnet, und in dessen Mitte der Baldachin, der den Erzbischof mit dem Heiligthum schirmt, auch der König einhergeht, mit entblößtem Haupte und die Kerze in der Hand, gefolgt von den Prinzen seines Hauses, seinen Generalen und Ministern, von den Bürgermeistern und Räthen der Stadt, den Lehrern der Hochschule, und allen Staatsbedienten in festlicher Uniform. Dieser Tag läßt einen unauslöschlichen Eindruck in dem Herzen desjenigen zurück, der das Fest mit eigenen Augen gesehen. Fröhlichkeit und Lust herrscht überall, und das leicht bewegliche Volk von München freut sich schon im Voraus auf das große Kirchenfest zu Ehren des heiligen Benno, des Landespatrons von Baiern, welches in selbem Monat fällt, und mit großer Procession begangen wird; dann nicht minder auf die Johanniswoche,

binnen welcher die Pfarrkirche zu Haidhausen zahlreich besucht wird, wie auch die Kirchweih in Harlaching, die ebenfalls Anlaß zu vieler Lustbarkeit gibt.

Der Julius hebt an mit dem Eingang der Wallfahrten nach Kammersdorf, Thalkirchen und Maria-Eich, bei Planegg; sie dauern dreißig Tage hindurch und das leibliche Vergnügen bei Schmaus und Geselligkeit geht, besonders in dem Wirthsgarten zu Thalkirchen, mit den geistlichen Bedürfnissen Hand in Hand. Den stattlichen Krebsen an dem letztern Ort wird bedeutend nachgestellt. — Am Abend des sechsten Julius ist große Musik vor der Hauptwache zur Vorfeier des Geburtsfestes Ihrer Majestät der Königin. Dieser Tag wird noch besonders durch glänzende Bälle bei Hof, im Museum und in der Gesellschaft des Frohsinns gefeiert. — Die Magdalenenwoche zieht hierauf die andächtigen und lustigen Münchner nach dem königl. Schlosse Nymphenburg, und die daselbst befindliche Magdalenenkapelle. Der Magdalenenstag besonders lockt bei günstiger Witterung Tausende von Besuchern nach dem genannten Schlosse, dessen Wasserwerke schon von vielen Fremden bewundert wurden. Am Jacobstage hebt die Sommerdult in München an. Was von der Dreikönigsmesse gesagt worden ist, gilt im Ganzen auch von dieser; nur vermehrt die sommerliche Witterung das Zuströmen des Publikums und begünstigt die Aufstellung von vielen Curiositäten. Der Platz vor dem Carlsthor ist dann sehr lebendig; Buben mit Reitern und Springern, mit Menagerien, Niesen und Zwergen, eine wandelnde Waffelküche, Affenkomödien, Polichinelltheater, erfüllen den Raum, und bis in die dunkle Nacht ertönt das Gelärm der großen Trommel, die rauhe Trompete der Puppenspieler, und die Orgel der Bänkelsänger neben dem Jubel aus den mit grünen Tannen geschmückten Trinkhäusern, die sich längs dem Dultplatz hinziehen. Musterhafte Ordnung wird indessen allenthalben beob-

achtet, und nach vierzehn Tagen verschwindet die hölzerne Stadt wieder so geräuschlos als sie sich auferbautete.

Der August zählt weniger Feste und Lustbarkeiten als die vorausgehenden Monate, wenn man von den fort-dauernden Sommervergnügungen abstrahirt; aber das Portiunkulafest bei den Franziskanern wird ebenfalls hoch gehalten, und am höchsten das Doppelfest der Geburts- und Namensfeier Sr. Maj. des Königs. Schöne Musik vor der Hauptwache wird am Vorabend gehalten, und der Tag selbst von dem gesammten Volk auf's herzlichste gefeiert, wenn auch der einfache Sinn des Monarchen sich jedem rauschenden Prunk entzieht. Indessen fehlen doch häufig glänzende Gesellschaftsbälle und Festspiele im völlig beleuchteten Hoftheatergebäude nicht.

Am ersten Montag des Septembers ist der große Markt zu Käferlohe: ein Volksfest, welches seines Gleichen vielleicht nicht hat. Viele Tausende von Menschen versammeln sich schon in den frühesten Stunden des Tags auf der drei Stunden entlegenen Waldwiese. Dieser Markt ist auch eigentlich eine rechte Waldwirthschaft. Die völligste Ungebundenheit herrscht daselbst, und wird zur Losung des Tages. Man bivouakirt theils auf dem Rasen, theils in den Fuhrwerken; die wenigen Häuser, welche die Kirche umgeben, fassen kaum die Zahl der Tänzer, aus den niedersten Volksklassen; von der einen Seite umgibt eine Wagenburg, von der andern die Reihe breitgestirnter Rinder und wohlgenährter Pferde den ganzen Bezirk. In der Mitte desselben sind leichte Trinkhütten, zigeunerhafte Küchen, und mehrere Reihen von Jahrmärktsbuden errichtet. Jeder ankommende Marktgastr versteht sich in der Regel mit einem Sträußchen bunter Blumen, das er auf den Hut steckt, oder mit irgend einem lächerlichen Ordenszeichen, das er in sein Knopfloch hängt. Man denke sich nicht etwa lukullische Schmausereien auf jenem Platze. Das bescheidenste Gericht — einfache ge-

sottene Würste — wird gesucht; das einfachste Getränk — ziemlich schlechtes Bier, schlecht gemessen — wird beliebt. Wer etwas Besseres haben will, mag es in seinem Wagen oder in seiner Tasche mitbringen. Die größte Verbheit, um mich gelinde auszudrücken, ist an der Reihe, und die Losung „feferloherisch“ entschuldigt Alles. Darum steht man auch Banden von jungen Bonvivans aller Klassen am frühen Morgen schon berauscht, mit Lannenprügeln in der Hand, ausgelassen durch das Volk stürmen, aus dem Wege schleudernd, was ihnen nicht behagt, treibend, was dem Publikum nicht behagt, die Mädchen necken, Gläser, die ihnen nicht gehören, austrinken, allerlei müßige Späße machen, und auf jede Zurechtweisung nur „feferloherisch“ antworten. — Daß hierbei Glücksspiele und Gaukler nicht fehlen, und manche Verwirrung vorfällt, der von der Wachsamkeit der Gensd'armerie nicht gesteuert werden kann, läßt sich begreifen. In dem Dunkel des Abends soll alles dieses sich noch höher steigern, doch „man begehre nimmer zu schauen, was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen!“ — Es ist am Interessantesten, wenn man sich am Abend in einem der Häuser am Gasteig einquartirt, und von dort aus behaglich die Unzahl der Heimkehrenden mustert. Wagen drängt sich an Wagen, und der Zug der fröhlichen Fußgänger dauert, gleich einer Prozession, bis in die späte Nacht. — Den Monat hindurch reihen sich kirchliche Festlichkeiten aneinander: Wallfahrten nach Harlaching und zu den Franziskanern; die Kirchweih in der St. Peterspfarre; Priesterweihungen nebst Primizen; die Kirchweih in der Vorstadt Au; Kirchenbesuche zu St. Michael nebst Berg am Laim. Das schöne Wetter, welches gewöhnlich hier im September herrscht, begünstigt alle diese Anlässe. Der October bringt das großartigste Volksfest, welches München aufzuweisen hat: das landwirthschaftliche Fest auf der Theresienwiese. Es dauert im Ganzen vierzehn

Tage, wenn man die Vortage dazu rechnet, an welchen die Münchner schon die bereits aufgeschlagenen Wirthsbuden auf der Wiese besuchen. Am ersten Sonntag im October jedoch beginnt das eigentliche Fest, verherrlicht durch die Gegenwart des Königs, der in eigener Person die Ausstellungen der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, so wie die aus allen Theilen des Reichs herbeigeführten Zuchtthiere besichtigt. Württemberg hat im Kleinen ein ähnliches Fest bei Cannstadt, unfern von Stuttgart. Auf dem Octoberfest aber zu München versammelt sich eine Volksmenge von 40 bis 50,000 Menschen, die von einer Anhöhe herab Alles sehr bequem mit ansehen können, was sich auf der Wiese begibt: Die Preisvertheilung an die tüchtigsten Dekonomen, das Pferderennen, welches darauf folgt, und im Ganzen den Pomp, welchen besonders das Bürgermilitär bei dieser Gelegenheit entfaltet. Unter einem einfachen aber geschmackvollen Zelte, umweht von den funkelnden Preisfahnen und den bayerischen Farben, ist der Monarch Zeuge und Theilnehmer der Feierlichkeit. Das Geschütz, auf der Wiese aufgepflanzt, verkündet das Erscheinen und Hinweggehen des Fürsten, und lauter Vivatruf empfängt und begleitet ihn. Unzählige Equipagen in doppelter oder dreifacher Reihe stehen längs den Schranken der Rennbahn; Vogel- und Scheibenschießen laden in einem entlegeneren Theile der Wiese die zahlreichen Schützen aus allen Gegenden des Königreichs zu diesem bayerischen Nationalvergnügen; ein reich begabter Glückshafen lockt die gewinnlustige Menge zum Einsatz; in mehreren Hütten wird getanzt, in vielen getrunken und geschmaust: eine Plateforme, von einem industriösen Raffetier errichtet, bietet der eleganten Welt, die nicht in ihren Equipagen verharren will, angemessene und geräumige Zuschauerplätze. Acht Tage währt diese Feierlichkeit, binnen welchen noch ein zweites Rennen, Ringelstechen u. s. w. vorkommen. Täglich erneuert sich der Besuch der frohen Gäste; München wimmelt von

Fremden. Alle königliche Kunstanstalten sind in diesen Tagen gastfreundlich geöffnet; das Hoftheater verspart für diese Zeit seine vorzüglichsten Leistungen. Der König besucht öfters den Festplatz, und erscheint nicht selten darauf zu Fuß, im schlichten Kleide, der erste und edelste Bürger seines Staates. Er liebt es, unter den Schützen umherzuwandeln, ein Zeuge ihrer Geschicklichkeit zu seyn. Mit derselben Freundlichkeit nähert er sich dem reichen Bürger wie dem Landmann aus dem Hochgebirge, dessen malerische Tracht einen herrlichen Contrast zu den städtischen Kleidungen gibt. Ein brillantes Feuerwerk macht den Schluß des ganzen Festes, welchem unmittelbar die Namenstagsfeier Ihrer Majestät der regierenden Königin folgt, mit Musik und Bällen begangen, wie die übrigen Festtage des Herrscherpaares. In dieselbe Zeit fällt die große Kirchweih zu Unserer lieben Frau, das Trauerfest zum Gedächtniß des höchstseligen Königs Mar Joseph und das feierliche Requiem für die verstorbenen Mar-Joseph-Ritter, alle drei Jahre wiederkehrend die große Kunstausstellung in dem königl. Akademiegebäude, die vier Wochen dauert und Hohe und Niedere anlockt. — Am dritten Sonntag des Octobers wiederholt sich mit demselben Zulauf wie im Mai die dreitägige Dult in der Vorstadt Au. — Wer etwa nach all' diesen Vergnügungen noch eine Leere in sich verspüren sollte, mag in der letzten Hälfte des Monats noch den Uebungen der Artillerie, und dem nächtlichen Leuchtkugelwerfen, das hin und wieder vorkommt, betwohnen. Die Uebungen in der militärischen Schwimmschule ziehen auch den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Neugierigen an.

In den Anfang des Novembers fällt das große Allerseelenfest. Ein schönes Fest, dem die erlauchete Herrscherfamilie ebenfalls betwohnt, zu Fuße wandelnd, und fast ohne alle Begleitung, sobald die Witterung es nur einigermaßen erlaubt. Bei diesem Feste ist der Zutritt zu

den mit Trauerpomp geschmückten fürstlichen Gräften gestattet. — In diesem Monat entfalten die Jagden des Königs, die schon im September begannen, ihren vorzüglichsten Glanz. Die rüstige, wenig beschäftigte Männerwelt von München, gleichviel ob jagdkundig oder nur von Neugierde getrieben, folgt zu Roß und Wagen dem königlichen Jagdzuge nach Forstenrieth, Grünwald, Hohenlinden, Schöngewißling, Schleißheim u. s. w. — Am 25. November oder am folgenden Tage sind die letzten Gesellschaftsbälle und Volkstänze vor Weihnachten. Der Advent tritt ein, eine stille gesperrte Zeit. Die gesellschaftlichen Unterhaltungen beschränken sich auf minder rauschende Vergnügungen. Das stillere Gemüth und der ruhige Sinn gewinnt die Oberhand.

Im Dezember, am Feste der unbefleckten Empfängniß, wiederholt sich das Ritterfest des heil. Georgs-Ordens, und in den Tagen darauf wird Vigil für die verstorbenen Großmeister und Ritter gehalten. — Am 22. Abends wird die Weihnachtsbult eröffnet; die vielen durch die Nacht glänzenden Lichter scheinen recht traulich über die meistens beiseite und beschneite Fläche des Boulevard hin. Das Weihnachtsfest, dieses Fest der Kinder und Eltern, welches um seiner Gemüthlichkeit nirgends abkommen sollte, wird in München recht fromm und freigebig begangen. — Die Metten in der Christnacht werden viel besucht und mit Ordnung abgehalten. Ebenso während des Advents die sogenannten Engellämter oder Frühmetten, in den verschiedenen Kirchen der Hauptstadt: Rendez-vous verschiedener Klassen und Stände. — Nach der würdevollen Feier des heiligen Christfestes beginnt bald nach dem Stephanstage wieder der Cyclus geräuschvoller Vergnügungen. Die Tanzsäle sind wieder geöffnet, der Jubel des Volks ist nicht mehr gehemmt; der Sylvesterabend ist wie allenthalben ein fröhlicher, glänzender Uebergang in das neue Jahr.

So hätten wir denn in diesen Zeilen die schwachen Umrisse eines Münchner Festkalenders entworfen. Dieser Kalender ist, wie man sieht, nicht arm. Rechnet man noch dazu die Genüsse, welche von den verschiedenen Kunstanstalten und Vereinen der Hauptstadt das ganze Jahr hindurch geboten werden, die Feierlichkeiten der Universität die glänzenden Privatzieler in vornehmen Häusern, die häufigen Versammlungen der Künstler bei fröhlicher Tafel, die immer fortbauenden Leistungen des Niederkranzes in dem prächtigen Odeonsaale, die öffentlichen Schauspiele, die Festtage der Zünfte u. s. w., so wird zumal ein Fremder leicht ahnen können, daß er haushälterisch mit seiner Zeit umzugehen hat, wenn er von jeder Quelle des Frohsinns, die in Bayerns Hauptstadt sprudelt, einige Tropfen für sich gewinnen will. Man darf behaupten, daß selbst in Oestreichs Kaiserstadt verhältnißmäßig nicht so viel erlaubt und gethan wird, um die Heiterkeit des Volks zu befördern. Die Freude ist in München ein eigentliches Element, und wenn wir die Rehr- und Schattenseiten dieses Lustgemäldes wie billig übergangen haben, so geschah es, weil wir überzeugt sind, daß ohne Schatten kein Licht seyn kann, was ein Jeder einsteht, der Menschen kennen gelernt hat, und gesellschaftliche wie Lokal-Verhältnisse unparteiisch zu würdigen weiß.

Vergiß mein nicht;

oder:

das nie gesehene Bild.

Der aus Italien zurückgekehrte Oberkammerherr war der Gegenstand der vollkommenesten Aufmerksamkeit in dem nicht zahlreichen aber glänzenden Zirkel geworden, welchen die Königin in dem einsamen Lustschlosse ihres Gemahls um sich zu versammeln pflegte. Die Erzählungen des Weitgereisten verkürzten einen unfreundlichen Gewitterabend, der den schattenreichen Hain, welcher das Schloß umgab, mit Blitzstrahl, Regenguß und Hagelschlag heimsuchte. Die Phantasie der königlichen Herrin hatte Zeit, lange in den Erinnerungen zu schwelgen, die des Oberkammerherrn Berichte in ihr erweckten. Der König jedoch, am Nähern, Angelegentlicheren hängend, unterbrach den Sprecher kurz und gut mit der Frage, ob nichts Neues in der Hauptstadt vorgefallen, die er auf seiner Reise zum Hoflager berührt hatte. Der Oberkammerherr pries die Ruhe und Eleganz der Hauptstadt, versäumte nicht, die Weisheit des Fürsten zu rühmen, der alles so gut gemacht, und schloß mit der Versicherung: außer der Kunst- und Gewerbaustellung beschäftige die Residenzbewohner gegenwärtig nichts, als ihr eignes Haus und ihr Wohlleben. — Prinzessin Elise erkundigte sich eifrig nach dem Streben jener Anstalt,

die ihrer Anregung allein ihr Daseyn verdankte, und der Oberkammerherr ließ sich geschmeidig in ein Detail der in der prächtigen Gallerie ausgestellten Herrlichkeiten ein. Vom Gerिंगern zum Höhern, — vom Handwerk zur Kunst vorschreitend, ließ er bis zuletzt, was an Gemälden vaterländischer Künstler die Sammlung verherrlichte, und beschrieb mit der Gewandtheit eines Cicerone alle Madonnenbilder, Genrestücke, Historienmalereien und Porträts, welche des Gedächtnisses werth waren. Damit zum Schlusse gelangt, unterbrach er sich plötzlich, und sagte, wie mit einem Verweise gegen sich selbst: „Beinahe hätte ich vergessen, Ewr. Majestäten ein Doppelbild zu nennen, das, obwohl anonym und ungünstig aufgestellt, durch Idee und Ausführung die Krone seiner Umgebung genannt zu werden verdient. Etwas Wunderfameres habe ich in meinem Leben nicht gesehen, und jetzt noch, da ich davon rede, treten mir alle Einzelheiten des frappanten Tableau's hell und entschieden vor die Seele, daß ich sie werde wiedergeben können, ohne etwas Unerläßliches hinwegzuthun.“ —

Diese Vorrede war geeignet, die höchste Neugier zu erregen, und die Gebieterin des Hauses, so wie ihre Gesellschaft bildeten einen engeren Kreis um den Erzähler. — „Stellen sich Ewr. Majestäten eine ziemlich große Tafel vor, in zwei gleiche Hälften getheilt, von welchen eine jede ein eignes Bild darstellt;“ begann der Oberkammerherr: „die Bedingung des Raums trennt diese Bilder in der Form: ihr Wesen aber ist eines und dasselbe. — Auf dem ersten ist ein Mädchen zu schauen, in der Blüthe und Fülle der schönen Jahre; das Gewand flatterlos und leicht, der Fuß tritt in schwebendem Tanze das schwankende Schifflin, welches — ohne Ruder und Anker, — der in Schaumwellen aufkräuselnde Strom vom Ufer zu treiben scheint. Des Mädchens Augen blicken sehnsüchtig auf in die Ferne, — in ihren Zügen liegt

romantische Begeisterung. Am Gestade, das die Schifferin verläßt, stehen theilnehmende Gestalten. Ein Greis im Silberhaare winkt ihr das Lebewohl, eine Gruppe von Mädchen, blühend wie sie, und traulich umschlungen, lassen Tücher und Bänder nach der Scheidenden flattern, — ein Jüngling — schön und ernst — faltet die Hände gegen sie, und aus den Wolken blickt ein freundlich liebevoll wehmüthiges Antlitz auf sie hernieder. Unzählige üppige Rosen winken von dem herrlich geschmückten Ufer herab, und bilden einen seltsamen Contrast zu den lauernden grünhaarigen Nixen, die unter'm Spiegel des Wassers in kaum angedeuteten Umrissen schwimmen, und den schwachen Rahn fortzuziehen scheinen. Das Mädchen — man sieht es — treibt dahin auf gefährlicher Bahn, aber ermahnend, wohl auch hülfreich, schwebt neben ihr eine aus dem zartesten Schimmer gewebte Gestalt — ohne Zweifel die ewig jugendliche Hegemone — und Ermahnung und Bitte scheint ihr besorgter Blick, ihre flehende Geberde auszudrücken. Ob die Schiffende der Grazie ferner angehören, oder den dickköpfigen Nixen verfallen werde, ist die Frage, mit welcher die Beschauer ungerne das reizende Bild verläßt, um sich zu dessen Seitenstücke zu wenden.“ „Nun?“ fragte die Königin, fragten die Prinzessinnen: „weiter, Herr Graf. Wir sind begierig zu erfahren wie sich die seltsame Composition ferner ausspinnt.“ — Der Oberkammerherr fuhr mit höflicher Verbeugung fort: „Auf dem Bilde, das wir jetzt betrachten, ist die Hauptfigur ein junger Mann mit Wanderstab und Tasche, der der engen Pforte eines Hauses enteilt, und feck, — man bemerkt es genau — auf den breiten Heerweg tritt. Frei athmet er, und Lust und Behagen spricht aus seinem weitgeöffneten Auge. Lebensfreudig vorwärtstrebend achtet er nicht ferner der ehrwürdigen Matrone, die ihn am Kleide zurückhalten möchte, — nicht der holden Jungfrau, die sehnsüchtig die Hände

ausstreckt; nicht des treuäugigen Hundes, der, an die Kette geschmiedet, dennoch sich aufwartend und bittend aufgesetzt hat. Aus den Fenstern eines seitwärts liegenden Gasthofes zeigt der Kellner eine Rechentafel und schwingt die Mütze, — ein Jude steht am Wege und hält ein Papier hin, das der Wanderer verschmährt, am Brunnen im Vorgrunde verbeugt sich eine lockend und leichtfertig scheinende Dirne schnippisch und pikant gegen den Jüngling, und bis hieher bildet das Gemälde eine heitre Scene, wenig getrübt von der stillen Trauer im Hintergrunde; aber — vor dem Wanderer, der sorglos in die Lüfte schaut, reißt sich eine Kluft auf, in welcher eine ehrfurchtgebietende Leiche schwebt, mit ehrlichem und strengem Antlitz. Ihre Augen sind geschlossen, aber mahnend hebt sich gegen den Daherschreitenden die Rechte, während die Linke, wie in ruhigem Bewußtseyn, auf der Brust ruht. — Und somit" — schloß der Erzähler — „ist das Bild zu Ende.“

Eine kurze Stille herrschte in der Gesellschaft. Der König lehnte düster im Sessel; die Königin, an welche sich die holden Töchter horchend angeschmiegt, nahm das Wort und sprach: „Das Bild ist zu Ende, und der Beschauer steht vor einer räthselhaften Allegorie, zu welcher den Schlüssel zu finden, wohl nicht schwer seyn dürfte. Der Mann, das Weib, hinaustretend in das weite Leben aus dem engen Vaterhause, hinter sich lassend das traulich schirmende Dach, und die üppigen Rosen der Kinderfreude, der Jugendlust, um auf falschem Gewässer zu schaukeln, oder auf dürrer Heerstraße sich zu mühen — sie sind — oder mein Gefühl müßte sich sehr irren — die Gegenstände, die der dichterische Maler darstellen wollte.“ — „Dem Scharfsinne Ewr. Majestät entginge das Schwierigste nicht;“ versicherte der Oberkammerherr: „allein in diesem anziehenden Doppelgemälde findet sich noch mehr, wenn man nicht außer Acht läßt, daß es mit

einem Bergißmeinnichtkranze eingefast ist, — daß die Schiffende diese Blume im Haar, der Wanderer sie an der Brust trägt. Die Bedeutung des harmlosen Blümchens, wie unsere Sprache vor allen andern sie bestimmte, dachte der Künstler nebenbei wieder zu geben, und wie sehr hat er in der beschränkten Fassung das nothwendige Charakteristische erreicht! Der Scheidende ist dem Zurückbleibenden an und für sich ein Bergißmeinnicht; aber eben diese, in den Boden, den die Liebenden verlassen, festgewurzelten, möchten ihr Gedächtniß dem Zugvogel eben so fest einprägen. Bergißmeinnicht! rufen der silberlockige Vater, der Jugendfreund, die Gespielinnen dem Mädchen nach; Bergißmeinnicht! flüstert die verklärte Mutter aus den Wolken, und die mahnende über dem Wasser schwebende Grazie der Weiblichkeit. Wohl der Sterblichen, überhört sie nicht den warnenden Ruf. Wohl auch dem Jüngling, wenn der Mutter, der Braut, der Gläubiger: Bergißmeinnicht! noch lange in seinem Herzen anklingt; treu wird er wiederkehren und edel; die Versuchung am Wege seines Lebens verschmähen, und der väterlichen Ehre eingedenk sehn, die aus dem dürrn Boden, durch den stummen Mund der Leiche ihm: Bergißmeinnicht! zuruft.“ -- Die Königin stand schnell auf, nickte — wie es schien, von Thränen übermannt, dem Erzähler leicht zu, stützte sich auf die besorgten Töchter, und ging, von dem herzubrängenden weiblichen Hofstaat umrauscht, wie eine gegen die Ohnmacht Ankämpfende aus dem Gemache. Der König warf ihr einen unzufriednen Blick nach, der endlich auch den Oberkammerherrn traf, welcher, wie niedergedonnert, in der Mitte des Saals stand, ohne zu wissen, wie und warum das Besondere sich begeben. Die Höflinge waren scheu zurückgewichen, und zischelten sich in die Ohren. — „Geruhen Ew. Majestät mir anzudeuten, ob ich den gegenwärtigen Austritt durch irgend eine Unschicklichkeit oder

Indiskretion veranlaßte, oder ob ein leidiger Zufall hier mitgewirkt;" sprach endlich schüchtern und zagend der Graf zum Könige. Statt der Antwort gab der Herrscher den Umstehenden einen Beurlaubungswink, und gebot dem Grafen, zu bleiben. Näher gerufen, und der Erlaubniß, dem Fürsten gegenüber zu sitzen, sich erfreuend, harrte der Oberkammerherr erwartungsvoll der Rede, die sein Gebieter an ihn richten würde. „Unwissenheit entschuldigt;" begann der König in seiner gewohnten kurzen Redeform: „die Königin findet sich aber unangenehm von dem Namen: Bergißmeinnicht, berührt. Es ist eine alte Wunde, die heute aufgesprungen ist, und daher die auffallende Scene. Ihnen mag es unverholen bleiben, Graf, wo die Sonderbarkeit wurzelt. — Ich hatte — es mögen neunzehn Jahre verflossen sehn, — die Zügel dieses Staats übernommen. Die Sorge dafür rief mich, den kaum Vermählten, in's Feld gegen die Feinde, welche die vertriebene Regentenfamilie im Auslande mir gemacht. Eine Schlacht fiel vor. Den glücklichen Ausgang zu melden, sendete ich einen jungen Ordnonanzoffizier in die Hauptstadt, an den sehr bejahrten Schwiegervater. Schnell, wie der Befehl lautete, war er wieder zurück im Lager, — doch zugleich mit ihm die geheime Depesche meiner eifrigen Agenten, die im Stillen den Volksgeist hüten, den Palast beobachten, und der Kronprinzessin, meiner Gattin, Wandel belauschen sollten. Der Ordnonanzoffizier, lange schon insgeheim für meine Gattin entbrannt, hatte aus ihren Händen ein Sträußchen von Bergißmeinnicht in besonderer Audienz empfangen. Meine Eifersucht kannte keine Gränzen. In dem nächsten Reitergefechte fand der Offizier den Tod, und — wie die Sage ging — auf seiner Brust lagen die verhängnißvollen Blumen. Nachdem ich als Sieger heimgekehrt, klärte sich's auf, daß meine Gemahlin dieß Geschenk mir zugedacht, unbekannt mit der Wallung des ungetreuen Bo-

ten, der für sich die Liebesgabe einer Königin behielt. — Indessen war's zu spät. Mutter und Schwester trauerten an seinem Grabe, und das reizbare Gefühl meiner Gattin trug das Leiden davon, das heute, nach so vielen Jahren sich wieder geäußert hat." — Der König schwieg hier, die Stirne düsterer faltend, und stützte den Kopf in die Hand. Der Oberkammerherr, von dem seltsamen Vertrauen des Monarchen überrascht, und sich peinlich beengt fühlend, wagte nicht, eine Sylbe zu entgegnen. Der König, statt ihn zu entlassen, wiegte das Haupt in trübem Sinnen, — ein bitteres Lächeln umspielte den Mund, der endlich wieder Folgendes vernehmen ließ: „Es war damals eine böse Zeit für mich. Mein Temperament war, von Jugend unterstützt, doppelt heftig, und des Widerstands auf meiner Laufbahn fand ich viel. Durch! durch! war mein Wahlspruch. Worte fruchteten nicht; Gewalt that Alles. Ich war den Leuten viel zu neu; die Verwegenheit eines Mannes ohne Herkommen, eine Krone anzunehmen, schien ein Verbrechen. Das verwiesene Herrschergeschlecht spuckte noch in vielen Köpfen und Zungen des Volks. Ich hatte den Oheim der Vertriebenen mit Heeresgewalt auf dem Thron erhalten, ich hatte die öffentliche Ruhe gerettet, das Eigenthum, die Kirche, das Vaterland. Bewiesen hatte ich, daß Niemand es besser verstehe, das erschlaffte Staatsgetriebe neu zu schaffen, — aber als die Augen des Alten sich zuthaten, und ich seinen Scepter — dem Vertrage gemäß — ergriff, da ging ein Schrei der Bestürzung durch das Land. Die Thoren hatten geglaubt, ich würde das selbst erbaute Haus den entfremdeten Merovingern überlassen, und höchstens als ihr Majordomus die Ochsen an dem Wagen dieser Popanze leiten! — Eine Verschwörung zettelte sich an. Sie entfinnen sich, daß die Blume Bergißmeinnicht als Rebellionszeichen galt. Ich meine jedoch, die Faction der Flüchtlinge vergift selbst jener Tage nicht, wo ich aus der Gruft

des verblühenen Königs die schweren Befehle gab, welche die schwere Zeit erforderte. Der erste Name, der in der Liste der Ergriffenen mir in die Augen sprang, hieß Albo. Jener Offizier, seine Familie, trugen diesen Namen. Ich wußte, daß die Freifrau mich unversöhnlich haßte seit dem Tode ihres Sohns, daß ihre Tochter nicht minder mich verabscheute, daß ein wüthender Anhänger der Vertriebenen im Begriffe war, der Dekteln die Hand zu reichen. Jetzt platzte die Bombe. In dem Hause des Albo sollten Zusammenkünfte gehalten worden seyn; die Freihin sollte geschworen haben, ihre Tochter nur demjenigen ihrer zahlreichen Bewerber zu überlassen, der an meinem Untergange den thätigsten Antheil nehmen würde.... und was der Nachbegierde Pläne noch mehrere sind. Meine Strenge sprach den Tod über das rasende Weib; — die Milde meiner Gemahlin, der man vorgespiegelt hatte, die Beschuldigungen, die man auf Mutter und Tochter gehäuft, seyen nur ein Werk des Neides und Privat-hasses gewesen, — diese Milde also entwaffnete meinen Spruch. Ich verbannte die Weiber, und zog ihre unbewegliche Habe ein. Der Bräutigam starb noch im Kerker, und somit hatte sich das Schicksal jener Familie betrübend erfüllt.“ — Neue Pause. Der Fürst fuhr dann langsam und eintönig fort: „Ich will nicht läugnen, daß ich in späterer Zeit mit einem gewissen unwilligen Mitleid jener armen Weiber gedachte, die in's Elend wandern mußten, und daß ich ihnen noch später nachforschen ließ. Mir wurde keine Spur von ihnen bekannt. Allein, ich sehe, daß ich mich mehr in's Plaudern vertieft habe, als sonst wohl meine Sache ist. Zu etwas Anderem. Wer ist der Maler, der jene Bilder, von welchen Sie gesprochen, entworfen hat?“ — „Sire;“ entgegnete der Oberkammerherr: „seinen Namen kenne ich nicht; wohl aber ist derselbe dem Inspektor der Gallerie nicht fremd. Ich weiß nur, daß er kein Unterthan Ewr. Majestät ist, und nur um die Ver-

günstigung gebeten hat, einige Tage hindurch das Doppelbild, hinter der Thüre, — so zu sagen, — aufstellen zu dürfen. Vor der Hand verweilt er noch in der Residenz." — „Ja, ja;" sprach hierauf der König: „Niemand als Cremato kann dieß Bild erfunden haben; nur seine Stärke gibt sich in solchen allegorischen Compositionen kund; und die Anspielung auf das Vergißmeinnicht, . . . ja, ja, wackrer Knabe, — wir wollen Friede machen, und Dein Künstlerstolz soll an der Sonne meiner Gunst schmelzen. Ich will den Maler sehen, Herr Graf. Sie werden sich bemühen, ihn hieher zu bringen. Er wird nicht gerne gehorchen, allein ein eigenhändiger Befehl von mir soll alle Behörden zu Ihrer Verfügung stellen. Mit dem Frühesten reisen Sie ab, und übermorgen erwarte ich den Widerspenstigen. Gute Nacht, Herr Oberkammerherr!"

Der Graf entfernte sich unterthänig, und der König zog sich in sein Kabinet zurück. Nach einigem fruchtlosen Kampfe bezwang er die auffallende Schwermuth, die, öfter als je, sein Gemüth umdüsterte, und trat an den Tisch, auf welchem Bericht und Depeschen, von dem Courier so eben überbracht, in bedeutender Anzahl lagen. Ungeduldig suchte er unter den mächtigen Briefen einen hervor, den er mit Spannung und tiefathmender Brust erbrach. Doch nach den ersten Zeilen verschwand die unruhige Erwartung aus seinen Zügen, Heiterkeit verbreitete sich über dieselben und mit einem Leisen: „Gut! gut! brav gemacht!" ergriff er den silbernen Leuchter, und öffnete, ungeduldig, seine Zufriedenheit mit einer verwandten Seele zu theilen, die Tapetenthüre, welche in den Corridor führte, der seine und der Königin Zimmer verband. Schnell hatte er den Weg zurückgelegt, und horchte an dem Schlüßelloche des Schlafgemachs. Er hörte Stimmen, sah Lichtstrahl und öffnete rasch mit seinem Hauptschlüssel die verborgene Thüre. Die Königin war noch wach und angekleidet. Sie saß in dem Leh-

fessel und lehnte mit freundlicher Hingebung das Haupt an Elifens Brust. Zu ihren Füßen, auf dem niedern Tabouret, saß Sophie, die jüngere Prinzessin, und schmiegte lächelnd das blühende Antlitz an die Kniee der Mutter. Das schöne Familienbild überraschte den König, und er befahl in einer Wallung hausväterlicher Laune den Frauen, die sich ehrfurchtsvoll erheben wollten, in ihrer Stellung zu verharren. Die Gruppe blieb also dieselbe, aber der vorige Geist war von ihr gewichen, und den König selbst verletzte nach der Beschauung einiger Augenblicke der Zwang. „Ich vergaß,“ sagte er gekränkt, indem er den Damen ein Zeichen gab, ihre Stellung zu verlassen, — „ich vergaß, daß mein Wunsch wohl einem ganzen Reiche zur Richtschnur dient, aber kein Gefühl hervorzuzaubern vermag. Die Thränen jedoch, die ich in Ihrem Auge sehe, Madame, kann ich nicht billigen. Sie haben dem Hofe ein Schauspiel gegeben, dessen Motive zu veraltet sind, um ferner gelten zu können, und zu geringfügig, um Ihren Töchtern vertraut zu werden, wie ich vermuthen muß, daß es geschah.“ — „Sie irren, Sire;“ versetzte die Königin, die letzte Thränenspur aus ihren Augen trocknend: „die Zärtlichkeit der Töchter hat mich gepflegt, nicht ihre Neugier.“ — Die Prinzessinnen küßten schmeichelnd und lieblosend der Mutter Hände, und der König antwortete: „Recht; das muß ich loben, und um zu beweisen, daß es mir Freude macht, zu erheitern, will ich Euch, meine Lieben, mittheilen, was mein Herz erquickt, und meiner Vatersorge Bürde um Vieles erleichtert. Dieser Brief... von meinem Gesandten im Nachbarlande — deckt einen heitern Himmel über mir auf. Die Zwistigkeiten, Gränz- und Rechtsstreite, die seit langer Zeit jenes Gebiet und das meine feindlich zu trennen drohten, lösen sich friedlich auf, und gewiß darf ich darauf rechnen, in kurzem einen außerordentlichen Botschafter an meinem Hofe erscheinen zu sehen, der für den

Prinzen Julius um Elisens Hand zu werben beauftragt ist. — So ist mir's doch endlich gelungen, als volle Zahl in den Verband der Souveräne einzuschreiten. Der glückliche Soldat ist vergessen, und zum König werden fürderhin die Könige sprechen; ihm in Liebe den Rang einräumen, zu dem Fortuna den Gewaffneten emporgehoben! Mein Name, das Gedächtniß meiner Thaten wird nicht untergehen mit meiner Hülle. Lebt mir auch kein Sohn, so wird doch der Enkel meine Krone tragen, und meines mühevollen Wirkens Frucht genießen." — Die Königin reichte ihm sanftlächelnd die Hand, und sprach: „Das Glück begleite Sie ferner, gnädigster Herr. Ihrer Weisheit fügt sich gerne die Gattin, und die Tochter wird die Pflichten erfüllen, die ihr Stand ihr auferlegt.“ — „Haben Sie mich denn nicht frühzeitig gelehrt, gütige Mutter, daß Entsagen und Opfer unsere Bestimmung ist?“ fragte Elise ruhig, wenn gleich von einem leisen Seufzer unterbrochen: „Ich werde meinem königlichen Vater gehorchen, ohne Widerrede, ohne Murren, wenn gleich . . .“ — „Wenn gleich der Prinz dem Ideale nicht entspräche, das ein Mädchenherz sich zu schaffen pflegt?“ ergänzte der König: „Ohne Sorge, beste Tochter. Der Prinz wird als ein zweiter Bayard gerühmt, dessen Tapferkeit mit der anmuthigsten Courtoisie Hand in Hand geht. Der schönste Mann ist er nun wohl nicht, wie ich vernommen habe, aber leidlich, und im Besitze all' der glänzenden Eigenschaften, welche eine vollkommene fürstliche Erziehung bedingt, und deren Wirkung auf Frauenseelen unbestreitbar ist. Auf jeden Fall wirst Du eines bessern Freiers Dich rühmen dürfen, als Deine Mutter, die ich, unbedeutend an Gestalt und Herkunft, aufgewachsen in des Feldlagers rohen Sitten, der Bewunderung ihres Vaters mit dem Schwerte abrang. Die eiserne Zeit herrschte dazumal im Lande, mein Degen mußte Euerm Großvater, meine Kinder, das Königsge-

wand zuschneiden, daß er seinen Bettern abgenommen hatte, wie's das Volk verlangte. Mit Deiner Vermählung jedoch, meine Tochter Elise, soll eine goldene Zeit beginnen. Feste will ich geben, daß vor meinem Glanze wie vor meinem Ruhme die Welt verstummen soll; absonderlich die Lästerzungen, die mich den Geizigen schelten, weil ich bisher meinen Schatz vor den Speichelleckern streng verschlossen hielt. Auch dieses altfränkische Gebäude soll ein Feierkleid anziehen, und von bunten Bildern festlich strahlen; Cremato kömmt wieder, und sein Pinsel soll meiner Freigebigkeit würdig dienen."

"Cremato!" fragte die Königin verwundert: "Cremato?" riefen die Prinzessinnen wie aus einem Munde, und erinnerten sich wechselseitig des wunderlichen, vielbeweglichen Italieners, der manchmal wie ein flüchtiger Schatten am Hofe erschienen, dann wieder verschwunden war; der über die Zeichnungen der königlichen Kinder sich nicht scheute die verbste Kritiklauge zu gießen, von welchem aber die kleinen Schülerinnen in einer Viertelstunde, — ließ er sich bisweilen zum Unterrichte herab, — mehr lernten, als von den wohlbesoldeten Hoflehrern in Monaten. — Die Königin hielt es jedoch für gut, die plaudernden Prinzessinnen nach ihrem Schlafzimmer zu weisen, und die Gehorsamen erfüllten gar willig den Befehl der geliebten Mutter. —

"Was will Cremato hier?" fragte diese Letztere den Gemahl, der, im Plane der glänzendsten Zukunft versunken, schweigend auf- und niederging; "Sein Name weckt neue Stacheln des Kammers in meiner Brust. Gibt es wieder eine neue Verschwörung zu denunziren? Soll wieder Blut fließen, sollen wieder Unschuldige in's Elend wandern? Rede, mein Gemahl, was soll der entseßliche Ankläger, der den Jammer von Tausenden auf der Seele hat?" — "Das Weib verdammt so schnell und unbedacht, als es entschuldigt;" versetzte der König ernst: "Cremato, durch Zufall mit den ersten Fäden der

Conspiration bekannt geworden, hat die Pflichten eines wackern Bürgers erfüllt, indem er sie ausdeckte. Cremato war dem Lande und dem Fürsten, die ihm zu jener Zeit Schutz und Sicherheit verliehen, den Dienst schuldig; der gleichgültigste Fremdling war ihm der Moralität schuldig. Cremato hat durch seine Denunziation auch Deinen Thron gerettet, und verdient, weder um dieser Wohlthat, noch um der Uneigennützigkeit willen, mit der er jeden Lohn ausschlug, den Undank, den Dein Mund gegen ihn ausspricht. Wahr ist's, daß viele Opfer fielen — aber der Drang der Nothwendigkeit forderte sie gebieterisch. Darum kein Wort mehr davon. Alles, was ich gethan, — bis auf Eines, — verantworte ich vor dem, der auch den Gewaltigsten richtet!" — „Und eben dieses Eine," — erwiderte seufzend die Fürstin, — „hat es nicht zu jener Zeit noch fortgewirkt? Den armen Albo trieb Dein eifersüchtiger Argwohn mit Vorbedacht in den gewissen Tod, und selbst, nachdem Du eingesehen, daß meine Unschuld klar, daß nur ein abenteuerlicher Wahn den Jüngling verleitet, mußten dessen Hinterbliebene der fortglimmenden Rache Opfer seyn. Cremato's Anklage...." — „Nicht doch;" antwortete der König verdrüsslich: „der Trevel der Weiber floß aus andern Quellen zu meinem Ohr. Ein Gerücht hatte sich verbreitet, Albo sey hingeopfert worden: die Mutter athmete Rache.... genug, das Gesetz hätte sie getödtet; ich begnadigte sie noch!" — „Fürchterliche Gnade!" rief die Königin, — „die den Unglücklichen aus der Heimath stößt, ihn losreißt von den süßen Gewohnheiten seines Daseyns, von seiner Habe, — von dem Grabe seiner Lieben, um in Kummer und Armuth in fremdem Lande zu vergehen. Das verlangte ich nicht, als ich für die Unschuldigen — das sind sie — um Gnade flehte. Das erwarteten die Armen nicht, die noch aus der Fremde ihre Klagen zu Deinem Throne sandten; — die Bitte, sie wieder in die Heimath aufzunehmen, wenn gleich Dürftigkeit und Mangel ihr Loos seyn möchte!" — „Mit

Gesetz und Urtheil spielt der Herrscher nicht, wie der Gaukler mit der Schlange;" sprach der König streng und kurz! „die rachedürstenden Weiber durften damals nicht wiederkehren; sie dürfen es jetzt nicht; nimmermehr! Und Sie, Madame, möchten wohl die Todten ruhen lassen. Falsch ist der von überreiztem Gefühl diktirte Schluß, Sie hätten den unbesonnenen Albo durch jenes Blumengeschenk in den Tod gejagt. Vergeblich sind daher Ihre Thränen. Des Jünglings Verhängniß und meine Leidenschaft tragen alle Schuld. Sie sind frei von aller Verantwortlichkeit. Quälen Sie sich daher nicht länger mit eiteln Schreckbildern, und überlassen Sie meinem Gewissen die Last. Bußpredigten nützen hier zu nichts, und erbittern nur. Aehnliche Versuche, Madame, waren es, die den Maler Cremato, welchem ich mein Vertrauen geschenkt hatte, von meiner Seite entfernten. Er hat Albo's Familie nicht beschuldigt, wie Sie fälschlich glauben, er hat sie allzukühn vertheidigt. Er hat die Freiheit usurpirt, mir in's Gewissen reden zu wollen, mir gegenüber den Massillon zu spielen. Ich bin jedoch nur tolerant bis zu einem gewissen Punkte, und seit neun Jahren hat er den Hof gemieden, an welchem er manchmal erschien, von dem er ging wie ein Zugvogel.“

— „Ich kannte den Mann nicht, wie Sie ihn mir geschildert haben, Sire;" sagte die Königin, obgleich nur halb überredet: „mein Herz schaudert vor Strafe und unabsichtlicher Strenge. Darum zittere ich vor dem Angeber, der Beides durch seinen Eifer damals hervorrief. Sie sagen, er trifft wieder ein? Wo lebte er, und wie, bisher?" — „Ich muß gestehen," entgegnete der König: „daß ich über dieses Mannes Verhältnisse seit langer Zeit keine richtigen Daten habe. Er war ein Mensch, würdig, eines Königs Freund zu seyn. Ich bin nicht Polizeimeister; ich bedurfte ihn nicht mehr. Hatte er irgend einen festen Wohnort? Ich weiß es nicht. In meinen Landen wanderte er nur, seit jenem Zeitpunkte, ab und zu. Aber, so sehr ich mich ihn wieder zu

sehen sehne, so weiß ich auch nicht, ob ich das Zusammen-
 treffen mit ihm fürchten soll, wie ich seit langen Jahren sein
 Andenken furchtsam bewahre.“ — „Fürchten?“ fragte die
 Königin mit leuchtendem Auge: „kennt der Held, mein Ge-
 mah! , die schnöde marternde Furcht?“ — „Die Brust von
 Erz schaudert vor der tief verhüllten RichterIn, wenn sie
 durch eines Menschen unerschrockene Zunge sich ausspricht;“
 antwortete der Held mit gefurchter Stirne: „Gremato's letzte
 Worte mögen Dich überzeugen, meine reine fleckenlose Gat-
 tin. Mit Ungestüm, mit dringender Beredsamkeit hatte er
 für Albo's verbannte Familie gesprochen, ihren Schmerz,
 weit von dem Lande, das sie geboren, zu sterben, geschildert,
 im Namen der Menschheit ihre Zurückberufung verlangt.
 Ich widerstand. „Wohl!“ sprach dann der Sonderbare kalt
 und drohend zu mir; „wohl! ich lasse ab von dem kalten
 Herzen des Eroberers. Fortuna's Sohn überhebt sich, und
 kennt das Unglück nicht. Aber fortan wird ein Anderer an
 meiner Statt zu ihm reden. Albo's Untergang, und wie es
 dabei zugeht, ist kein Geheimniß, und mein Pinsel soll den
 Unglücklichen verewigen. Sein Bild in der bleichen Todes-
 larve, sein Bild, der Herold blutiger Tyrannei, sey mein
 nächstes Werk, und das Andenken, das ich Ihnen, Sire,
 überlasse. Nehmen Sie es auf als mein Vermächtniß, und
 so oft eine Ungerechtigkeit, eine Grausamkeit in Ihre Seele,
 auf Ihre Lippen tritt, so stehe dieses bleiche Gesicht, auf
 schwarzem Grunde schwebend, vor Ihren Augen; es diene
 der Rachsucht als Zügel, es erinnere den Uebermüthigen
 an die Vernichtung; es scharfe seines Gewissens Buße.“ —
 Er ging, allein der Stachel seiner Rede wirkte von Stunde
 an. Meine Einbildungskraft kehrte tausend und tausendmal
 zu dem entsetzlichen Gemälde, womit er mich bedroht, zurück.
 Oft, wenn mein träumender Geist über meine Schlachtge-
 filde irrte, hob sich aus den tausend Leichen nur dieses eine,
 riesenmäßige Antlitz gespenstlich empor; oft, wenn ich, von
 Geschäften und Mühen abgesspannt, im Sessel ruhte, sah

ich vor mir an der Wand das versprochene Bild, den alten Christusgesichtern ähnlich, die auf dem schwarzen Grunde ohne Hals und Gewand schweben, schreckvoll und drohend näher schreitend wie ein fantasmagorisches Gebilde!" — „Halten Sie ein!“ rief die Königin entsetzt, denn, den Eindruck abgerechnet, den diese Erinnerung an Albo auf sie machte, so war auch des Gemahls Antlitz während seiner Erzählung zum blassen Gespenst geworden und leise, wie geheimnißvolles Flüstern, seine Stimme. „Der furchtbare Cremato!“ fuhr sie fort: „hat er sein Wort gehalten? Seit wann ist das unselige Geschenk in Ihren Händen, und haben Sie es vernichtet?“ — Der König schüttelte das Haupt: „Ich habe das Gemälde nie gesehen!“ erwiderte er: „Cremato hielt nicht Wort; aber ich ahne — ich weiß es sicher, daß das Bild vollendet ist, daß es existirt, und daß mir die Kraft fehlen würde, — käme es in meine Hände, — es zu vertilgen. Aber schauen, schauen würde ich es auch nicht können, da meine Phantasie es schon geschaffen, um mir das Herz zu zerreißen. Unzählige Richtersprüche hat es schon gemildert, viele Leiden in ihrem einherbrechenden Laufe aufgehalten, denn, sobald ich die Feder ergriff, oder den Mund öffnete, über Leben, Glück und Ehre eines Menschen zu entscheiden, sah ich ihn, sah ich Cremato's schauerliches Werk mir gegenüber.“ — Der Fürst brach hier plötzlich ab, — machte noch gedankenvoll einige Schritte durch das Zimmer, und ging dann mit einem kurzen Gruße davon. Die flammende Unruhe, welche das nach langen Jahren endlich hervorbrechende Geheimniß in ihm erregt hatte, ließ den Monarchen nicht der Ruhe genießen. Er sprang auf vom Lager, öffnete das Fenster, und sah hinaus in die still und kühl gewordene Sommernacht. Die Bäume des Hains flüsterten, einzelne Tropfen, vom lauen Winde geschüttelt, fielen von Blatt zu Blatt; durch den Wald zogen, den Schlag der Nachtigall unterbrechend, fern herüberdringende harmonische Töne. So wie des Lauscherz

Ihr vertrauter geworden war mit dem Rauschen des Forstes und dem traulichen Leben der Waldnacht, wurden auch die fernen Klänge bestimmter, und gestalteten sich zum Liede, das der König bald erkannte, hochaufathmend unter der süßen Bürde freundlicher Jugenderinnerung. Die Vergangenheit, weit zurückliegend hinter dem Getümmel endloser Kriege, hinter den Taumeljahren des Ehrgeizes und der Ruhmsucht, übte ihren namenlosen Zauber an seinem Gemüthe. Er sah sich wieder als Knabe auf dem Felsen des mittelländischen Meeres; er hörte wieder, wie damals, mit unendlichem Behagen das melodische Lied der Schiffer, wenn sie entweder im Goldschein der Morgenröthe hinausrudern in die Fluth, oder in des Abends Rosenschimmer heimkehren zum sichern Hafen, zur wirthlichen Bucht:

O sanctissima,
 O piissima
 Dulcis Virgo Maria!
 Mater amata,
 Intemerata,
 Ora pro nobis!

Es waren zwar nicht kräftige Tenorstimmen, wie sie der Süden und die brusterweiternde Meerluft erzeugt, aber wohl zwei klang- und ausdrucksvolle weibliche Stimmen, die das Lied vortrugen, und die Töne dem Zuhörer so weich und schmeichelnd an den Busen legten, daß die Ruhe sich bei ihm einfand, und der Friede — nachdem der Gesang verflungen, — den Dankbaren zum Lager geleitete. „O mein Vaterland!“ flüsterte er, ehe er entschlief: „Heiliger gesegneter Boden! Mich hat das rollende Verhängniß Deinem Schooße entriffen, um mit einer fremden Krone mich an die Fremde zu fesseln; aber sehnsuchtsvoll gedenke ich Deiner, und gesegnet, dreimal geheiligt sehest Du, o mein liebes Vaterland, meine süße Heimath!“

„Das ist nicht Cremato!“ sprach der König, als der Oberkammerherr, dem Befehle gemäß, den beschiedenen Maler bei ihm einführte; einen schlanken schönen Mann, dem Jüngling kaum entwachsen, — mit freier Stirn, festem Blick, anständiger Geberde und schlichter Kleidung. — „Man nennt mich Guido, Sire;“ antwortete er dem Herrscher furchtlos. — „Guido war von jeher ein glücklicher Patron für Männer Ihrer Kunst;“ versetzte der König, und entließ den Kammerherrn: „Ich habe Gutes von Ihnen gehört. Haben Sie das Bild, von dem der Graf gesprochen, mitgebracht?“ — „Nein, Sire;“ sagte der Maler achselzuckend: „Ein freigebiger Kenner hatte es gekauft und weggebracht, ehe mir die Botschaft von Ew. Majestät wurde.“ — „Schade;“ sprach der König leutselig: „Ich hätte gerne Ihr Talent bewundert. Ich schätze die Kunst, möchte Ihrem Pinsel Beschäftigung geben.“ — „Ich bedaure,“ entgegnete Guido, „Ew. Majestät keine Probe meines geringen Talents zeigen zu können. Indessen habe ich eine Arbeit mitgebracht, die mir — ich wünsche es, — Ihre Guld erringen wird, Sire. Ich war auf dem Wege zu Ihrem Hoflager, und habe den Händen Ew. Majestät Cremato's letztes Meisterstück zu übergeben.“ — Der König verfärbte sich bei diesen Worten, die wie ein Blitz in seine kaum beruhigte Seele schlugen. Er durchbohrte den Maler mit seinen Augen; da er jedoch dessen Unbefangtheit wahrnahm, so faßte er sich in dem Grade, ihn fragen zu können: „Cremato? Also doch Cremato? Sein letztes Werk? Sie, mein Herr, vielleicht sein Sohn?“ — „Sein Schüler, gnädigster Herr, sein Schüler, der ihn vor wenig Monden zu Neapel begrub, und in des Sterbenden Hände geloben mußte, das Bild an Ew. Majestät abzuliefern.“ — „Cremato todt!“ seufzte der König: „in ihm starb ein wackerer Künstler; ein sonderbarer, aber edler Mensch. Mit Vorbedacht habe ich nie nach seinen weitem Beziehungen geforscht. Er sollte

mir nur der Mensch seyn, den ich schätzen konnte! — Und das Bild, von dem Sie sprachen,“ — setzte er zögernd bei, — „der letzte Beweis seiner Anhänglichkeit. — Sie haben es mitgebracht?“ — „Ja, Ew. Majestät,“ entgegnete Guido: „im Vorzimmer steht es; ich eile, es zu bringen.“ — „Noch ein Wort!“ begann der König unruhig zu dem Künstler; „der Gegenstand des Gemäldes . . .?“ — „Für mich ein Geheimniß;“ antwortete Guido: „der Meister hat stets bei verschlossenen Thüren daran gearbeitet, das Bild mit eigener Hand emballirt, und in den Kasten verschlossen. So stand es schon lang, zum Absenden bereit. Nur mir wollte Cremato es anvertrauen, und sagte mir auf dem Sterbelager: „Nur Ew. Majestät sey, was das Gemälde vorstelle, bewußt, — und des Künstlers aufrichtiger Dank sein letztes großes Werk.“ Des Königs Miene hellte sich auf, und er ließ es geschehen, daß Guido den Verschlag, in dem das Gemälde verschlossen lag, in sein Cabinet brachte. Mit einer Art von geheimen Grauen wies er jedoch den Antrag zurück, das Bild alsobald auspacken zu lassen. „Auf gelegnere Zeit;“ sprach er kurz und rasch: „Sie, junger Künstler, mögen es sich in meinem Schlosse gefallen lassen. Ich werde darauf sinnen, wie ich Ihnen den so pünktlich vollzogenen Auftrag Ihres Lehrers vergelten kann. Hinterließ Cremato Verwandte, an welche ich den ungefähren Preis dieses Meisterbildes entrichten könnte?“ — „Eine Mutter und zwei Töchter;“ entgegnete Guido: „Kummer und Mangel drückt sie zwar nicht, aber des Künstlers Erbe ist selten Ueberfluß. Doch nicht mit Geld lassen sie sich gern dieses Geschenk bezahlen. Wichtige Gründe bestimmen sie, im Auslande sich niederzulassen, und sie wünschten eine Zuflucht in dem Reiche zu finden, das Ew. Majestät Weisheit glücklich, Ihr Siegesruhm furchtbar macht.“ — „Bewilligt!“ antwortete der König schnell: „Cremato's Tochter zu versorgen sey meine Pflicht, oder hat vielleicht sein Schüler schon den Weg zum Herzen der

Einen gefunden?“ — Guido bückte sich erröthend und verneinte. „Ich bin schon gefesselt und gebunden;“ — sprach er, „allein den Harrenden Ew. Majestät Gnadenwort zu melden, sey meine erste Arbeit. Bald werden sie in Person Ihnen danken, Sire.“ — Der König nickte wohlwollend mit dem Kopfe, und sagte: „Lassen Sie sich der Königin vorstellen, und prüfen Sie die Zeichnungen und Malerarbeiten meiner jüngern Tochter. Cremato's Schüler hat sicher die Kunstfertigkeit von ihm geerbt. Seinen Geist lese ich ohnehin in Ihrem Auge, in Ihren Zügen. Sie gefallen mir, und ich will sehen, ob es möglich ist, Sie für mich zu gewinnen.“ — Er entließ den freudigen Künstler mit Huld und Würde. Dann wendete er sich sinnend nach dem Winkel, in welchem das verhängnißvolle, verkappte Bild lehnte. „Ist mir's doch,“ — sagte er zu sich selbst, — „als ob Albo's Augen sich durch das Holz bohrten, um mich zu verwunden. Zürnender Freund! Auf dem Sterbebette hast Du, nach so vielen Jahren, Dein Wort gelöst, und den Schatten des Erschlagenen einheimisch gemacht in meiner Königsburg! Wann werde ich die Fassung gewinnen können, Dein ernstes Werk zu schauen? Es schauen? Nimmermehr! ich denke, ich müßte vergehen vor dem Anblick. Niemals will ich's sehen, denn ich kenne es schon zu genau. Weg damit!“ — Mit eignen Händen versetzte er den Kasten hinter den schweren Seidenvorhang, der vor einem Fenster lang und faltig niederfiel. Dann warf er sich in den Lehnstuhl, kreuzte die Arme, und fragte sich: „Wie ist es möglich, daß eine einzige That, im Austausch des Wahns vollbracht, ihre Geißel unaufhörlich über meinem wunden Herzen schwingen mag? Die Fluren, welche meine Schlachten mit Blut düngten, die Schaffote, die sich im Laufe der Zeiten auferbauten . . . sie verschwinden vor meinem in der Vergangenheit prüfenden Auge; doch Albo's Grab liegt immer offen vor ihm.“

Es war später Abend geworden. Den König beschäftigten Regierungsforgen. Er arbeitete mit seinen Räten. Der Gesellschaftssaal war einsam, in den Zimmern der Königin brannten bereits die Kerzen. Prinzessin Sophia, von leichtem Unbehagen befallen, hatte sich in ihr Gemach begeben. Die schönere Schwester Elise leistete der Mutter Gesellschaft. Die Lektrice versah ihr Amt, und trug der erhabenen Gebieterin, ihrer Tochter, und der Oberhofmeisterin, die allein zugegen war, des beliebtesten Dichters Meisterwerk vor, in dem er die Würde und Anmuth der Frauen besingt. Theilnehmend hörte die Königin zu; die Oberhofmeisterin heuchelte Interesse, und wünschte sich an ihren Spieltisch. Ungeduldiger aber noch als sie, ertrug Prinzessin Elise die Vorlesung. Eine unerklärliche Unruhe sprach aus jeder Bewegung der schönen Jungfrau. Bald schweiften ihre Augen an der Decke und den Wänden umher, bald sah sie unverwandt zum Boden nieder. Die leichte Arbeit, mit der sie sich beschäftigte, förderte sich nicht in ihren gewandten Händen, entsank endlich denselben völlig; mit wachsender Unruhe veränderte sie einigemal ihren Platz und fuhr sichtbar zusammen, so oft die Pendülen schlugen, und die Zeit wieder um eine Stunde vorgerückt war. Die Königin, eine besorgte liebende Mutter, säumte nicht, die auffallende Benehmen zu bemerken, und, selbst ängstlich werdend, benützte sie den ersten schicklichen Ruhepunkt, der sich in dem Vortrage der Vorleserin ergab, um die Dame ihrer fernern Pflicht für diesen Abend zu entbinden. Die Lektrice entfernte sich; die Oberhofmeisterin, nachdem sie die Befehle der Königin empfangen, folgte, und Mutter und Tochter blieben einsam zurück. — „Erzeige mir den Gefallen, etwas auf der Harfe zu spielen;“ sprach die Mutter zu Elisen: „das Instrument, das ich einst fertig spielte, will unter meinen nachlässigen Händen nicht gedeihen. Deiner raschen Jugend wird's besser gelingen,

Gefühl aus diesen Saiten zu locken. Spiele, mein Kind. Ich bedarf der Erheiterung." Elise gehorchte. Ueber die Saiten in prälubirenden Akkorden glitten ihre zarten Finger, aber die holde Spielerin konnte nicht lange den gemäßigten Gang des gewählten Tonstücks halten; ein hastiger zitternder Geist wehte bald in den ab- und niedergehenden Tönen, zum Presto wurde das Andante, und brach plötzlich mit einer grellen Dissonanz ab. — „Verzeihen Sie, Mutter," rief die Prinzessin auffpringend: „ich kann nicht weiter spielen. Es will mir die Brust zer Sprengen, daß ich schon seit dem Vormittage etwas vor Ihnen geheim halte, und Geheimnisse müssen nicht zwischen uns seyn." — „Sie sollen nicht;" antwortete die Mutter ruhig: „da Dein eignes Gefühl Dich zur Mittheilung antreibt, so säume auch nicht, meine Tochter." — Die Prinzessin setzte sich vertraulich zu der Mutter, und erzählte, daß am Vormittage, in dem Gemache ihrer Schwester, beinahe unter den Augen der beiwohnenden Aja, während der fremde Maler Sophia's Crayonskizzen durchgesehen, ein Zettel in ihre Hand gerathen sey, worauf sie, wenn gleich überrascht, dennoch die Worte las: „Gnädigste Prinzessin! Ohne Zweifel ist Ihr Herz das, was Ihre lieblichen Züge verkündigen: edel, gefühlvoll, milde und barmherzig. O, so werden Sie Fürsprecherin der Armen, die beim Hegereiter im Forste still und versteckt wohnen, und auf einen Strahl der Hoffnung harren. Hören Sie ihre Bitten; interessiren Sie Ihre erhabene Mutter für das Werk der Liebe; schützen Sie die Aermsten vor dem Borne Ihres Vaters!" — „Diese räthselhaften und dringenden Worte," fuhr die Prinzessin fort: „erschütterten meine Seele. Der Maler mußte den Zettel in meine Hände gebracht haben. — Mein fragender Blick las in dem feinigem die bejahende Antwort. Ich hätte vielleicht dem Kühnen zürnen sollen, aber der redliche bittende Ausdruck, der in seinen Mienen lag,

entwaffnete mich, ließ es nicht zu, ihn vor den Augen der Schwester und der Erzieherin zu beschämen. Ich... verbarg die Schrift, und diesen Nachmittag hat meine ganz ergebene Kammerfrau beim Hegereiter eingesprochen, eine alte, bekümmert aussehende Dame nebst zwei hübschen jungen Mädchen daselbst gefunden, und sie auf meinen Befehl um die eilfte Stunde auf mein Gemach beschieden, um zu hören, worin ich ihnen nützlich seyn kann. Ich hätte gerne vorerst vernommen, was die Trauernden begehren, um sie, theuerste Mutter, alsdann davon zu unterrichten, aber meine Unruhe hat mich verrathen, und wenn Sie's erlauben, so stelle ich gleich Ihnen die Bittstellerin vor." — „Wacker, meine Tochter;“ sprach die Königin, Elisens Stirne küßend: „die zu rügende Unbesonnenheit, von dem fremden fecken Manne eine Zuschrift anzunehmen und zu verschweigen, hast Du durch Dein Vertrauen wieder herrlich gut gemacht. Wir wollen vereint erfahren, welche Bewandniß es mit den Fremden hat, und nach Befinden den dreisten Fürsprecher strafen, daß er uns Unwürdige empfahl, oder ihm danken, daß er uns Gelegenheit gegeben, Gutes zu thun.“ — „Die Kammerfrau Ihrer königlichen Hoheit wartet im Vorzimmer;“ meldete die Kammerdame der Königin. — Elise erglühte wie Purpur: „Der Zeiger steht auf die eilfte Stunde,“ läspelte sie: „gewiß warten die Beschiedenen schon, und — wenn Sie es erlauben, — lasse ich sie hieher führen.“ — Die Königin willigte ein, die Prinzessin ertheilte den nöthigen Befehl, und nach kurzer Frist trat eine in Trauer gehüllte hohe Frauengestalt in das königliche Gemach, staunend, wie es schien, sich der Königin schon gegenüber zu befinden. Dieser Umstand raubte ihr jedoch nicht das Geringste von der Zuversicht in ihrer Haltung, und jede ihrer Bewegungen verrieth die genaue Bekanntschaft mit dem Leben der höchsten Stände, obgleich ihre Kleidung einem längst verflossenen Zeitraume angehörte. Ihr Ge-

sicht, edel und von vieler Wirkung, verrieth ihr hohes Alter, aber der feste aufrechte Gang strafte beinahe die weißen Haare, die sich spärlich unter dem schwarzen Schleieraufsatz hervorstahlen, Lügen. Mit den üblichen Verneigungen näherte sich die Matrone der Königin, berührte mit dem Munde, ehe diese es hindern konnte, den Saum ihres Gewandes, richtete sich dann wieder auf, und redete mit bewegter Stimme: Ewr. Majestät sehen eine Frau vor sich, die das Unglück gehabt hat, unter Kummer grau zu werden, und älter, als ihre Gebete es wünschen. Ein ungerechtes Schicksal hat meinen Stolz, mein Widerstreben endlich gebeugt. Nachdem ich Alles verloren, bis auf zwei Herzen, die mich lieben, bitte ich nur um die Gnade, innerhalb den Grenzen dieses Reichs sterben zu dürfen. Eines neuen Throns Erwerb kann Ihren erlauch-ten Gemahl nicht so erfreuen, wie mich ein Grab in dieser Erde!" — „Madame!" antwortete die Königin befremdet, und ergriffen von dem lebensmüden Grame der Bittenden: „bevor Sie weiter sprechen, — wer sind Sie? Ihr Name?" —

In diesem Augenblicke sprang die Tapetenthüre auf, durch welche der König einzutreten pflegte, und der Monarch, seiner Arbeit entlastet, und Willens, seiner Gattin, wie er gewohnt, einen heitern Schlummer zu wünschen, erschien plötzlich vor den Frauen. Die Königin und Elise schwiegen bestürzt. Furchtlos sah die Fremde ihm in's Auge. Auf sie allein traf nur der Flammenblick des Fürsten. Mit einer sonderbaren Mischung von Strenge, Ueberraschung und Born brach er endlich in die Worte aus: „Wen seh ich hier? Was geht hier vor? Wie kommen Sie in dieß Gemach, Frau von Albo?" — „Albo?" rief die Königin, und stützte sich, deren Füße wankten, auf den Arm der Tochter. — „Sie haben meiner nicht vergessen, Sire!" entgegnete die Freifrau ernst und gefaßt: „seit manchen Jahren war ich dieses

Namens entwöhnt, und hier gerade, wo er geächtet ist, höre ich ihn wieder. Ihre Gegenwart, Sire, entscheidet mein Geschick, das ich freundlichen Händen anvertrauen wollte. Ungerechterweise von Ihrem Staatsrathe verdammt, weiß ich recht gut, daß ich jetzt als Verbrecherin vor Ihnen stehe. Ich habe meinen Bann übertreten, und der Tod ist mein Loos. Schalten Sie mit diesem grauen Haupte, wie Sie wollen. Nur meiner Enkelinnen schonen Sie, mein König. Ihre Mutter ist hinübergegangen. Sie tragen nicht den verhaßten Namen Albo. Gestatten Sie den Vermisten in der Heimath ihrer Mutter zu leben; Blumen auf mein, auf ihres Oheims Grab zu pflanzen." — Lange antwortete der König nicht, und sah finster vor sich nieder. „Ich bin kein Tyrann, der nach Ihrem Blute dürstet," sprach er endlich: „aber straffällig sind Sie, und wissen muß ich, wie alles dieses gekommen." — Elise warf sich zu des Vaters Füßen, und erzählte, was ihr begegnet. — „Guido?" rief der König, und zog die Schelle: „der fecke Fremdling soll mir auf der Stelle Rede stehen." — Die herbeieilenden Diener wurden beordert, den Maler alsobald herbeizuführen. Die Freifrau schien von allem, was um sie vorging, nichts zu vernehmen. Den Blick gen Himmel gerichtet, die Lippen wie im Gebete bewegend, stand sie da, ein von der übrigen Welt getrennter und geschiedener Geist. Die Königin sprach Worte der Sühne zu dem Gemahl, aber seine Züge blieben hart und finster: „Müssen mich denn immer Bilder einer bösen Vergangenheit umschweben?" murrte er: „nimmt denn der Tod seine ihm längst verfallne Beute nicht an sich, um mich nur immerfort zu quälen? Und was konnte Sie, Frau von Albo, bewegen, an der Grenze ihres Lebens, längst von der Heimath getrennt, ein solches Schauspiel aufzuführen?" — „Das Alter macht mich zum Kinde;" erwiderte mit eifriger Ruhe die Freifrau: „ich wäre verzweifelt in der Fremde; ich mußte,

um des Lebens Preis, wieder die Stätte sehen, die mich geboren. Sie bleibt mein Vaterland, in dessen Schoos meine Gebeine ruhen wollen, neben denen meines Sohns.“

„O Sanctissima!“ sangen die zwei Engelsstimmen durch den Wald, und die Töne drangen durch die offenen Fenster, und auch seines Vaterlandes gedachte wieder der Fürst, und seufzte tief. Rasch und kühn trat so eben durch die Thüre der Maler Guido. „Ihr Befehl, Ew. Majestät....,“ sprach er; die Freifrau unterbrach ihn jedoch mit den Worten: „Ich habe mein Spiel verloren, gnädigster Prinz, und Ihnen empfehle ich die Waisen, die ich verlassen muß.“

— „Das wolle Gott und des tapfern Königs Großmuth nicht;“ antwortete der Berrathene, und ging ehrfurchtsvoll auf das Herrscherpaar zu. „Ich bin Prinz Julius;“ sprach er: „von Jugend auf dem Abenteuerlichen hold, wollte ich mich unerkannt überzeugen, ob das Gemüth der schönen Prinzessin, um deren Hand ich werben will, ihren seltenen Reizen gleiche. Meine Hoffnung hat mich nicht getäuscht, und meine Zuvorsicht auf Ew. Majestäten Milde wird sich gewiß zu Gunsten der unschuldig Gekränkten rechtfertigen, die ich Ihrer Huld empfehle.“ — Die Königin nickte freundlich dem Fürstensohne zu; Elise, von wonniger Ueberraschung bedrängt, schmiegte sich verschämt an die Mutter. Der König reichte dem Prinzen die Hand, und sprach mit leisem Vorwurf: „Der junge Held, der an meinem Hofe so willkommen ist, hätte der Verstellung nicht bedurft, um meine Gerechtigkeit anzurufen. Sein Wort allein schon“ — „Sire;“ unterbrach ihn der Prinz: „ich schmeichelte mir, die Sache selbst werde zu dem irre geführten Herzen des weisesten Königs sprechen, mehr als ein Wort des unbedeutenden Mannes vermöchte, welcher sich glücklich schätzen würde, wenn ihm der Fürst, den er so sehr bewundert, erlaubte, sein Schüler zu werden, und seiner Familie anzugehören.“ — Der Ehrgeiz des Königs wurde durch diese Rede eines Spröß-

lings alten Fürstengeschlechts dermaßen geschmeichelt, daß er, Vaterwonne und freudigen Stolz im Auge, mit den Worten: „Mein Prinz, Ihre Braut!“ — dem frohlockenden Julius Elisen, die gerne Gehorchende, zuführte. — Sich gegen die Freifrau kehrend, sprach er: „Sie haben sich in den Schutz der Königin begeben, ich will Sie nicht gesehen haben: aber eine Frau, die gegen mich conspirirte, dulde ich in meinen Staaten nicht. Gehen Sie zurück; ein Gehalt, hinreichend, Ihre Bedürfnisse zu bestreiten, auf meinen Schatz angewiesen, soll Sie überzeugen, daß ich nicht Privatrache gegen Sie walten lasse. Mehr kann ich nicht thun.“ — „Von der Heimath scheiden!“ rief Frau von Albo schmerzhaft aus: „Nein, nein, nimmer! Sehn Sie barmherzig, Ew. Majestät. Ich war nie strafbar gegen Sie! Das Mutterherz hat sich stets bezwungen. Ich habe Ihnen nie geflücht. Die Verläumdung Ihres verstorbenen Kanzlers hat mich gestürzt, in's Elend gejagt, und doch hab' ich Ihnen nie geflücht. Darum üben Sie Barmherzigkeit. Lassen Sie eine alte Mutter nicht verzweifeln. Meine Tochter fand ihr Grab in den Wellen, ich kann es nicht auffuchen, um darauf zu sterben. Der Grabhügel meines Sohns steht in diesem Lande; ich kann es nicht mehr verlassen. Behalten Sie das Geschenk Ihrer Gnade, Sire. Behalten Sie die Güter, die man uns widerrechtlich entrieffen; nehmen Sie mein Leben, nehmen Sie diesen meinen letzten Reichthum, meines Sohnes Vermächtniß, nur lassen Sie mich hier, wo er geboren wurde, enden!“ — In der Aufwallung ihres stürmischen Gemüths hatte die Freifrau eine Brieftasche aus dem Busen gezogen, mit zitternden Händen dieselbe dem König hingehalten, und einige vertrocknete Bergglockenblumen, mit Blutstropfen besprenkt, fielen daraus auf den Boden. Der König, die Königin standen erschüttert, und: „o sanctissima!“ schallte auf's neue sehnend und flehend durch den schweigenden Hain. — „Woher diese

wunderbar ergreifenden Töne der Heimath?" fragte der Fürst stürmisch. — Cremato's Töchter sind's;" antwortete Prinz Julius: „und hier steht seine Mutter. Albo's Schwester war Cremato's Gattin, und endete kurz vor des Mannes Hintritt auf einer Luftfahrt an der Küste. Der Schmerz um den Verlust raffte den Wittwer hin, und seine Familie, welcher Gw. Majestät heute erst Ihren Schutz verhießen, bittet um einen Herd im Vaterlande. Wird sie stets umsonst flehen?" — „Cremato, Ihrer Tochter Gatte?" fragte der König staunend: „die Räthsel häufen sich.“ — „In unserer Erniedrigung und Armuth, im fremden Lande fand uns der fremde Mann;" antwortete die Freifrau: „weniger die Liebe als die wärmste Dankbarkeit, die wir ihm schuldeten, schenkte ihm Leonorens Hand. Gott segne den edeln Mann!" — „Gott segne ihn;" stimmte Julius feurig ein: „Edler war er, als selbst die Seinen es wußten. Ich war sein Schüler. Mir entdeckte er sich. Sein Bewußtseyn hatte ihn aufgefordert, jene Verschwörung zu entdecken; sein Bartgefühl folterte ihn, da er erfuhr, daß auch Albo's Familie, der Verläumdung Opfer, in jene Schreckenssache verwickelt worden. Unfähig, den Zorn des beleidigten Fürsten zu entwaffnen, suchte er unermüdet die hülflose Familie auf, entdeckte sie, und zwang sich, den Ehescheuen, in der Ehe Foch, um der Erhalter derjenigen zu seyn, die er ohne Wissen und Willen in's Verderben gerissen hatte. Der Herrliche hielt sich und seine Verhältnisse vor dem Könige geheim, und verließ denselben endlich, da er sich überzeugt hatte, wie unauslöschlich dessen Haß gegen Albo's Namen sich eingewurzelt. Sein königlicher Freund hatte nicht einmal erfahren, daß Cremato aus seiner eigenen Heimath stammte; so sehr verschmähte er, durch andere Beziehungen als durch sich selbst auf die Menschen — waren es auch Könige — zu wirken. Auf dem Sterbebette empfahl er mir die Seinen, und jenes

Bild, das ich nie gesehen. Ein Bild, das ich nach Cremato's Angabe gefertigt, ausgestellt hatte, zog des Oberkammerherrn Aufmerksamkeit auf sich, und brachte mich schneller an's Ziel. Mein Incognito, Cremato's Andenken, jenes vaterländische Lied, das Cremato seinen Kindern gelehrt hatte, der Anblick dieser würdigen Matrone, der erlauchten Königin und ihrer engelgleichen Tochter Fürsprache endlich sollten das Herz des Königs rühren, und wenn ich recht sehe, wenn es wirklich Thränen sind, die des hochherzigen Fürsten Auge erfüllen, so ist der kühne Plan gelungen, und diese Nacht macht drei Glückliche!" — Der König schwieg im Kampfe mit sich selbst. Aller Augen hingen an ihm. „Heben Sie diese Blumen auf;" sagte er alsdann tief ergriffen zu Albo's Mutter: „Köstlicheres vermag ich Ihnen nicht zu geben, wenn ich Ihnen auch Alles, was Sie an Gütern verloren haben, wiedererstatte. Albo's, Cremato's Mutter! seyen Sie gegrüßt; vergessen Sie, wie ich vergesse. Ihr Ende soll ruhig seyn, und Ihrer Enkelinnen Aussteuer sey meine Sorge." — „Edelster Fürst!" rief Julius bewegt, und stürzte an seine Brust, Gattin und Tochter umschlangen ihn. Die Freifrau faltete die Hände und betete: „O steh, mein Albo, wie er gut macht! O vergib ihm doch ja, dem Neuirgen, wie ich ihm vergebe!" — Als der König von dem Taumel der Freude sich losmachte, lagen zwei wunderliebliche Mädchen zu seinen Füßen: Cremato's Töchter, und benezten seine Hände mit ihren Thränen. „O sanctissima!" seufzte er bei diesem Anblick leise, machte sich sanft von ihnen los, und verschwand, um den Glücklichen seine Thränen nicht zu zeigen.

Der König hielt Wort, und Friede kam von nun an über den Menschen. Cremato's Bild jedoch begehrte er nie zu schauen, und lange Jahre stand es verschlossen

hinter jenem Vorhange. Die Freifrau war längst eingeschlafen, ihr Enkelinnen waren längst Wirthinnen ihres eigenen Herdes, und eine Schaar blühender Enkel, — Elisens und Sophiens Söhne — hatten längst den König selbst zum Großvater gemacht; da trat der Tod langsam zu ihm, und mahnte ihn, abzugehen von der Lebensbühne. Freudig bereitete sich der Fürst, und ließ willig die dem Scheidenden werthlose Krone aus der Hand sinken. Versöhnt mit dem Leben wurde sein Blick klar, sein Herz ruhig, und er verlangte jetzt selbst, Cremato's Bild zu sehen. „Ich bin stark;“ sprach er zu sich selbst und zu der weinenden Gattin, der einzigen Vertrauten jenes Geheimnisses: „selbst im Arm des Todes wird mich des Todten Antlitz nicht schrecken, denn er verzich mir ja!“ Die Hülle fiel; muthig warf der König den Blick auf die im hellsten Farbenglanz prunkende Tafel und Verklärung leuchtete von seiner Stirn. Nicht des Erblassers schreckhafte Todeslarve — ein Cherub, strahlend in hoher Schönheit und himmlischem Leben, neigte sich aus den Wolken dem Beschauer entgegen. Aetherrisch verschönert lächelten ihm Albo's Büge zu; die Rechte des Engels deutete nach oben, und versöhnend reichte die Linke den aus den Goldhaaren gezogenen Vergiftmeinnichtkranz. —

Des edeln Malers Werk, — ein Zeuge seiner Menschenliebe und seines Gottvertrauens — wandelte des Monarchen letzten Kampf zum sanften Hauche um. — „Cremato! Albo!“ stammelte er, lächelnd vergebend: „Gattin, Kinder, mein Volk! lebt wohl! und du mein Vaterland! Vergiß mein nicht!“



G. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

VII.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1854.

Der Bastard.

Eine deutsche Sittengeschichte aus dem Zeitalter
Kaiser Rudolph des Zweiten.

Von

C. Spindler.

Erster Band.

8638

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1854.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Güttenberg.

Erstes Kapitel.

Zwischen Lipp' und Kelchrand
Schwebt des Schicksals finst're Hand.

Der Rathsherr Wernher stand vor dem venetianischen Spiegelglase, knüpfte die zierlichen Quästlein an der feinen Halskrause zusammen, und blinzelte, in seinem Gott vergnügt, seitwärts zum Fenster hinaus, in den hellen Sonntagsmorgen; strich sich dann behaglich den sauber geschornen Knebelbart, und lächelte noch behaglicher. „Sollte man es denken“ — sprach er endlich für sich und stemmte die Arme in die Seite — „sollte man denken, daß ich heute vor sechszig Jahren aus dem Ei geschlüpft sey? Sehe ich nicht so frisch und blühend aus, als wäre ich um zwanzig Jahre jünger? Steht nicht mein apfelgrünes Seidenwamms mit den hochgelben Schlißen und den reich behänderten und beschleiften Unterkleidern stattlich und groß zu meinem gesegneten Körperumfang? Sind die prächtigen karmesinrothen Strümpfe nicht über Waden gezogen, nach denen manch' junger Gugelhans mit neidischen Blicken schießt? Nichts geht über ein lebendiges, rasches Alter, und der blaue Sonntagsmorgen da draußen feiert recht fröhlich meinen Geburtstag, der, so Gott will, noch oft wiederkehren wird.“

„Ja, das gebe der liebe Herrgott!“ fiel des Dieners süßliche Stimme ein.

Der Bastard I.

„Ei, steh' da!“ rief Wernher, sich umschauend. „Du hier, Simon? So, so. Ich dachte, ich sey allein.“

„Bin eben eingetreten,“ entgegnete Simon und kauerte sich nieder, um dem Gebieter die rauchledernen Schuhe mit den bunten Absätzen und den gelben Laschen anzuziehen.

„Bist ein guter Mensch,“ sprach Wernher während diesem Geschäfte; „hast schon manches Jahr bei mir ausgehalten . . . Sollst auch nicht von mir kommen bis an mein Ende, und auch dann soll für Dich gesorgt werden. Mein Sohn, der Philipp, ist zwar ein böser Bube, aber meinen letzten Willen wird er, so Gott hilft, ehren.“

„Das heilige vierte Gebot,“ schaltete Simon ein.

Herr Wernher stand auf, ging ein paar Mal nachdenklich im Gemach auf und ab, sah dann auf die Wanduhr. „Es wird bald zur Kirche läuten,“ fuhr er dann fort. „Geh' und bringe mir meinen Scharlach und den feinen niederländischen Hut mit der Straußenfeder und dem goldnen Knopfe, wie auch die gemäledernen Handschuhe mit den seidnen Franzen.“

Simon ging. Der Rathsherr nahm das silberbeschlagene Gebetbuch, die goldene Rathsherrnkette und den Rubinring aus dem Schrein, gürtete sich den Degen um und besah sich von Neuem im Spiegel. Die trüben Wolken, die sich auf seine Stirn gelagert hatten, machten der gewöhnlichen Heiterkeit Platz, die auch dann nicht wich, als er mißfällig bemerken mußte, daß sowohl im Haar als Bart der grauen Eindringlinge viele geworden waren.

„Simon!“ rief er dem Eintretenden zu: „Gib mir doch das Fläschchen mit dem kostbaren Oele, das mir vor zwei Jahren der Philipp von Lyon geschickt hat. Es macht die Haare so glänzend und so dunkel, daß es eine Freude ist.“ — Er salbte sich wohlgefällig mit der

Essenz das Haupthaar, und zog lächelnd den Zwickelbart durch die balsamisch duftenden Finger. Simon aber reinigte am Fenster den Federhut vom Staube und bewunderte ihn, wie er immer zu thun pflegte.

„Welche Feinheit!“ rief er: „der Filz so zart gleich Sammet, und die schöne krause Feder! Den Hut sandte Euch ebenfalls Euer Sohn, der junge Meister Philipp?“

„Ja,“ erwiderte Wernher gleichgültig, und warf sich in den pelzverbrämten Scharlachmantel — „er schickte mir ihn von Antorff aus. Der Heuchler weiß wohl, welche Geschenke seinem Vater die meiste Freude machen. Deswegen taugt aber der Geber dennoch nichts.“

Simon seufzte beweglich.

„Der Bube war mir zuwider von Geburt an,“ eiferte Wernher, „weil er seiner armen Mutter, die ich zärtlich liebte, das Leben kostete. Du kamst dazumal in mein Haus, und erinnerst Dich, in welche Betrübniß ich versunken war.“

„Ihr thätet gleich einem ächt christlichen Wittwer,“ bekräftigte Simon. „Der Schmerz konnte aber nicht ewig dauern.“

„Mein Blut war zu leicht,“ sprach Wernher; „ich dachte bald auf Ersatz für die Selige. Jedoch zum Altare sollte mich keine mehr bringen, nahm ich mir vor. Lange suchte ich vergebens; allein mit der schönen Hedwig aus Thüringen, die ich als Wirthschafterin annahm, ging ein neuer Stern in meinem Hause auf.“

„Ach, die fromme, gute Hedwig!“ seufzte Simon. „Wie sie Euch liebte . . . wie sie endlich dahinsterven mußte, so elendiglich! . . .“

„Ach!“ fuhr Herr Wernher fort, sich die Augen trocknend: „es wird mir immer trüber vor dem Blicke, wenn ich an sie denke. Sie war so gut, aber dennoch haßte sie der heranwachsende Bube, der Philipp; wurde

ein böshafter Kundschafter im Hause, und darum schickte ich ihn fort in die Niederlande, um die Handlung zu erlernen."

"Er soll ein wackerer Kaufherr geworden sehn," meinte Simon.

"Ach ja!" seufzte Wernher. "Leider zeigte er Geschick zur Kaufmannschaft. Aber beinahe wünschte ich, er möchte das Kriegshandwerk ergriffen haben. Entweder hätte er in den fland'rischen Trubeln sein Glück gemacht, oder eine spanische Falkonetskugel seinen Heuchlergeist frei gemacht von den Banden des Leibes."

"Seyd Ihr denn nicht zu hart gegen den eignen Sohn?" fragte Simon demüthig.

"Das verstehst Du nicht!" erwiderte barsch der Rathsherr. "Genug, ich kann ihn nicht leiden, und gäbe meine Hand darum, wenn Archimbald mein einziger rechtmäßiger Sohn wäre... der Erbe meiner Habe und meines Namens. Er wäre es auch, der brave Junge, wenn nicht ein hartes Schicksal mir seine liebe Mutter gerade am Vorabende des Tags, wo ich sie zu meiner ehelichen Hausfrau machen wollte, entrisen hätte!..."

"Na," setzte Wernher hinzu und fuhr sich über die Stirn: "Gott habe sie selig, und dem Buben soll auch nichts abgehen. Philipp ist zwar mein Erbe, aber ein stattliches Vermächtniß habe ich dem Archimbald ausgesetzt, von dem er wird leben können und sich gütlich thun."

"Wie mögt Ihr doch schon jetzt des letzten Willens gedenken?" fragte Simon wehmüthig, und küßte Wernher's Hand. "Ihr werdet noch lange und zufrieden leben."

"Ei, das hoffe ich auch!" erwiderte Wernher lachend. "Ein Testament ist noch kein Todesurtheil. Die Leute in unserer lieben Stadt Ulm nennen mich einen leichtsinigen Freiherrn; ich weiß es wohl. Darum will ich ihnen beweisen, daß ich nicht faselhaft genug bin, um auf Leben und Sterben zu vergessen. Der Magister

Kalander wird mir heute oder morgen meinen letzten Willen, wie ich ihn denselben aufsetzen hieß, zur Unterschrift vorlegen. Mein Archimbald ist in demselben wacker bedacht... und Du... doch horch! da brummen schon die Glocken vom Münster. Rufe mir doch geschwinde den Buben: ich habe ihn heute noch nicht geküßt; und pflücke mir einen hübschen Blumenstrauß zum Kirchwege."

Simon entfernte sich. Der Rathsherr vollendete seinen Putz, liebäugelte mit seinem Spiegelbilde, und hielt es nicht für unmöglich, an seinem sechzigsten Geburtstage sogar noch einen freundlichen Blick von schönen Frauenaugen zu erobern.

Archimbald tobte zur Thüre herein. Ein unbändiger, zwölfjähriger Knabe, der, von dem liebevollen Vater verwöhnt, gerade nur ihn allein als seinen Obern in der Welt erkannte, und dessen wackere Anlagen von seinem stolzen, hochfahrenden Wesen und seiner Ausgelassenheit weit überstrahlt wurden. Diese Unbändigkeit war es aber, die ihm des Vaters Herz so völlig erobert hatte, daß er gerne den ehelichen Sohn, der schon seit zwölf Jahren das Haus gemieden, vergessen hätte, um seine volle Gunst an das Kind seiner Liebe zu verschwenden. Archimbald gab des Vaters Bild in all' seinen Zügen wieder. Das war des Vaters Stirn, sein lebenslustiges Gesicht; dasselbe röthlichbraune Haupthaar, das in tausend üppigen Locken um des Knaben Nacken spielte; dasselbe Feuerauge mit demselben kühnen, manchmal so redlichen Blicke, denselben aufgeworfenen Mund, dieselbe rasche und bewegliche Rede. Deshalb lebte aber auch Wernher in dem Sohne, und umfaßte ihn mit weit innigerer Liebe, als Archimbald den Vater, dessen unbegränzte Bärtlichkeit der Knabe für Schuldigkeit hinnahm.

„Es ist heute Dein Geburtstag, lieber Vater Wernher?“ fragte der kleine Wildfang und warf sich dem

Rathsherrn um den Hals. „Simon hat mich so eben daran erinnert. Der Schalksnarr hätte wohl früher davon plaudern können. Der Magister hat mir einen schönen lateinischen Vers aufgeschrieben; ich sollte ihn abschreiben und Dir bringen. Doch jetzt ist die Zeit zu kurz, und ich weiß nicht mehr, wo ich den Zettel hingebraucht. Darum mußt Du schon mit einem Ruß vorlieb nehmen.“

„Glaubst Du nicht, daß Dein Ruß mir lieber ist, als des Magisters Vers?“ fragte der Rathsherr, den blühenden Buben in seine Arme nehmend, der ihm Halskrause und Kette in Unordnung brachte, während der Vater mit ihm im Gemache auf und nieder tanzte.

Da schlugen die Glocken zum zweitenmale zusammen. Simon brachte den verlangten Strauß und Wernher machte sich bereit zum Kirchgange.

„Wartet nicht auf mich mit dem Imbiß,“ sprach er noch zu Simon. „Ich bin zu Gaste geladen bei dem Syndicus, der mein Geburtsfest begehen will. Simon, gib mir doch die Muscatnuß mit dem dazu gehörigen kleinen Reibeisen . . . der Syndicus wird Augsburger Märzbier aufsetzen. Lange mir auch die Zwiebel wider den Schwindel. Sie steckt in meinem Werkeltagswamms. So! . . . wenn die Feierrglode läutet, kommst Du mit der Hornleuchte, mich abzuholen. — Bringe mir auch die Sammetkappe mit, wegen der kalten Abendluft. — Kommt unter Tags der Magister mit der Urkunde, so bescheide ihn auf morgen . . . hörst Du? Jetzt aber gehe voran in die Kirche und sperre meinen Stuhl auf. Lebe wohl, mein lieber Archimbald! Gott segne unsern Aus- und unsern Eingang.“

Er küßte noch einmal den Knaben, beschenkte ihn mit einigen Hellern, um Wexen zu kaufen, und ging dem mit dem Gesangbuche voranschreitenden Simon nach mit abgemessenem Schritte, würdevoller Haltung, und

rechts und links, wo nur der stattliche Rathsherr hinsah unter das Gedränge der Kirchgänger, flogen die Mützen. Herr Wernher, die Linke auf das Degengefäß gestemmt, die Rechte mit dem duftenden Blumenstrauß geschmückt, grüßte herablassend nach allen Seiten; aber so oft er ein liebreizendes Frauenantlitz gewahrte, verjüngte sich sein ganzes Wesen, und tiefer beugte sich, mit den Rosen jugendlicher Erinnerung bekränzt, sein graues Haupt, bis im Hause des Herrn jene Kränze verwelkten, um ernstere Betrachtungen in ihm aufkommen und den leichtsinnigen Geist fromm werden zu lassen.

Simon kehrte bald wieder zurück, legte dem jungen Archimbald die Festkleider an, und ging, den Imbiß zu besorgen. Archimbald, der im Garten gewesen war und eine Eidechse gefangen hatte, suchte mit seiner Beute den alten Diener auf, um ihm einen Streich zu spielen, wie er oft gethan. Leise schlich er nach der Küche, und sah Simon am Herde stehen, vor ihm Feuer und kochende Speisen. Der Alte hatte aber ein Fläschlein zur Hand, welches er bedächtig gegen die Sonne hielt, um den Inhalt desselben im hellen Lichte mit den Augen zu prüfen. Ein milchartiger Saft füllte zum Drittel ungefähr die Phiolen. Simon rüttelte und schüttelte an dem Fläschchen, als Archimbald, dem es zu lange dauerte, mit einem lauten Hallo! die Eidechse an ihn schleuderte. Das ängstliche Thier flog wie der Blitz an dem Alten hinunter, der vor Schrecken das Fläschchen fallen ließ, welches auf dem Steinboden in tausend Stücke zersprang. Archimbald lachte ausgelassen; Simon warf ihm aber einen Bohnblick zu, wie der Knabe noch nie gesehen, der ihm auch das Lachen urplötzlich vertrieb. Ein schwerer Fluch oder wenigstens ein bitteres Wort schien auf Simons Lippen zu schweben; doch nahm sich der Behutsame zusammen, und schwieg, bis die erste Bewegung vertobt hatte.

„Was habt Ihr nun davon, junges Herrlein“ . . . fragte er endlich mit unsicherer Stimme . . . „daß die edle Essenz, mit der ich meine alten Augen zu stärken pflege, verschüttet am Boden liegt?“

„Hm!“ erwiderte Archimbald, „das thut mir leid. Doch tröste Dich. Der Vater soll Dir Geld geben, welche zu kaufen. Sey nur nicht griesgram, und komme mit mir hinein. Ich habe so viele Langeweile, und am Sonntage darf ich in den Frühstunden nicht auf die Gasse.“

„Was soll ich aber in der Stube mit Euch, mein Junkerlein?“ fragte Simon weiter.

„Mährlein erzählen, alter Simon!“ rief der Knabe und zerrte ihn ungeduldig mit sich fort. Der Alte folgte halb gezwungen, überließ der Magd Sabine die Aufsicht der Küche, und brummte in den Bart: „Hm! es soll nicht sehn; es soll nicht sehn!“

„Was soll nicht sehn?“ fragte Archimbald, dem kein Wort entging.

Simon schwieg eine Weile. — „Ich wollte Euch eine Freude machen,“ sprach er endlich: „Euer Leibgericht Euch aufstellen.“

„Hirsebrei?“ fragte der Knabe aufhorchend.

„Errathen, Herrlein!“ versetzte Simon. „Ich hätte ihn mit dem kostbaren Zimmet gewürzt, den Euer Bruder neulich mit den andern schönen Sachen für den Vater schickte.“

„Mein Bruder?“ sprach Archimbald hämisch lachend. „Ich mag nichts von ihm, kann ihn nicht leiden.“

„Ei, warum denn nicht?“ forschte der Diener.

„Weiß nicht recht,“ versetzte Archimbald. „Aber genug, es ist so: Vater Wernher kann ihn auch nicht leiden. Er hatte seine eig'ne Mutter umgebracht, und die meinige gehaßt, und er hasse mich auch, und habe mir oft die Pest an den Hals gewünscht. So sagte der Vater oft und ob ich ihn gleich nie gesehen, den Philipp, so ist er mir doch zuwider wie Wermuth.“

„Wenn Ihr ihn kennen lerntet“ . . . meinte Simon.
 „Will ihn nicht kennen lernen!“ erwiderte der Knabe heftig und stampfte mit dem Fuße. „Er soll mir nicht in's Haus; so lange ich darinnen bin. Ich weiß wohl, alter Simon . . . denn ich habe meine Ohren überall . . . daß mich viele Leute nicht gerne haben. Der Ohm Leonhard, die Base Raibingerin, der Vetter Thurneisen können mich nicht ausstehen. Wenn die Sippchaft einmal bei dem Vater zusammen kömmt, darf ich mich nicht sehen lassen. Ja, wenn der Ohm Ehrenfried noch hier wäre! Aber er ist in den Krieg gezogen nach dem Lande Böhmeim oder Hungarn . . . Der hatte mich lieb und spielte mit mir. — Doch wieder von vorne anzufangen . . . ich weiß es, daß mich die Leute hassen, wie eine Spinne, und schon oft gesagt haben, ich sey nicht der rechte Sohn meines Vaters. Aber ich will es ihnen schon lehren, wenn ich groß genug bin. Der Vater hat mich am liebsten; darum muß ich auch wohl sein bester Sohn seyn. Ein besserer, als der verlaufene Philipp, der mir die Pest an den Hals wünscht.“

Der Knabe ging ganz trozig und hochfahrend im Gemache auf und ab, und würde noch lange fortgeeifert haben, wenn nicht in demselben Augenblicke der Magister Kalandar eingetreten wäre. Simon, bereits unterrichtet von dem Endzwecke seines Besuches, entschuldigte die Abwesenheit des Herrn, bestellte ihn auf morgen wieder, und wollte ihm das sauber beschriebene Pergament abnehmen, um es dem Rathsherrn bei seiner Heimkehr vorzulegen.

„Ihr dürft Euch nicht scheuen,“ sprach er zu dem Zaudernden . . . „mir das Pergament zu übergeben. Für das Geheimniß stehe ich Euch. Ich kann nicht lesen.“

Der gehorsame Magister zögerte noch. Aber in Betracht, die Schrift möchte ihm bei dem Gastgebot, zu dem er sich zu begeben im Begriffe stand, hinderlich seyn,

gab er nach, und ließ das Dokument zurück, nachdem er es in einen Papierumschlag gewickelt und mit einem großen Wachsfiegel verschlossen hatte.

Des Knaben Neugierde war nun auf die geheimnißvolle Schrift gerichtet, und Simon nahm keinen Anstand, ihm davon zu sagen, so viel er selbst wußte. Archimbald war es noch nie eingefallen, sich seinen Vater sterblich zu denken, und diese Vorstellung erschütterte sein leichtsinniges Herz auf's heftigste. Simon mußte ihn zum Essen aufmuntern, und indem er ihm seinen künftigen Reichthum pries, ihm demüthig die Speisen vorlegte, und alle Ergebenheit bewies, die dem Diener eines reichen Erben geziemt, verscheuchte er nach und nach glücklich den Ernst des Knaben, und weckte auf's Neue die Geister des Stolzes und des Uebermuths in der trotzigen Brust.

Unter seinen Gespielen verfloss dem lebhaftesten Knaben der herbstliche Nachmittag unter Scherz und Fröhlichkeit. In der Dämmerung kehrte er von der Wiese am Donauflusse nach Hause, und strich, von seinen Gefährten getrennt, durch ein Paar abgelegene Gassen. In einem kleinen Häuschen brannte im Erdgeschoß eine trübe Lampe. Archimbald sprang auf einen Baumstamm, der vor dem Häuschen lag, und pöppelte an's Fensterlein. Ein Mädchen von ungefähr neun Jahren, das in der Stube saß und Garn wickelte, schaute hoch auf.

„Trudchen!“ rief Archimbald leise in's Fenster: „Trudchen! komm' heraus! Ich bin's.“

„Bist Du's, Archimbald?“ erwiderte froh die kleine Dirne.

Aber ihr Frohsinn wich alsobald. — „Ach, lieber, guter Archimbald!“ fuhr sie traurig fort: „ich kann nicht zu Dir hinauskommen. Der Vater ist auf der Zunft, die Mutter bei der kranken Nachbarin, und sie haben mich eingeschlossen.“

„So komm' nur an's Fenster!“ drang der Knabe in sie. Sie kam auch endlich, und Archimbald lehnte sich mit dem

halben Leibe hinein, ergriff ihre beiden Händchen, und erzählte ihr freudig! wie er einmal ein reicher Mann werden würde, der Alles vollauf hat und thun kann, was er will. „Das hat mir Simon gesagt!“ setzte er hinzu, „und ich habe selbst die Schrift gesehen, in der mir der Vater vieles Geld schenkt, und seine goldene Kette und seinen schönen Degen. Mit dem ziehe ich in den Krieg, wenn ich groß bin wie der Ohm Ehrenfried, bringe viele Schätze mit, und hernach, Trudchen, wirst Du meine Frau.“

Trudchen lächelte. „Bis dahin,“ meinte sie, „würde noch mancher Tropfen die Donau hinunterfließen. Du bist auch ein närrischer Mensch!“ setzte sie bei. „Warum soll ich denn gerade Deine Hausfrau werden? Ich möchte lieber Deine Schwester seyn.“

Archimbald schüttelte halb ärgerlich den Kopf. „Ich habe Dir schon erzählt,“ sprach er, „daß es mir geträumt hat, wir würden Mann und Frau, und darauf habe ich Stern- und Gänseblümchen gezupft, und sie haben immer Ja gesagt. Darum lasse Du mich nur erst zwanzig Jahre alt werden... dann hol' ich Dich heim, mein blauäugiges Trudchen!“

Trudchen kneipte ihn muthwillig in die Hände. Er nahm sie beim Kopf und gab ihr einen verben Kuß. Sie schlug dem Wildfang in's Gesicht... da knarrte die Thür des Nebenhauses; man vernahm Gertrudens Mutter mit lauter Stimme Abschied nehmen; Trudchen schob ängstlich das Fenster zu; Archimbald flüsterte ein leises. „Schlafe wohl!“ und kroch auf allen Vieren an der heimkehrenden Mutter vorbei, deren blöde Augen den scheuen Freier nicht gewahrten.

Voll von den Gedanken an sein Trudchen, deren reizendes Wesen in dem Knaben das dunkle Gefühl emporkeimender Liebe erzeugt hatte, kam Archimbald in dem väterlichen Hause an. Still, wie sonst, lag die weite Hausflur, der dunkle Hof; aber mit einer besondern Scheu schlich heute der Kleine die gewundene Stiege hinan, betrat

er den langen Gang, der an dem Gemache des Vaters vorbei zu seinem Kämmerlein und zur Wohnstube führte. Die Glocke vom Thurme schlug die neunte Stunde. Aus Herrn Wernher's Gemach strahlte Licht durch das kleine Schiebfenster neben der Thüre. Archimbald wollte in das Zimmer; die Thüre war aber verschlossen, und so schlenbert er gegen die Wohnstube fort, als Simon mit der Leuchte in der Hand aus derselben auf den Gang trat.

„Ihr sehd's, Herrlein, fragte der Diener. „Ich hörte vorhin die Hauspforte rasseln.“

„Ich war es,“ versetzte der Knabe. „Aber wo willst Du hin mit der Leuchte?“

„Den Herrn holen,“ antwortete Simon. „Es hat neun Uhr geschlagen.“

„Den Herrn? alter Träumer!“ lachte Archimbald. „Der ist ja längst daheim.“

„Wie?“ fragte der Alte.

„Nun freilich!“ lachte Archimbald noch lauter. „Du bewachst uns das Haus schön, und weißt nicht, wer kommt oder geht. Der Vater ist daheim, und hat sich in sein Stüblein verriegelt.“

„Junferchen, Ihr träumt, nicht ich,“ erwiederte Simon. „Wie kann er in seinem Stüblein sehn, zu dem ich den Schlüssel in der Tasche führe?“

„Was?!“ rief Archimbald eifrig. „Du, wahnwitziger Eigensinn, willst mich Lügen strafen? Da, seh' . . . komm' und seh' . . . brennt nicht eine Kerze im Stüblein?“

Schnell deckte Simon die Leuchte mit seinem Mantel zu, und seine Kniee fingen an zu schlottern, als er die Helle in des Rathsherrn Stube wahrte. „Jesus!“ stammelte er erschrocken, und griff hastig in seine Tasche nach dem Schlüssel des Gemachs, den er auch augenblicklich fand.

„Da ist doch der Schlüssel,“ fuhr er fort. „Also sind Diebe darinnen oder ein Spukgesicht.“

Als er aber versteinert da stand und nichts zu beginnen vermochte, riß ihm Archimbald den Schlüssel aus der Hand; im nächsten Augenblicke war die Thüre geöffnet, und Beide standen im Gemach.

Der Rathsherr saß in seinen Brunkkleidern am Tische im Erker, hatte eine brennende Kerze vor sich, hielt in der Rechten eine Feder, in der Linken das eröffnete, entfaltete Testament, in dem er mit bekümmertem, schneebleichem Gesichte zu lesen schien.

Unwillkürlich hielt sich Archimbald an dem Mantel des alten Simon, der mit dem Ausruf: „Aber, Herr Wernher! wie kommt Ihr doch in's Haus gleich dem Diebe in der Nacht!“ — dem Gebieter ein Paar Schritte näher trat.

Der Rathsherr wandte aber rasch sein Gesicht gegen die Eintretenden, starrte sie mit gebrochenen Augen an, die gräulich aus den fahlen Zügen blickten, und plötzlich war Gestalt sammt Kerzenhelle verschwunden. Das Dokument lag fest versiegelt auf seinem vorigen Platze, und des Dieners Laterne warf ungewisse Streiflichter in dem dunkeln Gemache umher.

Entsetzt hatte sich Archimbald mit dem Gesichte an den Alten gedrängt, dessen Herz ängstlich pochte, dessen Glieder bebten, und der kaum ein Kreuz zu schlagen vermochte.

„Gott sey uns gnädig und barmherzig!“ seufzte Simon nach langer Pause aus tiefster Brust. „Es hat sich ereignet! Ein Unglück muß geschehen seyn.“

Ein schneller Entschluß riß ihn zum Handeln auf. Er zog den schauernden Knaben mit sich aus dem Gemache, übergab ihn der Sorgfalt der herbeieilenden Sabine, und stürzte halb sinnlos nach dem Hause des Syndikus.

Vor einer Viertelstunde hatte man noch den Jubel der frohen Gäste desselben weit hinaus durch die stille Nacht

vernommen; aber die letzten Minuten hatten viel geändert. Erleuchtet waren noch die Fenster; aber Saiten- und Trompetenklang, wie der Trinkgesang froher Becher, waren verklungen. Ein stummes ängstliches Treiben war im Hause, und auf der Straße hatten sich die Nachbarn geräuschvoll versammelt, die sich mit bedenklichen Worten und Geberden gegenseitig zu unterrichten schienen.

„Was gibt's, ihr Leute?“ fragte Simon mit ahnender Seele. — Scheu wichen alle Nahestehenden dem wohlbekannten Alten aus. Seines Herrn Namen hörte er jedoch hin und wieder im Haufen nennen. So gelangte er in die Pforte; da begegnete ihm ein Diener. „Ach, zu spät, Simon!“ rief ihm dieser zu, „zu spät! lösche deine Leuchte aus. Auf Erden bedarf Herr Wernher ihrer nicht mehr.“

„Unglücksprophet!“ schrie ihn der Alte verzweifelt an, und rannte die Treppe hinauf, drang in das Esszimmer, und sah die zahlreiche Gastversammlung, die leblose Hülle seines Gebieters umstehen. Die Hand Gottes hatte ihn getroffen, mitten unter den Freuden des Mahls . . . hatte das graue Haupt, unter dem es noch jugendlich gestürmt und gelehrt, niedergedrückt aus dem frischen Leben auf den dunkeln Sargpolster. Unwissend hatte er an des Syndikus gastlicher Tafel, der sein Geburtsfest zu feiern gedachte, sein Todtenmahl begangen, und die Reige des Tummlers voll Rheinwein, den der stattliche König des Festes auf sein und seiner Freunde Wohl mit einem Buge zu leeren sich vorgenommen, nekte nur noch die erstarrte Zunge des fröhlich hinübergegangenen Trinkers.

„Gottes Gericht!“ rief die Menge, die, wie es zu gehen pflegt, haarscharf richtete, nur mit Härte die Blößen rügte, die der Verblichene gegeben, und in leichtsinniger Freimüthigkeit nicht mit dem Mantel der Heuchelei zu bedecken gewußt hatte.

Wenige Freunde besaßten das Hinscheiden des fröhlichen Wiedermanns; im Verborgenen zollten aber viele

Arme, die an dem lebenslustigen Wernher einen Versorger gefunden hatten, seinem Andenken eine Thräne. Am grimmigsten jedoch packte den jungen Archimbald der bittere Kummer über seinen unerseßlichen Verlust, der ihm in der nächsten Viertelstunde kein Geheimniß mehr war. Der hartnäckige Starrkopf, dem die schwerste Züchtigung nur Thränen der Wuth, nie aber des Schmerzens zu entlocken vermochte, war durch diesen blitzschnellen Todesfall so tief erschüttert, so zerknirscht, daß er sich dem heftigsten Jammer überließ, der, zufolge seiner schroffen Gemüthsart, gar nicht zu bändigen war. Außer sich vor Leiden, warf er sich auf den entseelten Körper, und weinte herbe Thränen der Verzweiflung. Er tobte gegen Jeden, der ihn von der geliebten Leiche führen wollte, und sogar Simon, der harte Greis, ehrte den natürlichen Schmerz, und ließ ihn gewähren.

Als aber die Blutsfreunde kamen mit den Herren vom Gerichte, um die Verlassenschaft für den rechtmäßigen Erben einzusehen und anzutreten, fuhr der rauhe Wetter Thurneisen mit bösen Worten den tiefbetrübten Knaben an, und befahl, ihn von dem Vater wegzureißen. Archimbald wehrte sich, widerstand, trotzte und klammerte sich mit ohnmächtiger Kraft an Wernher's Lager. Mitleidig wichen die Diener zurück; Thurneisen aber, von jähem Zorn entbrannt, packte den armen Knaben mit seiner Riesenfaust. „Bastard!“ donnerte er ihm mit grausamem Hohne zu: „Aus meinen Augen, Bastard!“ und schleuderte ihn bewußtlos zu Boden. Archimbald, am Kopfe verwundet, ward ohnmächtig in seine Kammer gebracht, auf sein Lager geworfen, wo ihn bald ein fürchterliches Fieber überfiel, das seinen zarten Körper zerstört haben würde, hätte sich nicht die mitleidige Sabine als ein rettender Engel des Hülflosen angenommen.

Zweites Kapitel.

Nicht diesen finstern Blick, nicht dieses Schnauben
Verhalt'ner Wuth! Es ist kein abgeriff'nes
Medusenhaupt was Du betrachten sollst;
Dein Bruder ist's, der zu Dir kam.

Euripides.

Junge Blüthen streift der Sturmwind am leichtesten von den heimischen Zweigen. Hat der fürchterliche sie aber bloß leicht beschädigen können, so richtet immer jugendliche Kraft und balsamischer Thau die Geknickten bald wieder auf. — Auch Archimbald genas. Der frommen Magd und seiner festen Natur dankte er allein sein Leben. Denn, als sein Vater hinaus getragen war zum Friedhofe, hatte sich Alles fremd abgewendet von dem Verlassenen. Simon, der seine Lücke jetzt recht offen zur Schau stellte, hatte, ein treuer Vollstrecker der Befehle Thurneisen's, den Vermisten seines Lagers beraubt, ihn in der Fieberhize aus der Kammer geworfen, und ihm alle Nahrung, allen Beistand versagt. Sabine war die Einzige, die der Grausamkeit offen widerstrebte. Sie bettete dem sinnlosen Knaben in ihr eigenes Stüblein, pflegte ihn, wie eine Schwester, that für ihn weit über ihre Kräfte, und sah endlich mit inniger Freude ihre schöne Bemühung belohnt. Der Knabe erholte sich aber nur langsam, und die gute Dirne theilte ihre Nahrung mit ihm, sich selbst Nothwendiges versagend, um ihm die verlor'nen Kräfte wieder zu geben. Archimbald hing dafür auch dankbar an ihr, und ihre

Güte hielt doch in etwas das Gleichgewicht mit der fürchterlichen Lage, in der er sich befand, und die ihm von Tag zu Tag begreiflicher wurde. Denn seine Pflegerin konnte ihm nicht verhehlen, daß mit seinem Vater alle und jede Hoffnung seines Lebens zur Grube gefahren sey; daß Simon die feindlichsten Absichten hege, und bereits einen Gilboten an Philipp nach Antorff gesendet habe, um dessen Ankunft im Vaterhause zu beschleunigen. Archimbald faßte lange nicht den Grund, warum er ganz ausgeschlossen seyn sollte von dem Eigenthum seines Vaters, bis ihm endlich die sittsame Sabine mit halben, gar sorgsam gewählten Worten ungefähr erklärte, wie das Alles zusammen hänge. Des Knaben störrischer Charakter lehnte sich auf gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals und der Menschen; seine Hülflosigkeit hingegen entpreßte ihm glühende Thränen. In dumpfer Trostlosigkeit brütend lag er, als eines Tages Simon in die Kammer polterte.

„Wie lange soll das mit dem Buben noch dauern, Sabine?“ zürnte er der Bleichwerdenden entgegen. „Morgen kommt der Herr, und der soll das Gezücht nimmer im Hause finden. Entweder Ihr schafft den Ueberlästigen ab, oder ich lasse den Wechselbalg auf die Straße werfen, und Ihr seyd um den Dienst.“

Sabine schwieg bestürzt. In Archimbalds Busen kochte es aber, und er rief dem Alten heftig zu: „O Simon, Du alter, böser Knecht! redest Du also von dem Sohne Deines Herrn und schändest den Gebieter noch im Grabe?“

Der tückische Graukopf brüllte ihn aber an: „Schweig, Lotterbube! ich ehre unsern edlen Herrn — Gott habe ihn selig! — und seinen wackern Sohn, den Meister Philipp; aber seinen Bastard verabscheue ich, und war bis jetzt nur zu mitleidig gegen ihn. Aber Alles hat sein Ziel, und ...“

„Simon! Simon!“ fiel dem rohen Menschen die empörte Sabine in die Rede. . . . „Bedenkt Euere grauen Haare, und erbarmt Euch des Unmündigen. Ueberlass't es wenigstens dem neuen Herrn, des Knaben Schicksal zu entscheiden. Er trägt gewiß ein menschlicheres Herz in der Brust, und wird den Bruder nicht verstoßen. Ich kann leider für den Armen nichts mehr thun; aber er soll nicht aus dem Hause, bevor ihn nicht der Herr gesehen und über ihn entschieden. Ich leide es nicht, und kostete es mich zehnmal den Dienst.“

„Freche Dirne!“ schnauzte sie der Alte an: „Euch geht ja die Zunge wie ein Mühlrad. Müßt ein besonderes Wohlgefallen an dem rothköpfigen Milchgesicht gefunden haben. — Haben es Euch vielleicht die frechen Augen des Sündensohns angethan?“

„Ihr seyd ein böshafter Lasterer!“ erwiderte Sabine, vor Aerger roth werdend, „und werdet in Eurer Sünden Blute zur Grube fahren, wenn Ihr die Barmherzigkeit gegen das Kind abschwört. Gedenkt nur an den schnellen Tod des seligen Herrn . . . wenn Euch nun gleiches Loos träfe? oder wenn Er selbst noch herüber käme, als Gespenst, aus jenem Leben, um Euch zur Rede zu stellen?“

Dem alten Menschen schauerte die Haut, und das gespenstige Gesicht von jenem Sonntagsabend zuckte vor ihm auf. Er blinzelte scheu mit seinen grauen Augen, und brummte mürrisch vor sich hin: „Mag ich des Todes sehn, wann und wie ich will . . . wir stehen in Gottes Hand, und ich bin bereit. Aber dennoch freut es mich in der Seele, daß Herr Wernher gerade zur rechten Zeit hinüber gegangen ist, ehe er noch seinem rechtmäßigen Sohne das Erbe schmälern konnte, um den Buben seiner Meze zu bereichern. — Wollt Ihr im Uebrigen dem jungen Herrn Wernher seinen Eintritt in's Vaterhaus vergällen, so bleibe meinethwegen das Früchtchen da. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“ — Der Unhold ent-

fernte sich, ehe Archimbald Zeit und Worte gewonnen hatte, seinem grausam mißhandelten Gefühle durch Verwünschungen Luft zu machen. Desto unbändiger war aber der spätere Ausbruch seiner Wuth, und Sabine durfte ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, den aufgeregten Knaben zu beschwichtigen, der in seinem zarten Alter schon eine Unbiegsamkeit des Charakters verrieth, welche verbunden mit seinem vorgereiften Flammengeiste, für die Zukunft entweder die größten Hoffnungen oder die traurigsten Besorgnisse erregen mußte.

Mit dem Lieblichsten Zureden, mit Bitten und Thränen, brachte die treue Wärterin ihren Schützling endlich dahin, daß er versprach, ruhig und gefaßt die Ankunft seines Bruders zu erwarten, ihm eben so gleichmüthig vor Augen zu treten, von seinem brüderlichen Herzen eine glimpfliche Behandlung zu heischen und in Allem auf Gott zu vertrauen.

Am Morgen des entscheidenden Tages kleidete Sabine den Knaben in seine besten Kleider, ordnete seine Locken auf das Sorgfältigste, und ging dann, ihre Geschäfte zu besorgen; denn das Haus wurde auf's Beste ausgeputzt, Alles spiegelblank und sauber gemacht, um den neuen Eigenthümer gebührend zu empfangen. Archimbald hielt sich indessen, Simon fürchtend, in der Kammer stille und geräuschlos auf. Die peinigendste Ungeduld marterte seine Seele. Liebliche Hoffnungsbilder und schwarze Ahnungen kämpften in ihr, und manchmal war es dem Armen, als stünde sein Vater vor ihm, wie er ihn an jenem verhängnißvollen Abend gesehen, und blicke ihn mit trüber Wehmuth an. — Dann legte er den Kopf auf das Fenstergesimse, und weinte bitterlich, bis ihn wieder das Klaffeln der Hausthüre aufschreckte; denn bei jedem Geräusch hoffte und fürchtete er die Ankunft des fremden Bruders. Hoff-

nung und Furcht täuschten ihn aber. Der Morgen verging, und Philipp war nicht angelangt.

Sabine brachte dem Harrenden ein nahrhaftes Süpplein, weißes Brod, ein Bißchen alten Wein. Er konnte keinen Tropfen hinunterbringen... jeder Bißchen quoll in seinem Munde. Mit bleiernem Fuße, und ach denn doch zu schnell schritten die Stunden vorüber, und es war schon später Nachmittag geworden, als Archimbald das große Hausthor öffnen hörte und bald darauf im Hofe Pferdegetrappel vernahm. Großes Geräusch im Hause... Treppe auf, Treppe ab; Hundegebell; fremde Stimmen. Das mußte Philipp sehn. Ach, wie gerne hätte Archimbald vom Gange aus einen Blick in den Hof geworfen! Aber Sabine, besorgt, der alte Simon möchte ihrem jungen Freunde Mißhandlungen zufügen, hatte ihn in die Kammer eingeschlossen. Das Getümmel verhallte nach und nach, und Sabine kam endlich. Eifrig und geschäftig musterte sie noch einmal das Aeußere ihres Pflegesohns, nickte beifällig mit dem Kopfe und drückte ihm einen schönen Blumenstrauß in die Hand. „Meister Philipp ist angekommen,“ sprach sie alsdann sehr bewegt: „und nun, mein lieber Knabe, benutze die erste Zeit, ehe Simon Dich noch zu sehr bei dem Herrn verleumdete, und empfehl Dich seiner Gunst.“

„Wie mache ich das?“ flüsterte Archimbald ängstlich.
 „Ich führe Dich bis an des Vaters Stüblein,“ erwiderte Sabine. „Der Herr ist gerade darinnen. Tritt dann leich, aber dennoch demüthig ein, verneige Dich vor dem Herr, küsse ihm die Hand, und reiche ihm den Strauß und sprich bescheiden und vernehmlich: „Lieber Herr. dieß zum Willkomm! Nehmt Euch eines unschuldigen Knaben an, und Gott segne Euch dafür. Dann warte still ab, was er darauf antwortet, und verzage nicht. Er ist ja noch ein sehr junger Mann. Der Herr wird sein Herz lenken. Gehe jetzt, mein Sohn!“

Mit klopfendem Herzen machte sich Archimbald an der Hand seiner Pflegerin auf den bösen Weg. Der Gedanke, als ein Bittender zu erscheinen vor seinem Bruder, er, der die ungetheilte Liebe seines Vaters genossen, war vernichtend für des Knaben Stolz; um so vernichtender, als er einsah, daß er unerbittlicher Nothwendigkeit weichen müsse. Zweimal griff er nach der Thürklinke . . . zweimal zog er die Hand scheu zurück . . . endlich gehorchte er Sabinens freundlicher Ermahnung . . . ein Druck, und er stand in dem Gemach, durch die zufallende Thüre von seiner Helferin getrennt, im Angesichte dessen, der sein Wohl und sein Wehe zu bestimmen hatte.

Das Stüblein war angefüllt mit Reisesäcken, Felleisen, Staubmänteln und Reitzeug. In dem großen gepolsterten Sorgenstuhle des Vaters ruhte Philipp von den Beschwerlichkeiten der Reise aus. Ein langer, junger Mann von zwei bis drei und zwanzig Jahren, bleich von Angesicht, schwarz von Haaren, die er kurz geschoren trug. Seine Stirn war kahl, seine Augen dunkel und groß; ein glänzend schwarzer, mäßig dichter Knebelbart beschattete den zugeklemmten Mund. Neben ihm am Boden lag sein Federhut, der breite Saudegen an der büffelledernen Kuppel und ein kurzes Feuerrohr mit weiter Mündung. Zu seinen Füßen ruhten zwei ungeheure dänische Hunde mit weißen spröden Haaren und rothglühenden Augen. Simon stand vor dem Gebieter und kredenzte ihm auf silberner Platte einen Becher mit Wein.

Bei Archimbalds Erscheinen schlugen die Hunde an. Philipp verwies sie mit verbem Fußstoße zur Ruhe, und wendete sich befremdet gegen den Eintretenden. „Was soll's?“ rief er demselben zu. Aber weder die barsche Rede, noch das Forschende Auge des Fragers, noch der auflobernde Grimm in Simons Angesicht entmuthigte den wackern Knaben, dem Gott wundersame Stärke verliehen zu haben schien, den Kelch seines Leidens zu leeren. Ge-

faßt und so demüthig als er vermöchte, trat er dem Bruder näher, ergriff und küßte die widerstrebende Hand, legte ihm den Blumenstrauß darein, und sprach mit rührendem Ausdruck die Worte: „Lieber Herr, dieses zum Willkomm! Nehmt Euch eines unschuldigen Knaben an, und Gott segne Euch dafür!“

Philipp, der nicht begriff, was dieser Auftritt bedeute, sah seinen Diener fragend an, und las bald in dessen spöttischer Miene und zuwinkenden Blicken die Antwort. Da hüllte sich aber urplötzlich seine Stirn in finstere Wolken, die Braunen zogen sich zusammen, Haß und Zorn blitzte aus den Augen, und schadenfroher Hohn klemmte die schmalen Lippen noch fester zusammen. So durchbohrte er eine Weile hindurch den Bittenden mit seinen scharfen Blicken und schwieg. Archimbald verwandte kein Auge von ihm, aber es stieg ihm heiß auf im Gesichte. Endlich sprach Philipp mit spöttischem Tone, aber dennoch nicht frei von dem Grolle, der ihm das Innere zermartete; „Du bist also der kleine Basilisk, der meine Jugend vergiftet hat, und meines Vaters Liebe zu mir, seinem einzigen ehelichen Sohne?“

Archimbald ward schneebleich, und frostig klapperten ihm die Zähne. Philipp weidete sich an seiner Vernichtung, und leerte ruhig, langsam sogar, den Becher, den ihm Simon darreichte. Dann drehte er sich zu dem Diener und sprach, mit falscher Tücke den Kopf wiegend:

„Wahrlich, Ihr konntet mir kein größeres Fest bereiten, als mir den rothhaarigen Bagen da vorzuführen in der ersten Stunde meiner Ankunft in der Heimath. Galgen, Rad und Strang mögen's Euch danken.“

„Der Staupbesen lohne es der, die dieses Possenspiel begünstigt hat,“ eiferte Simon, und erzählte, wie die Sache sich verhielt.

„Ein feines Dirnchen, die Sabine!“ spöttelte der junge Herr und dehnte sich bequem in dem weichen Sor-

genstuhle. „Vielleicht ebenfalls eine zärtliche Schöne des werthen Vaters? Ist am Ende noch ein Bruderlein auf dem Wege?“

Simon zuckte die Achseln. „Eine erbauliche Wirthschaft! eine feine christliche Haushaltung!“ fuhr Philipp fort und zerzupfte im Unmuth Archimbalds Blumenstrauß. Dem Knaben drängten sich Thränen in die Augen, aber seine Züge, seine Haltung blieben wie versteinert.

„Was ist aber da zu thun?“ sprach Philipp weiter. „Der Bursche hätte mir nie unter die Augen kommen sollen, und ich werde nie die Unverschämtheit vergessen, mit der man mich gezwungen hat . . .“

„Befehlt!“ unterbrach ihn Simon lebhaft, „befehlt, edler Herr, was mit dem Ueberlästigen geschehen soll. Im Augenblicke sey es erfüllt.“

„Alter Tölpel!“ brummte ihm Philipp unwirsch zu. „Er sollte entfernt seyn, ehe ich kam.“ — Dann wandte er sich zu Archimbald: „Zu was bist Du zu gebrauchen, Bube?“

Archimbald schwieg.

„Valga me Dios!“ rief darauf höhnisch erstaunt der Hartherzige aus, der während den niederländischen Kriegen sich die spanische Kernbethörung angewöhnt hatte, um in der Heimath damit barsch zu thun — „wie? Du hältst es gar nicht der Mühe werth, zu antworten? Sieh' doch! — ich muß mich also selbst überzeugen. Da! schnalle mir die Spornen ab!“

Er reckte ihm den Fuß hin. Archimbald stand unbeweglich. Unwillkürlich bückte sich Simon, des knechtischen Dienstes gewohnt. Ein zorniger Blick des Herrn scheuchte ihn aber zurück.

„Wird's bald?“ donnerte Philipp, der Grimm und Galle kochte, dem Knaben zu. „Wirst Du gehorchen, Drachenbrut? oder soll Dir die Peitsche den Rücken ge-

schmeibiger machen?“ — Er langte nach derselben und holte aus.

„Die Peitsche?“ fuhr der empörte Knabe auf: „Herrgott! die Peitsche?“

„Sobald Du nicht gehorchst!“ bekräftigte Philipp.

Stumm ließ sich der Knabe auf seine Kniee nieder, dem Zwange Genüge zu leisten; aber des fremden Dienstes nicht kundig und den Blick von Thränen umflort, nestelte er einige Augenblicke an dem Sporn, ohne ihn lösen zu können. Ueber seine Langsamkeit fluchend, zog Philipp den Fuß heftig zurück, riß dem Armen mit dem scharfen Spornrade die Haut auf, daß er laut aufschrie, und stieß ihn mit einem grimmigen Fußtritt vor die Brust zu Boden.

„Hinaus!“ schrie er alsbald Sabinen zu, die auf das Geschrei ihres Pfleglings herein stürzte: „Hinaus mit Dir, leichtfertige, feile Dirne! Wir sprechen uns ferner!“ ...

Die Bestürzte floh, und Archimbald erwachte aus seiner kurzen Betäubung in den Armen seines unversöhnlichen Feindes Simon. Schaudernd riß er sich aus ihnen empor, wickelte wimmernd die zerrissenen Hände in sein Tüchlein und wollte fort.

„Da geblieben!“ brüllte ihm Philipp nach, und Simon verwehrte ihm die Thüre. „Kleiner, verstockter Meuter! ich will Dir den Kopf zurecht setzen! Du bist untauglich zum Dienste bei mir, Du ungeschickter Venusjunker! Darum magst Du den Bratspieß in der Küche drehen. — Geh, Simon, schert dem Buben den Kopf, geb't ihm ein Wammis von Zwillich, laßt ihn barfuß laufen und weist ihm sein Losament im Schweinstall an. Dorthin gehören seines Gleichen.“

„Herr, ich bin Euer Bruder!“ sprach Archimbald mit halberstickter Stimme.

„Schweig, verfluchter Basiliske!“ schrie ihm der Unmensch zu: „Ich lasse Dir die Zunge aus dem Halse

reißen, wenn Du Dich unterfängst, nur einmal noch — Dich meinen Bruder zu nennen. Valga me Dios! ich wollte lieber den Türken oder Moskowiter zum Vater, als einen Bastard zum Bruder haben. Fort! hinweg, Kröte! kriech in den Schlamm zurück, aus dem Du entsprangst, Schandfleck meines Hauses!”

Simon wollte den Knaben ergreifen; aber dieser riß sich gewaltsam los, umklammerte die Kniee des Barbaren und schrie in Verzweiflung: „Herr! Philipp! habt Menschlichkeit für ein schwaches Kind. Ich bin Euer Bruder! Stoß't mich lieber in die weite Welt . . . mach't mich todt! . . . nur nicht diesen Schimpf!”

„Ha!” höhnte der entmenschte Bruder: „hegt die Natterseele solchen Stolz? Wohlan! Dein Wille geschehe! Hier” . . . mit diesen Worten führte er einen jämmerlichen Hieb mit der Peitsche über Archimbalds Rücken, und streckte ihn beinahe damit zu Boden . . . „hier, Betteljunker, empfang den Ritterschlag, der Dir gebührt, und fliehe hinaus zu den wilden Thieren des Waldes und den Raubvögeln der Haide, Bastard! niederträchtiger Bastard! Fliehe, und wage es bei Leib und Leben nicht, wieder das Haus zu betreten, das Du mit Deiner Geburt verunreinigt, mit Deinem Hauche verpestet hast!”

Er riß den Betäubten, Verzweifelnden vom Boden. „Die Thüre aufgemacht!” rief er dem frohlockenden Simon zu, „damit der Sündenbrut die gehörige Begleitung werde! Hallo! Alba! Spaniol! auf, ihr Hunde, huffa, faß't! huffa! hoh!”

Die zwei Ungeheuer sprangen wie ein Wetterstrahl in die Höhe, und folgten dem unglücklichen Opfer, auf das ihr Herr sie hegte, mit wüthendem Geheul und schäumendem Rachen. Archimbald floh, und die Angst, die seine Körperkräfte stahlte, machte, daß er auf der Wendelstiege den rasenden Thieren glücklich entkam und den Hof erreichte, wo er kraftlos zusammensank. Seine

Verfolger waren auf den Pfiff ihres Gebieters wieder zurückgekehrt. Statt ihrer erschien Simon bei dem Armen, entriß ihm seine Kleidungsstücke, hüllte ihn in Lumpen, und stieß ihn barfuß, fieberisch glühend und vernichtet, aus dem Hause seines Vaters auf die Straße.

Gewaltiger Regen fluthete vom Himmel; die Straßen waren leer und dunkel. Keine Seele war um die Wege, die der Verstoßene um Hilfe hätte anflehen können. Doch, hätte er es auch vermocht? O nein! Bitten, Thränen hatte er nicht mehr, nicht ein armes Wort konnte seine Lippe stammeln, denn der höchste Grad des Jammers hatte den Knaben fühllos gemacht, diese Stunde seinem Alter zwanzig Jahre zugelegt. Sein Herz schwoll in männlicher Wuth, sein Auge flammte gen Himmel. Ohne eine Sylbe zu sprechen, ohne seines Zustandes bewußt zu sehn, hatte er einen fürchterlichen Eid der Rache geschworen und denselben der Zukunft zur üppigen Reise vertraut. Der Augenblick forderte aber ebenfalls sein Recht, und Archimbald sah sich nach einem Obdach gegen Sturmwetter und einbrechende Finsterniß um. Er war noch nicht weit gegangen, als der weit geöffnete Thorweg einer großen Herberge zu seiner Rechten sichtbar wurde. Eine Menge von Dienstleuten, Schiffern und Bettelvolk hatte sich unter demselben versammelt. Archimbald schlüpfte unbemerkt zwischen ihnen durch, und die Wärme des offen stehenden Pferdestalls lockte den Durchnäßten hinein. Er warf sich auf ein Paar Heubündel nieder und schloß die Augen. Vergebens aber rief er den Schlaf. Die Begebenheiten der letzten Stunden gebaren sich immer auf's Neue wieder in seinem aufgeregten Gehirne und zwangen ihn zu einem qualvollen Wachen. Seine verwundeten Hände schmerzten ihn heftig, und da er endlich seine peinvolle Lage nicht mehr aushalten konnte, trat er wieder unter den Thorweg. Es war ganz finster geworden. Der Regen hatte

aufgehört, und nur von den Dächern fielen einzelne Tropfen. Menschenleer war der Hof, denn Alles hatte sich in das Innere der Herberge begeben, die von unzähligen Lichtern strahlte. Das frohe Getöse der sorglosen Becher schnitt hart in des Knaben Brust, aber sein Auge war trocken, und krampfhaft biß er die Zähne zusammen. Es kamen Leute von der Straße herein in das Haus: Ein vornehmer fremder Herr, von mehreren bewaffneten Dienern begleitet. Einer von ihnen trug ein Windlicht. Während die Andern in's Haus schritten, leuchtete der Fackelträger Archimbald in's Gesicht. „Gehörst Du in die Herberge, Bube?“ fragte er. Archimbald nickte stumm mit dem Kopfe. „Kannst Du nicht reden, dummer Schwabe?“ lachte der Diener. „Da! halt' mir die Fackel, bis ich wieder herunter komme. Lösche sie aber fein säuberlich ab in einem Winkel, wo es keinen Brand verursachen kann. Du kannst sie, wenn ich herabkomme, an der Thorleuchte wieder anzünden.“ Er folgte den Andern, und Archimbald wollte seinen Worten Genüge leisten, als er einen Blick auf die Hand warf, worauf die blutigen Striemen beim Schein des Bechlichts sich noch gräßlicher gestalteten, und ihm den unmenschlichen Entschluß eingaben, den vielleicht je ein Knabe gefaßt. „Ich soll die Fackel löschen?“ dachte er bei sich selbst mit wilder Tücke; „in einem Winkel, wo es keinen Brand verursachen kann? Wenn ich aber nun mit dieser Fackel eine andere entzündete? Wenn ich meinem grausamen Bruder das Haus, das des Vaters Liebe mir bestimmte, mit Feuer zerstörte?“

Wenn eine Büchse ihr verderbenschwangeres Rohr gegen den Feind entladen soll, so gilt es einen Wink nur und es ist geschehen. Die Lunte zündet . . . das Pulver flammt, und lange schon hat die Kugel eingeschlagen, wenn erst der zürnende Donner den Mord in alle Welt schreit . . . so der Rachegeanke des Menschen; in seinem

Gefolge die leidenschaftliche That. Nur des Himmels Blitz ist schneller, und Archimbald fliegt halb sinnlos zu dem Vaterhause, das seiner mordbrennerischen Begier zum Opfer stürzen soll. Hinter diesem Hause, in dem er die Welt erblickte, läuft eine schmale Gasse durch, von dem Hintergebäude und der gegenüberraagenden Klostermauer allein gebildet. Kein bewohntes Gemach hat die Aussicht in diese abgelegene Straße; keine Nachbarn, die da wahren oder retten könnten aber zwei Fuß vom Boden eine weit vergitterte Oeffnung in den Holzschuppen des Hauses, viele Reistigbündel dicht an der Oeffnung . . . die Gelegenheit ist günstig; weit und breit kein Geräusch. Die Furie der Rache blickt segnend auf das Probestück des gelehrigen Schülers. Er schwingt die Fackel, und die rothe Flamme leckt gierig an dem Brennstoffe. Der Regen hat aber das dürre Reistig genezt; und also verhinderte ein Gott den gräßlichen Frevel. Die Gluth faßt nicht, und der hartnäckige Knabe will gerade die Fackel in die Mitte des Schuppens schleudern, als man ihm dieselbe aus der Hand reißt. Bestürzt blickt er um sich, und gewahrt ein altes Weib mit einer Leuchte in der Hand, deren widrige Züge durch die mißbilligende Strenge, die sich jetzt darinnen ausspricht, noch abschreckender werden.

„Bubel! Bubel!“ spricht sie mit heiserer Stimme, und droht dem Knaben mit dem Finger, während die Unglücksfackel in einer Pfütze verlischt, worein sie die Alte geworfen: „Was willst Du thun? Willst Du Dir in so zartem Alter schon den Scheiterhaufen verdienen?“

Furcht und Scham verschlossen dem jungen Verbrecher den Mund. Die Alte betrachtete ihn aufmerksamer, schüttelte bedenklich das Haupt und fuhr fragend fort: „Trügen mich meine alten Augen, oder bist Du nicht des seligen Herrn Wernher's Söhnlein?“

„Ja!“ seufzte Archimbald halb laut.

„Nun ist mir Alles klar,“ versetzte das Weib. „Der Erstgeborene ist heute angelangt aus dem Niederland, hat das Büblein sicherlich nicht säuberlich begrüßt, und da will es ihm dafür einen rothen Hahn aufs Dach stecken?“

„Er hat mich aus dem Hause gejagt,“ murrte Archimbald, „und ich habe ihm doch nichts auf der Welt gethan.“

„Armes Kind,“ redete ihn die Fremde mitleidig an: „und wie er Dich zugerichtet hat!“ —

Statt aller Antwort zeigte Archimbald seine verletzten Hände, und seine Augen wurden naß von Thränen des Schmerzens und der Scham.

„Der Unmensch!“ sprach die Fremde, wie oben: „Hast Du schon ein Obdach, mein Junge?“

„Ach nein!“ schluchzte der verlassene Knabe.

„So komm' mit mir,“ lautete die Antwort. „Komm', und geschwinde!“

Sie ergriff ihn bei der Hand und führte ihn mit sich. Der Unbändige war zum schüchternen Lamm geworden. — „Kannst Du lesen und schreiben?“ fragte ihn die Alte nach einer Weile. — „Der Magister Kalandar hat mich Beides gelehrt.“ — Die Alte nickte beifällig. — „Ich lese aber weit besser als ich schreibe,“ setzte der Wahrheitsliebende hinzu. — „Gleichviel,“ antwortete die Führerin. „Das lernt sich. Du scheinst ein verständiger Bube zu sehn und entschlossen, mehr als Deinen Jahren zuständig. Du sollst bei mir bleiben; aber das Sengen und Brennen laß Dir vergehen, sonst...“

Der Knabe schauderte bei der Erinnerung an das, was er begonnen. Zugleich aber bemerkte er, daß sie schon dem Frauenthore ganz nahe waren. „Wo führst Du mich denn hin?“ fragte er ängstlich. — „Vor das Thor, in mein Häuslein,“ entgegnete die Alte ernst. „Ich wohne nicht in der Stadt. Schweige aber jetzt mit

Deinen Fragen, und danke Gott, daß er mich auf Deinem Wege geführt. Auch Deiner Mutter im Grabe danke dafür." Hier schauderte die Alte merklich und sprach dann leiser weiter: „Um Ihetwillen nehme ich mich Deiner an; hörst Du! um Ihetwillen.“

Nun drehte sie den Kopf zur Seite und murmelte mit einem bekümmerten Seufzer: „Ach ja, mein Herrgott! um Ihetwillen . . . miserere mei Domine! . . . um der armen Hedwig willen . . . miserere . . . Domine . . . Christe . . .“

Sie stand stille und sagte mit unverständlicher Schnelle ein Gebetlein her das, nach der eifrigen Bewegung ihrer Lippen und der krampfhaften Verziehung ihres Gesichtes zu urtheilen ein sehr inbrünstiges sehn mußte. — Nach einer kurzen Weile waren sie am Thore. Mehrere Wächter lehnten an ihrer ruhigen Hütte. — „Den Sperrheller!“ rief einer von ihnen den Ankömmlingen zu. Die Alte suchte in ihren Taschen.

„Daß mich der blasse Tod!“ flüsterte ein Anderer dem Fordern den vernehmlich genug zu: „Erkennst Du sie denn nicht Lucas? Es ist ja die alte Mutter Lene. Nimmst Du von der nur einen Deut, so hert sie Dir Unglück genug auf den Hals.“

„Laß nur stecken, Alte!“ versetzte hierauf der Erste und zog das Pförtlein auf! . . . „für Dich ist freier Ein- und Auslaß.“

Die alte Lene grinzte freundlich!

„Kommst heute knapp noch zu rechter Zeit auf den Bloßberg, Hexenmutter!“ lallte ein dritter ziemlich benebelter Thorwächter. „Wer ist denn aber Dein Begleiter da? ein feiner Bube!“

„Gelt?“ schnarrte Lene. „Es ist mein liebes Söhnlein.“

„Brr!“ murrte der Frager und schüttelte sich; „Möchte der Vater nicht sehn.“

Lene warf ihm einen fürchterlichen Blick zu. Die

Gefährten stießen den Trunkenen in die Rippen, und als die Alte durch das Pförtlein ging mit ihrem Schützling, bat sie der Wachhabende, ihm die Beleidigung nicht nachzutragen, die ihr der Trunkenbold im Kausche angethan, und ihn selbst bald mit dem längst versprochenen Passauerzettel zu bedenken.

Archimbald, der kein Wort und keine Bewegung seiner Führerin verlor, versank in scheue Demuth an ihrer Seite; denn er glaubte, neben einem überirdischen Wesen zu wandeln.

Einen Büchschenschuß vom Thore entfernt lag der Alten Wohnung; ein niedriges Hüttlein, von uralten, dicken Bäumen umgeben. Die Eigenthümerin schloß die Thüre auf und rief mehrere Male: „Schwarzmann! Schwarzmann!“ bis sich mit lautem Miauen ein ungeheurer schwarzer Kater von des Baumes Zweigen auf ihre Schultern schwang.

„Ei, Du lockerer Gesell!“ scherzte die Alte und streichelte den Freundlichen. „Luftwandelst Du, wenn die Gebieterin nicht daheim, statt das Haus zu hüten?“

Der Kater murrte behaglich und schien den jungen Fremdling neugierig anzuschauen, der, durch so viel Sonderbares bestürzt, es kaum wagte, einen Blick in seine glühenden Augen zu werfen. — Sie traten in die Hütte. Mutter Vene schloß sorgfältig hinter sich zu, und führte Archimbald in ein reinliches Stüblein, an das eine kleine Küche stieß. Hier hieß sie ihn niederstehen, schürte die Glut des Herdes und bereitete in Eile einen wohlschmeckenden Kuchen, der dem hungrigen Archimbald köstlich mundete. Hierauf legte sie ihm die Hände auf das Haupt, sagte einen Spruch in fremder Sprache her, gleich einem Gebete, und hieß ihn alsdann ihr eine kleine Treppe hinauf folgen, die aus der Küche auf einen engen Speicher führte, wo sie ihm einen mit Moos gefüllten Sack zur Lagerstätte anwies. Sie entfernte sich und überließ den

Knaben sich selbst und seinen Gedanken. Er streckte sich auf das ungewohnte Lager hin, und diesmal war seine Natur nicht unerbittlich. Bald fühlten seine Glieder jene behagliche Wärme, die der Vorbote sanfter Ruhe ist, und Schwarzmann, der nicht lange nach ihm auf demselben Speicher die gewohnte Ruhestelle suchte, fand den neuen Gefährten süß schlummernd, und kauerte sich vertraulich an des glücklichen Schläfers Seite.



Drittes Kapitel.

Saul! Saul! warum verfolgest Du mich?

Archimbalds Beherbergerin, Frau Magdalena Streicherin, war eine durch ganz Schwaben und Baiern weit berühmte Tausendkünstlerin, eine Sibylle, die man von allen Seiten in Nöthen, Gefahren, Krankheiten, Heirathsangelegenheiten und Liebeshändeln um Rath fragte, um Hülfe ansprach, und welcher Vornehm und Gering unbezweifelte übernatürliche Kenntnisse zuschrieb, verbunden mit der unschätzbaren Gabe, Blicke in die dunkle Zukunft zu thun und ihren Vertrauten deren Schleier lüften zu dürfen. Seit langen Jahren war sie im Besitz dieses ausgezeichneten Rufes, und demselben, wie auch den mannigfaltigen Verhältnissen, in denen sie mit den weisen Herren vom Rathe und deren Hausfrauen stand, hatte sie es zu danken, daß man sie nicht schon als Here den Scheiterhaufen hatte besteigen lassen. Vor längern Jahren hatte freilich nicht viel gefehlt, und ihres ganzen Lebens Last und Mühe wäre umsonst und in Nichts zerflossen, indem ihr böser Geist ihr einen Streich spielte, der ihr sehr empfindlich zu werden drohte, hätte nicht ihr gutes Glück das Unwetter wieder beschworen.

Kaiser Maximilian der Zweite erkrankte im Jahr 1576 auf dem Reichstage zu Regensburg, Der Arzte Bemühen war vergeblich. Der Fürst, dessen Körper seit dem vier und zwanzigsten Jahre, in welchem er Gift bekommen

hatte, schwächlich geworden war, welkte immer mehr dahin und konnte nicht gesunden. In den schönsten Tagen des Mannes stehend, verlangte er jedoch zu leben; und so geschah es dann, daß er trotz aller Widerrede seiner Leibdoctoren, die berühmte kluge Frau von Ulm zu sich bescheiden ließ. Geschmeichelt von dem kaiserlichen Vertrauen, folgte Magdalena dem Rufe; aber ihr Glück sprach ihr Hohn. Maximalian starb, nachdem er kaum einige Tage lang ihre Wunderessenz gebraucht hatte. Der Leibarzt Crato, nachdem er den Kaiser oft gewarnt, sah seine Sorge und Meinung gerechtfertigt, und spie Feuer und Flamme gegen die Unglückliche, die es gewagt hatte, da helfen zu wollen, wo er selbst nicht mehr helfen konnte. Sie mußte eilends fliehen, und zog sich nach Amberg zurück, um abzuwarten, welchen Eindruck die verunglückte, leider zu bedeutende und offenkundige Cur in ihrer Vaterstadt machen würde. Ein volles Jahr hindurch mied sie die Heimath, bis sich daselbst Alles wieder in's Geleis begeben hatte. Mutter Lene fehlte überall, und die öffentliche Stimme rief sie zurück. Der Rath sicherte ihr freie Geleite und Schonung zu, und so ließ sie sich auf's Neue an ihrem eigenen Herde nieder. Ihre Anhänger fanden sich wieder bei ihr ein, und nach und nach ward ihre Kundschaft größer, denn zuvor. Dem Fieberkranken verschrieb sie Tausendguldenkraut, dem Schwächlichen den heilsamen Löwenzahn, zeigte raschen Mädchen ihren künftigen Gatten im geheimnißvollen Krystall, weissagte andern Glück und Reichthum aus geschmolzenem Blei und aus dem Eierweiß. Dem Feigen gab sie Passauerzettel, um hieb- und stichfest zu werden; dem unglücklichen Schützen besprochene Kugeln; leichtfertigen Frauen kochte sie Liebestränke, verordnete jungen und alten Wollüstlingen die Wurzel der Golddistel, lösete geknüpft Nesteln und bannte gefährlichen Zauber an Vieh, Menschen und Feldern; nützte weit mehr als sie schadete, obschon sie eben nicht

gewissenhaft in ihren Unternehmungen und Zweckmitteln war; hatte sich aber dergestalt in Ansehen gesetzt, daß man sich scheute, sie zu beleidigen, aus Furcht, sie möchte ihre Wundergaben feindlich zu gebrauchen sich veranlaßt finden. Das Alter stellte sich aber, ihren Wunderessenzen zum Troß, recht lästig bei ihr ein. Ihre Schritte wurden unsicher, ihre Hand zitterte, ihre Augen dunkelten; ihre Kräutersammlungen gingen schwerer und mühsamer von Statten. Der Rücken schmerzte sie, wenn sie in Gräben herumkriechen mußte, um den blutstillenden Nagenschwanz und die heilsame Leberklette zu suchen; ihre Sicht rührte sich, wenn sie sich lange an feuchten Felsen und schattigen Brunnstellen aufhielt, um die Steinflechte zu sammeln und das harzige Wassermerk. Ihre Füße wollten nicht mehr hinaus wandeln zu Strauch und Busch, um Waldglöcklein und Ehrenpreis heimzuholen, oder in den Dörfern die Horoskopzettel und Glücksbriefe auszuthellen, die der klugen Verfertigerin von dem Landvolke theuer bezahlt wurden an Lebensmitteln und Früchten. Sie hatte sich schon lange um einen Gehülfen umgesehen, fähig, die gröbere Arbeit im Hause zu verrichten, Kräuter und Wurzeln zu sammeln, Säfte zu pressen, Prophetenblättlein und Amulette zu schreiben, und von ihr die Geheimnisse der Chiromantie und die Kunst, aus den Lineamenten des Gesichts wahrzusagen, zu erlernen, und sie auf Wanderungen durch's platte Land zu üben. Ihre Bemühung war aber bisher fruchtlos geblieben. Erwachsene konnten zu ihrem Zwecke nicht taugen. Ein junges Mädchen schien ihr zu plauderhaft, zu unbesonnen; auch fürchtete sie mit Recht das Erwachen der ersten Leidenschaft. Ein Knabe mußte es also seyn. Aber so sehr sie sich auch abmüdete, fand sie keinen, der den Verstand, die Gaben und Entschlossenheit besessen hätte, die sie als unerläßliche Eigenschaften forderte. Ein Zufall war's, der ihr den

jungen Archimbald begegnen ließ, als sie gerade bei nächtlicher Weile vom Friedhof heimkehrte, wo sie sich einen Vorrath von Gebein und Sargsplintern gesammelt hatte, die sie zu nekromantischen Gaukeleien zu gebrauchen ihr gut fand. Das verwegene Geschäft, bei dem sie den Brub'n ertappte, wie sein feckes Neußere, flößten ihr bald eine günstige Meinung von seinem Muth und einer entschlossenen Seele ein. Einen solchen, der ohne zu grübeln und zu zagen, that, was sie befahl, brauchte sie zu ihrem Zwecke. Als sie aber inne wurde, wer er eigentlich sey, stand ihr Vorhaben um so fester; sie sah Gottes Finger, nicht den blinden Zufall in der sonderbaren Fügung. Der Name Hedwig entzündete ein Höllefeuer in ihrer Brust, und sie beschloß, dem Knaben Mutter zu sehn, wie es eine Frau, die schon längst aller Weiblichkeit entsagt hatte, nur immer sehn konnte.

Sie weckte den Langschläfer, führte ihn im Häuslein hin und her, zeigte ihm den kleinen Garten an der Hütte, mit Salbei, Liebstöckel und Hollunder bepflanzt, das Gemach, in dem sie ihre magischen Werkzeuge und die Kräuter aufbewahrte, aus denen Tränke und Latwergen bereitet werden sollten, und belehrte ihn ausführlich, worin seine neuen Pflichten bestehen würden, wenn er bei ihr bleiben wolle. Archimbald schlug fröhlich ein; denn die Einsamkeit und freie Lage der Hütte, die häufigen Wanderungen in Feld, Wald und Dorf hatten etwas unbeschreiblich Anziehendes für seine Einbildungskraft, und sein heller Geist sehnte sich nach der Erlernung der Geheimnisse seiner Pflögerin. Frau Magdalene war und blieb freundlich und sorgsam mit dem jungen Menschen, und unterrichtete ihn, als wäre er ihr eigener Sohn. Bald kannte er alle Kräuter, Blätter und Blüthen, begriff die Elemente der Chiro-mantie, und konnte sich ausgelassen auf den nächsten Lenzen freuen, wo er in Hain und Flur die Heil- und Wundkräuter pflücken und in den Händen der Landleute Tisch-,

Leber- und Ehrenlinien auffinden und weise erklären sollte. Mutter Lene hatte ihr besonderes Wohlgefallen an den Anlagen ihres Pfleglings, und verstattete ihm auch dafür manche Freiheit. Nur hatte sie ihm auf das Strengste untersagt, die Stadt zu betreten. Das Verbot drückte ihn nicht; er hatte ja keine Freunde darinnen aufzusuchen, sondern Todfeinde, deren er sich nie ohne neue Zornauswallung erinnern konnte. Trudchen nicht sehen zu dürfen, fiel ihm freilich anfänglich schwer; aber, überlegte er sich's genau, so war es eben so gut. Sein Stolz hätte nur empfindlich dabei gelitten; als Bettler vor ihr zu stehen, gegen die er noch am Todestage seines Vaters von seinem zukünftigen Reichthum prahlte! . . . Nimmermehr! — Darum war ihm auch sein Loos annehmlich und gut, frei von Zwang und sicher. Früh stand er auf, warf sich früh nieder auf's Lager, weil er nicht bei den Besuchen gegenwärtig sehn durfte, die Mutter Lene in den späten Abendstunden erhielt; er übte sich, lernte täglich etwas Neues, und, wie es in dem beneidenswerthen Jugendalter zu gehen pflegt, nach und nach sanken vergangene Bilder in tiefern Schatten, und die Gegenwart erschien dem Knaben bald als eine freundliche Führerin, ihn der bräutlich geschmückten Zukunft entgegen zu leiten. Er wiegte sich fröhlich in dem Schifflein des Lebens, und jeder Augenblick der vorüberglitt, war ein frischer Windstoß in das blühende Segel, ein neuer Ruderschlag, der die Barke immer näher rückt zum zauberisch winkenden Strand. — Jugend, Kindesalter! herrlich duftende Blumenkrone auf den goldenen Locken des sprossenden Geschlechts! welche Wonne gleicht der deinen! Hoffnung leitet den Knaben, bietet ihm bei jedem Ungemach den Becher aus dem Strome der Vergessenheit, gräbt jede Freude mit nie verlöschenden Zügen der Erinnerung in seine Brust! . . . Holde Frühlingszeit! warum schwindest du? warum lässest du nur herbe Täuschung zurück? Die goldenen Locken werden braun unter

der sengenden Hitze des Tages, grau unter den Stürmen des Abends. Welch' ein Abstand von dem Blüthenschmucke auf dem Haupte des Kindes bis zum flatternden Strohfranze auf den weißen Haaren des Achtzigjährigen? Durch einen Triumphbogen führt der Weg in's Leben . . . es verfiert in der dunkeln, einsamen Grube. Aber die Hoffnung, mit uns alt geworden, spinnt sich mit uns ein . . . and keine untergehende Sonne ist noch jemals ausgeblieben: sie geht immer wieder auf und herrlicher, denn je zuvor!

Archimbald war eines Abends gerade etwas früher als sonst zur Schlafstätte gegangen, als der Rottmeister der Stadtwache zu Frau Magdalena in's Gemach trat. Sie rückte ihm einen Stuhl. Der wohlbeleibte Kriegsmann lehnte die Partisane an die Mauer und ließ sich behaglich nieder. „Ein später Gast,“ — sprach die Alte und griff wieder zu ihrer Arbeit. — „Vielleicht auch kein angenehmer,“ erwiderte der Rottmeister und legte sein Gesicht in wichtige Falten. — „Wie so?“ forschte Magdalena.

„Ihr werdet Euch erinnern, Frau Magdalena,“ begann der Besucher, „daß Weihnachten vor der Thüre ist.“ — „Wie sollte ich nicht? bin ja eine gute Christin.“ — „Hm! hm! so? Um Weihnachten ist eben auch“ . . . „Euer Jahrgeld fällig,“ fiel Mutter Lene ein. „Könnte ich das je vergessen? Ihr habt mich nie im Rückstande gefunden; auch diesmal plage ich Euch nicht um Nachsicht.“

Sie zog ein Beutelchen mit Silbermünze hervor und setzte es vor den Rottmeister auf den Tisch. Er zählte, fand die Summe richtig und knüpfte mit herablassender Miene den Beutel an sein Degengehänge.

„Eine gute Christin, fürwahr!“ sprach er, freundlich mit dem Vollmondsgefichte nickend: „das muß wahr seyn. Es sind schon an die vierzehn Jahre, seit ich das Schärflein von Euch beziehe, und nimmer hat es auch nur um einen Hahnenschritt gefehlt.“

„Sollte ich denn jemals meinen wackern Freund, den

braven Hans Schnepfinger, vergessen," meinte die Alte...
 „der mir mit Rath und Hülfe beisteht, und weit mehr
 Freundschaft erweist, als ich ihm mit diesem Gelde wett
 machen kann?"

„Eine Hand wäscht die andere!" schnunzelte Schnep-
 finger. „Gegenseitiger Vortheil bindet. So kann ich Euch
 vielleicht im Augenblicke Euern jährlichen Zins vergüten
 durch eine wohlgemeinte Anzeige."

„Die wäre?" fragte Lene neugierig.
 „Ihr habt vor Kurzen einen jungen Burschen in's
 Haus genommen," fuhr der Kottmeister fort. „Wer der
 Bube ist, kümmert mich nicht; aber andere Leute plagt
 der Vorwitz."

„Sieh' doch!" versetzte Lene gleichgültig, obschon ihr
 das Herz ängstlich pochte. „Da ist zum Beispiel der
 Rathsherr Thurneisen," sprach Schnepfinger weiter: „ein
 braver, lieber Mann, nur etwas grob, bissig und ein ent-
 setzlicher Neidhammel. Der hat von dem Buben munkeln
 hören und mir den Auftrag gegeben, mich von Ferne zu
 erkundigen, welche Bewandniß es mit demselben habe.
 Was er im Schilde führt, weiß ich so eigentlich nicht; aber
 Gutes ist es schwerlich. Das wäre wider des Rathsherrn
 Natur. Nun, denke ich, werdet Ihr am besten wissen, ob
 Ihr ihn zu scheuen habt oder nicht, und Eure Anstalten
 darnach treffen. Denn er läßt Euch einmal überrumpeln,
 ehe Ihr's Euch verseht, — und findet er Euch auf einem
 fahlen Rosse reitend — dann genade Euch Gott!"

„Ich wüßte nicht"... stammelte Magdalena verlegen.
 „Thut, was Ihr sollt, laßt, was Ihr wollt!" fiel
 der Kottmeister ein und stand rasch auf: „ich habe das
 Meinige gethan."

„Wofür ich Euch herzlich danke," erwiderte die Alte.

„Bah, Kleinigkeit!" rief der Abschiednehmende und
 schüttelte der Hexe traulich die Hand. „Rocht mir dafür
 eine gute Waffensalbe. Ich habe ein Nögelein pfeifen hören

von naher Kauferei mit den Günzburgern. Ich schlage zwar los wie ein Heide und fürchte mich nicht; aber wenn man sich einen stattlichen Bauch angezecht hat, wie ich, möchte man ihn doch auch wieder heil nach Hause bringen. Verstanden, Mutter Lene?"

Die Alte nickte freundlich und leuchtete dem Kriegsknechte zur Thüre hinaus. Kaum war er aber im Dunkel der Nacht verschwunden, als sie schnell das Haus von innen verriegelte, das Feuer auf dem Herde anschürte, Kräuter zum Kochen setzte, mehrere Pulver rieb und mischte und endlich den Pflegling aus seiner süßen Ruhe weckte. „Komm herab, Archimbald!“ rief sie dem Schlastrunkenen zu: „Du hast keine Zeit zu verlieren. In wenig Stunden ist es Tag, und bis dahin mußt Du ein neuer Mensch werden.“

„Wie meint ihr das, Lene?“ fragte der Knabe und kletterte gähmend die schmale Stiege hinunter. Die Alte blieb ihm jedoch die Antwort schuldig und hieß ihn, Arme, Füße und Brust entblößen. Staunend gehorchte er; die Alte schritt rüstig zu Werke und hatte ihn binnen wenig Minuten in einen Zigeunerjungen verwandelt. Des Knaben frische Züge waren in der braunen, reizenden Lauge untergegangen, mit der Mutter Lene sie freigebig wusch; die röthlichen Locken hatten sich in schwarze, straff herunter hängende Haarbüschel verwandelt; ein Pflaster, von dem Schläfe an über das linke Auge hinunter laufend und die halbe Nase bedeckend, entstellte das blühende Gesicht auf schreckbare Weise, und ein eng anliegender Lederstreif, um das rechte Knie befestigt und von innen mit feinen Stachelspitzen versehen, zwängte den Fuß in eine krumme Lage, die er nicht verändern konnte, ohne von den Stacheln empfindlich verletzt zu werden. Diese ekelhafte Gestalt hüllte endlich Mutter Lene in ein weites, grobes Hemd von braunem Wollenzeuge, das ein Strick um die Mitte des Leibes festhielt, stülpte ihr eine schmutzige

Hilzmütze aufs Haupt, und hieß den Knaben wieder schlafen gehen.

„So erklärt mir doch, Mutter Lene, wie das zusammenhängt?“ fragte Archimbald, der von seinem Staunen nicht zu sich kommen konnte.

„Du bist ein armer Knabe,“ erwiderte Lene, „dem Unglück droht auf allen seinen Wegen und Stegen, darum lerne bei Zeiten die goldene Kunst der Verstellung, mein Sohn! Den Gewaltigsten der Erde, dessen Hauch uns zerschmettern könnte, steckt unsere List und Verschlagenheit in den Sack. Darum verstelle Dich, Archimbald. Hinke, stammle und geberde Dich wie ein blödsinniger Junge, um Deine Feinde zu bethören. Sobald die Umstände es erlauben, befreie ich Dich von diesen lästigen Banden; für jetzt sind sie Dein Heil.“

Archimbald konnte zwar noch immer nicht begreifen; allein die Alte hatte Recht; denn kaum graute der Morgen, als auch die morsche Thüre des Häuschens von heftigem Gepolter und Bochen erbebt. Lene, des Besuchs gewärtig, öffnete, und herein drangen Bewaffnete und Fackelträger, an ihrer Spitze der Rathsherr Thurneisen, hinter ihm, tief im Mantel verhüllt, Archimbalds Bruder.

„Hexenlene!“ schnaubte der Rathsherr die schlaftrunelene Alte an: „Im Namen des Magistrats öffnet mir alle Kammern und Schlupfwinkel Eures Hauses.“

„Gestrenger Herr!“ seufzte Lene, sich kreuzigend und segnend: „Was habe ich denn Uebels gethan, daß Ihr so hart mit mir in's Gericht geht?“

„Schweig, Bettel!“ schrie Thurneisen. „Das wird sich finden. Der Teufel hält Dir das Licht, wenn ich Unrath finde!“

Lene öffnete bereitwillig alle Gemächer, sogar das Laboratorium, auf dessen Schwelle jedoch selbst der rohe Thurneisen mit ängstlicher Scheu stehen blieb, und bloß die Späherblicke in alle Winkel sandte, um auszukund=

schaften, ob Niemand darin verborgen. „Hm!“ brummte er dem Better in die Ohren: „haben uns doch am Ende verrechnet.“

Da gewahrte er in der Küche die Leiter, die zum Boden führte. — „Sieh' da, noch ein Versteck!“ rief er hoffend. „Wer da oben?“

„Ein armer Knabe,“ seufzte Lene, „den ich aus Barmherzigkeit zu mir genommen, seine Gebreche zu heilen, wenn's möglich.“

„Aha!“ schrie Thurneisen frohlockend: „das ist der, den wir suchen. Leuchte, alte Hexe, und freu Dich im Voraus auf Deine Belohnung. Ich lasse Dich säcken, bei meiner Ehre!“

„Ich verstehe nicht, was Ihr sagen wollt,“ versetzte die Alte: „allein ich bin guten Gewissens. Ich gehe voran, Ihr Herren!“

Sie kletterte empor; dicht hinter ihr der Rathsherr und Philipp; doch kaum auf den Speicher gelangt sprang, durch den plötzlichen Lichtschein geschreckt und wild gemacht, der Rater Schwarzmann an den beiden Männern empor, sie rechts und links zerfallend, daß sie beinahe die Stiege hinabgestürzt wären, hätte sie nicht das Ungethüm endlich losgelassen, um die Flucht zu ergreifen.

„Der Teufel hole die verfluchte Bestie!“ brüllte Thurneisen. „Und unsern Borwiz!“ setzte Philipp bei, indem sie der Alten weiter folgten.

„Kunz! Kunz!“ rief diese mit schnarrender Stimme Archimbald zu, der, seiner Rolle völlig gewachsen, in fuchsähnlichem Schlummer lag und den Ankommenden entgegen blinzelte.

„Kunz!“ wiederholte die Alte und rüttelte ihn endlich beim Arme: „wach' auf! die Herren wollen Dich sehen.“

Archimbald bewegte sich, rieb sich das rechte Auge und erhob sich langsam von seinem Lager.

Als aber die Fremden die Gestalt aus dem Stroh

emporsteigen sahen, und beim Schimmer der Leuchte die widerlichen Züge sammt den Gebrechen des Blödsinnig sie anstierenden Knaben unterschieden, wendeten sie sich mit der Geberde des Abscheus ab. Thurneisen allein warf noch die Frage hin: „Wer bist Du, Junge?“ Allein als Archibald mit stammelnder Zunge einige unverständliche Worte mühsam hervorgepreßt hatte, winkte der Rathsherr abwehrend und ging, ohne ein Wort zu reden, zurück.

„Wir sind betrogen!“ flüsterte er dem Vetter zu. „Dem Geißmann, dem besoffenen Scharwächter, lasse ich zweihundert Stockprügel geben, weil er uns in den April geschickt hat.“

„Lass't ihn mir zu Liebe noch acht Tage in den Bock spannen,“ setzte Philipp hinzu. Der Rathsherr nickte beifällig und verließ, ohne ein Wort des Abschieds, sammt seinem Gefolge das Haus. Rene aber schloß hinter ihnen die Thüre, belobte die gewandte Verstellungskunst ihres Pfleglings, und suchte, seit langer Zeit wieder einmal mit sich selbst zufrieden, auf's Neue das Lager.

Viertes Kapitel.

Ist's Mitternacht? Ha, sieh'! die Gräber
Thun auf den schwarzen Schlund, zum Mondenlicht
Die luftgewebten Schattenbilder sendend.
Das Heer der Larven steigt aus Todtengrüften,
Phantome ziehen klagend durch die Luft.
Dem Hexenstab gehorsamt das Gesindel.

Anonymus.

Der neue Tag brachte auch wieder einen neuen Besuch. Simon trat zu Lene in die Küche, als sie mit Bereitung eines Heiltranks beschäftigt war. „Guten Morgen, Mutter!“ flüsterte er, und setzte sich vertraulich auf die Ecke des Herdes.

„Ein seltener Besuch,“ versetzte Lene: „was bringt Euch zu mir?“

Simon warf seine Blicke forschend rund umher, rückte dann näher zu der Alten und begann mit gedämpfter Stimme: „Wir kennen uns, Frau Lene . . .“

„Leider!“ erwiderte sie, und rührte heftiger im Kessel.

„Leider?“ wiederholte Simon, boshaft lächelnd. „Hätte doch jede Kundschaft Euch so viel rothes Gold eingebracht als die meine!“

Lene sah ihm finster in die Augen und zuckte die Achseln.

Der Diener ließ sich aber nicht irre machen und fuhr fort: „Ich traue Euch übrigens Menschenverstand genug zu, um mir nicht etwa von Gewissensbissen, Seelenangst

und Aehnlichem vorzuleiern. Damit seyd Ihr längst fertig, meine ich; und ob nun Hedwig . . .“

„Schweigt!“ fiel ihm die Alte heftig in's Wort und schwang drohend den Schaumlöffel: „diesen Namen laßt aus dem Spiele, wenn Ihr nicht wollt, daß dieser Heiltrank sich in Gift verwandle durch Euer Lasterreden.“

„Ei, ei!“ brummte Simon, sich vorsichtig zurückziehend . . . „Ihr müßt vergangene Nacht vom Blocksberge geträumt haben, da Ihr so unwirsch thut. Ich wußte ja nicht, daß Euer Gewissen eine junge Haut angelegt hat, die verletzbar ist, wie das Häutchen vom Ei. Da getraue ich mir kaum, mit meinem Auftrage herauszurücken, so viel Vortheil er Euch böte.“

Lene hatte aber während seiner Rede schnell überlegt, daß sie zu unumwunden ihr wahres Gefühl geäußert habe, und daß es ihrem Schützling Schaden bringen könne, wenn sie nicht genau von allen Plänen seiner Feinde unterrichtet würde! . . . sie zwang sich daher zu lächeln, rieb sich, wie verlegen, die Stirn und sprach dann sanfteren Tones zu dem Diener:

„Nichts für ungut, lieber Simon; . . . es geht mir hin und wieder allerlei durch den Kopf, daß ich oft die werthesten Bekannten zu kränken in Gefahr stehe. Seht, ich werde alt, habe schon gar viel erlebt, und wenn ich dann und wann an's Ende denke, wird mir wohl zu Zeiten etwas bange. Doch währt's nur kurze Zeit, und ich bin die Alte. Sprecht, Simon, sprecht! sagt an, was kann ich für Euch thun? Mein verdoppelter Eifer soll meine Grobheit von vorhin wieder gut machen.“

Simon's Gesicht wurde weit freundlicher. „So laß ich mir's gefallen,“ entgegnete er . . . „nun kann ich wieder Vertrauen zu Euch fassen. Ich vergebe Euch auch von ganzem Herzen, daß Ihr mich angefahren; denn ich kenne den Zustand, den Ihr mir beschrieben habt . . . von dem Bangewerden bei den Todesgedanken . . . aus

eigener Erfahrung. Es geht mir wohl auch öfters also; jedoch, denke ich, ist es nur das schwache Fleisch, das vor dem Hinscheiden bebt . . . der Geist bleibt immer wacker!"

Beifällig nickte Lene. Simon fuhr fort:

„Wieder auf meinen Auftrag zu kommen, so ist es folgender: Ihr seht in einem Verdacht gewesen, liebe Lene, der völlig grundlos erfunden worden. Der Scharwächter Geßmann hat ausgesprengt: als hättet Ihr des seligen Rathsherrn Wernher's Archimbald zu Euch genommen. Das wäre nun den Verwandten aus vielen Gründen nicht genehm. Man hat bei Euch Haussuchung gehalten, und bloß einen ungestalteten Buben gefunden, dessen Heilung Ihr aus Barmherzigkeit versucht. Nicht wahr?"

„So ist's," bekräftigte die Alte. „Der arme Schelm ist aus der Markgraffschaft, einer armen Wittwe Sohn, die selbst nichts zu nagen, noch zu beißen hat.“

„So?" fragte Simon lauernd — „Gott wird Euch die Menschlichkeit vergelten und ein Paar Zoll von Euerm Sündenregister in die Hölle fallen lassen, wie der Schneider ein Wamms für seinen Buben . . . aber — ich wäre doch neugierig . . . könnte ich den Jungen nicht sehen?"

„Warum nicht?" versetzte Lene unbefangen: „er ist leider jetzt nicht daheim . . . doch" . . . sie warf einen forschenden Blick zum Küchenfenster hinaus in den Garten — „seht, als wie gerufen! dort humpelt er am Zaune vorüber in die Wiese. Ich habe ihn ausgeschickt, mir Spitzwegrich zu pflücken; man findet ihn jetzt im ersten Frühling am häufigsten. Seht! da könn't Ihr ihn ganz betrachten. Er steht am Zaune still und beguckt die ausbrechenden Knospen, der vorwitzige Junge!"

Simon streckte neugierig den Kopf zum Fenster hinaus und zog ihn nach kurzer Weile wieder zufrieden herein. „Nein! nein!" äußerte er beifällig: „nein! diese Mißgestalt ist Archimbald nicht, der, seine rothen Haare ausgenommen, die Einigen nicht gefallen, kein häßlicher Knabe

war. — Nun also“ . . . er ließ sich mit neuer Vertraulichkeit bei Lene auf dem Herde nieder . . . „nun, also zu meinem Auftrage: Archimbald ist nicht mehr in Ulm; das ist sehr gut. Ihr könnt's Euch denken; ein Bastard bringt immer Unfug in eine Familie; allein, wer weiß, wo er sich herum treibt, in welche Hände er fallen könnte, vielleicht schon gefallen ist . . . Wer weiß, ob er nicht einmal zurückkehren und Stänkereien anfangen möchte. Ihr müßt nicht glauben, als ob man sich davor fürchtete . . . Gott bewahre! aber unangenehm ist es für die Blutsfreunde und ein Gaudium für alle böse Nachbarn, wenn sie sehen, daß ein Nebenkind im Stande ist, den ächten Erben zu schrauben und zu necken.“

„Wie könnte das aber geschehen,“ fragte Lene, ihn mit durchdringendem Blicke anstarrend, „wenn nicht ein Grund vorhanden ist, auf den der Zurückkehrende fußen könnte?“

„Ich merke schon,“ erwiderte Simon und betrachtete verlegen die blauen Zwickel an seinen grauen Strümpfen — „daß Ihr wißt, wovon die halbe Stadt munkelt, weil der plauderhafte Magister Kalandar aus der Schule geschwaßt hat. Wie könnte Euch und Euerm Zauberspiegel auch etwas verborgen bleiben!“

„Weiter!“ sprach die Alte.

„Das Testament also“ . . . fuhr der Erzähler stockend fort, von dem so viel geplaudert wird, und daß Kalandar nach dem Willen des Seligen entworfen zu haben behauptet . . . der dem Archimbald darinnen einige Vortheile eingeräumt haben soll . . . ich will gestehen . . . es ist vorhanden.“

„Ich weiß,“ versetzte Lene gleichgültig.

„Es ist ein unheimliches Stück Pergament,“ sprach Simon weiter und rückte ängstlich werdend näher an die horchende Hexenmeisterin. Der Magistrat brachte es unterschrieben in's Haus . . . wäre es nur so geblieben.

da brauchte man das Daseyn des Blattes nicht zu längnen . . . es wäre ungültig an und für sich . . . allein . . . Ihr müßt mich nicht auslachen . . . Ihr wißt es auch wohl besser, als ich."

"Weiter!" sprach die Alte wie oben.

"In der Stunde, als der selige Herr starb, war sein abscheidender Geist im Hause . . . ich sah ihn mit leiblichen Augen . . ."

"Ich weiß," entgegnete Lene wie oben.

"Nicht wahr?" fragte Simon, die hellen Schweißtropfen auf der Stirn. "Nun seht, er saß am Tische, das Testament vor ihm, die Feder in der Hand, und als bei seiner Ankunft Herr Philipp das Blatt öffnete, war es unterschrieben."

"Ihr versucht nun, das Pergament zu zerstören?" warf Lene ein.

"Herr Philipp ist ganz tiefsinnig darüber geworden. Mit eigenen Händen wagt er's nicht, die Schrift zu zerreißen oder zu zerschneiden; keinen fremden Händen, nicht einmal den meinigen, vertraut er sie an. Das Gerücht von dem Testament wird immer lauter, da einige weichherzige Seelen über die plötzliche Entfernung des Buben aus unserem Hause Jeter und Wehe geschrien haben. Sogar im Rathe ist hin und wieder davon gemunkelt worden, und kaum vermag der Vetter Thurneisen mit seiner gewaltigen Stimme dem Sturm zu wehren; er wird es aber vielleicht nicht immer können. Es ist uns daher — nämlich dem Herrn und mir — ein Mittel beigefallen, wie wir das Gewitter beschwören möchten. Was thut Archimbald auf der Welt? Wird er nicht, von allen Menschen als das Kind unerlaubter Liebe verachtet, ein kummervolles Leben führen? Würde er nicht durch seine mögliche Heimkehr Schande und Schimpf über die redliche Familie bringen, in die er durch einen gewissenlosen Vater eingeschwärzt worden? Würde er ihr nicht ein

ewiges Brandmal ausdrücken, wenn es ihm gelänge, sich in ihren Schooß zu drängen? dem Vortheile von Vielen muß der Einzelne weichen. Hier ist nun der Vortheil der Wernher'schen Sippschaft, daß der Knabe aufhöre zu leben, da nur mit seinem Leben die Schädlichkeit aufhört. Seinen Aufenthalt kennt man nicht; ist er nah? ist er ferne? Gott allein mag's wissen, und die Vertrauten der Geheimnisse seiner Schöpfung. Darum sendet mich mein Herr zu Euch, bittet um Vergebung, wenn er Euch durch seinen nächtlichen Besuch, zu dem er durch den Thurneisen gezwungen worden, erzürnt haben sollte, und läßt fragen: ob es Euch nicht möglich wäre, den Aufenthalt des Knaben durch Euere magische Kunst zu ergründen, und ihm dann — weil Herr Philipp selbst gegen den in Unzucht erzeugten Bruder weder Dolch noch Gift anwenden möchte, um nicht sein eigenes Seelenheil auf's Spiel zu setzen — gegen fürstliche Belohnung ein schleuniges Ende durch Euern weit reichenden Zauber zu machen; auf eine Art, wie dasselbe am schnellsten herbeizuführen und am schmerzlosesten zu bewerkstelligen wäre."

"Versteh' ich Euch?" fragte im Innern schauernd die Alte.

"Ihr werdet doch?" erwiderte Simon ruhig. "Euch ist das eine Kleinigkeit. Die Kunst, durch einige Beschwörungsformeln den Tod in entfernte Gegenden und Körper zu senden, wird doch der erfahr'nen Streicherin nicht fremd seyn? Die Hofzauberer der blutdürstigen Königin Catharine von Frankreich brachten sie ja aus Wälschland mit vor geraumer Zeit, worauf die jüdischen Magiker sie bald in Deutschland einheimisch machten."

"Ihr werdet mich doch wohl nicht meine Kunst lehren wollen?" fiel mit hochmüthigem Tone Magdalene ein. "Wäre es auch nur, um den leisen Zweifel an meiner

Geschicklichkeit zu Paaren zu treiben! ich willige ein. Was soll aber dann werden?"

„Habt Ihr ihn todt gebetet und gebannt,“ versetzte Simon, „so wird Euch der junge Herr fürstlich, wie schon gesagt, belohnen . . . in kurzer Frist wird er vorgeben, das längst besprochene Testament gefunden zu haben, wird es bei Rath niederlegen, und sich scheinbar bemühen, den Knaben aufzusuchen, wenn lange schon auf dessen Grabe das Gras gewachsen ist oder seinen Leib die Raubvögel verzehrt haben. Philipp hat dann gethan, was er konnte, und seine Habe wird ihm, da der schädliche Bastard nie wiederkehrt, nicht verkümmert werden.“

„Vortrefflich!“ brummte die Herenlene. „Topp! ich gehe den Handel ein. Doch mache ich zwei Bedingungen: Nur eines leichten und schnellen Todes soll der Bursche sterben.“

„Das ist des Herrn Wille!“ erwiderte der Diener.

„Und zweitens,“ sprach Lene weiter: „müssen Seelenmessen für ihn gelesen werden in irgend einer katholischen Kirche der Umgegend. Sie haben besondere Kraft, was ihr Protestanten auch dawider einwenden mögt.“

„Es soll geschehen, auf mein Wort!“ versetzte Simon.

„Nun so geht denn hin,“ flüsterte ihm die Alte zu, „und sagt Euerm Herrn, daß ich ihn heute Abend zwischen zehn und elf Uhr erwarte. Ihr könn't auch mitkommen. Ich sorge für Alles, was zu der Handlung gehört. Nur bringe Herr Philipp das besagte Testament mit. Es muß während der Seremonie, da es in besonder'm übernatürlichen Bezug auf das Leben des Knaben stehen könnte, in meinen Händen seyn, um nicht meinem Zauber entgegen zu wirken.“

„Das Testament?“ fragte Simon bedenklich.

„Ihr empfangt es unverfehrt aus meiner Hand zurück,“ entgegnete Magdalene, „sobald ein untrügliches Zeichen Euch des Knaben Ende verkündet hat.“

„Ich will's ausrichten,“ sprach der Alte und nahm Abschied.

„Bringt auch einen vollen Geldbeutel mit,“ rief ihm Mutter Lene mit widerlichem Gelächter nach . . . „das Uebrige wird sich finden!“ verriegelte darauf die Thüre, und ging mit sich zu Rathe, wie sie es anzustellen habe, um ihren Zweck am vollständigsten zu erreichen.

„Archimbald!“ rief sie endlich dem Knaben zu, der, mit einem schweren Kräuterpäck beladen, mühsam heran hinkte . . . „Archimbald! laß jetzt ein vernünftiges und folgenreiches Wort mit Dir sprechen.“

Der Knabe horchte aufmerksam zu, und verstummte vor Schreck, als er von Lenen oberflächlich nur erfahren hatte, um was es sich handle.

„Siehst Du, armer Junge,“ sprach seine Pflegerin und streichelte ihm mitleidig die zigeunerbraune Wange: „siehst Du, wie nothwendig es ist, Dich auf eine geraume Zeit hin als ein häßliches Scheusal herumwandeln zu lassen? Schurkerei auf Schurkerei, Mordplan auf Mordplan würden Dich verfolgen, und nur Deiner abscheulichen Verkleidung, wie dem Aberglauben Deiner Feinde, die mir dadurch in's Netz laufen, verdankst Du Deine Rettung. Mir ist es hohe Pflicht, dabei thätig mitzuwirken, und Du darfst feck das größte Vertrauen in mich setzen. Einst wird Dir's klar werden, warum ich diese Sorge für Dein Wohl hege. Ich hätte Dich auch jetzt nicht mit dem Anschlag Deiner Feinde, die Du ohnehin hassst und hassen mußt, bekannt gemacht, wenn ich Deiner nicht bedürfte, um die Täuschung, die ich den Elenden vorgaukeln will, lebendiger zu machen und das Siegel auf mein Werk zu drücken. Es gilt Dein Wohl. Versprichst Du mir zu thun, was ich Dir sage?“

Der Knabe versprach es mit Hand und Mund.

„So lau're aufmerksam,“ fuhr Magdalene fort, „auf

Deinem Lager, bis es in der Stadt eils Uhr schlägt. Als-
dann beginne ich hier unten das Zauberwerk. Horche ge-
nau zu, von oben, wenn Du drei dumpfe Schläge gehört
haben wirst. Vernimmst Du dann aus meinem Munde
den wiederholten Ruf: So fließe hin, du rothes
Blut, und thau mir den Nasen gut! so seufze
laut und schwer: und stöhne vernehmlich: „Philipp! grau-
samer Bruder! ich sterbe! mein Blut über Dich!“ Dann
schweigst Du ganz stille und verbirgst Dich schnell unter
ein Paar Schütten Stroh. Gut wird es sehn, wenn Du
bei obigen Worten den Mund auf den Boden des Spei-
chers legst; die Worte dringen deutlicher durch die schwache
Decke in diese Stube. Jetzt geh', nimm den Brodkuchen
dort aus der Asche, verzehre ihn, und lerne dabei die
Worte, die ich Dir aufgegeben, gut auswendig.“

Archimbald that, wie ihm befohlen, und bedauerte
nichts, als daß ihm bei dem Bossenspiele kein wichtigerer
Dienst aufgetragen worden sey. Bald hatte er die Kunst
weg, die aufgegebenen Worte meisterhaft gleich einem
Sterbenden, jammernnd vorzutragen, und mit wechselnder
Neugier und Wuth im Busen erwartete der Unglückliche
den Abend.

Dunkel und stürmisch sank derselbe nieder auf die Erde.
Sturmwind fegte die Straßen und jagte auf den Kreuz-
wegen den Staub in hohen Säulen empor. Die kaum
entknospeten laublosen Bäume des Waldes seufzten in der
rauben Umarmung des Orkans, die schwarzen Fichten
schüttelten bebend ihr Trauerbehänge, und weithin über
Forst und Flur, wie über der Donau angeschwollene
Wellen, heulte die Windesbraut ihr wüstes Lied in eisig-
kalten Geisterstimmen. Schwarze Gebirge thürmten sich
am wolkigen Firmament, bald zerrissen, bald wieder ver-
einigt von dem gewaltigen Luftzug; in bleichem Dämmer-
schein zog der Mond seine Bahn dahin am brausenden
Himmel und erhellte mit salbem Licht die kämpfenden

Nebelmassen. Alles floh unter's schirmende Dach, in das schützende Nest. In den Menschenwohnungen erloschen Feuer und Lampe, damit nicht ein unglücklicher Zufall zwei wüthende Elemente verbünde zum Verderben; nur in Lenens Hütte war's hell, und geschäftig anordnend, was nöthig, harrte die Gauflerin des versprochenen Besuchs.

Archimbald lag oben auf seinem Strohlager; allein die Neugier pochte immer dringender in dem Busen des lebhaften Knaben. Er konnte kein Auge schließen, ob schon ihm Lene versprochen hatte, ihn zu wecken, ehe sie die Fremden herein ließe. Ungebuldig stieg er endlich auf und lauschte an der Dachlucke, um die Ankommenden zu erspähen; denn schon vor einer starken halben Stunde hatte der wimmernde Sturm die zerrissenen Glockenschläge der zehnten Stunde zu seinem Ohr herüber geweht. Nicht lange, so blinkte ein weißer Mantel durch die flirrende Nacht. „Philipp!“ flüsterte in verbissenem Grimme, kaum sich selbst vernehmlich, der Knabe, und riß krampfhaft an dem Sparrwerke des Dachs: „Philipp und Simon! Die Niederträchtigen kommen, mich zu tödten! Doch Geduld!“ knirschte er, wieder zu seinem Lager tappend, als er die Ankömmlinge unten klopfen gehört — und ein zweiter wortloser Racheschwur war zum Himmel gestiegen.

„Erwache!“ rief halb leise die Alte die Stiege hinauf. „Sie sind da!“

„Ich bin wach!“ entgegnete eben so leise der Knabe, und horchte, das Ohr auf den Boden gelegt, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, um etwas von der Verhandlung zu verstehen. Allein umsonst; die Decke war zu dicht, um das leise Gespräch zu vernehmen, und nirgends eine mitleidige Spalte, die dem Auge vergönnt hätte, sich mit den Geheimnissen der Versammlung bekannt zu machen. Nur in undeutlichen Tönen unterschied Archimbald die Stimme des verhafteten Bruders . . . noch schwächer die des weit verhaftern Simons. Seine Unruhe, seine Begierde,

selbst zu hören, selbst zu sehen, hatte den höchsten Gipfel erreicht. Schnell war, auf alle Gefahr hin, sein Entschluß gefaßt. Still, wie der lauernde Wolf, düffelte er vom Lager auf, ließ seine schweren Holzsohlen auf dem Stroh zurück, schnallte, um behender zu sehn, den Stachelriemen vom Beine, und schlüpfte, haarfuß und geräuschlos, die steilen Sprossen herunter in die Küche. Gleich einem klugen Feldherrn auf den Rückzug bedacht, schob er das Fenster leise auf, das in den Garten führte, und kauerte sich endlich an der Stubenthüre nieder, wo sein scharfer Blick durch eine unmerkliche Ritze in das Innere bringen konnte und sein Ohr keine Sylbe des Gesprächs verlor.

Ein schwarz behangener Tisch stand in der Mitte der Stube. Eine Lampe an der Erde erhellte sie mäßig und beleuchtete einen aus Giftpilzen, besegneten Lannenreisern und Sargspaltern dicht gelegten magischen Kreis. Innerhalb demselben, hinter dem Tische, stand die Alte in einer verblühten Kutte von gelbem Zeuge, ein schwarzes großes Tuch um Haupt und Brust geschlungen. Außerhalb des Kreises Philipp in den Mantel gehüllt; hinter ihm, nächst der Wand, gleich einem bösen Schatten, Simon.

„Mit Allem bin ich einverstanden,“ sprach Philipp: „doch das Testament laß't aus dem Spiele.“

„Ich kann nicht!“ entgegnete Lene. „Es ist vom Geiste des Seligen selbst geweiht, als Talisman für den Sohn. Er kann nicht sterben, wenn der Bann nicht gehindert wird.“

„Forbert Alles,“ begann Philipp wieder: „nur dieses nicht. Ich gebe das Pergament nicht heraus.“

„Wie's Euch beliebt,“ versetzte die Alte. „Dann ist unser ganzes Geschäft zu Ende, und ich bedau're, daß Ihr Euch in dem Unwetter heraus bemüht hab't.“

„Ich hoffe, es nicht umsonst gethan zu haben,“ sprach Philipp und zog einen schweren Beutel. „Seh't, das sind

ettel spanische Dublonen. Sie sind Euere, wenn Ihr ohne Aufschub thut, wie ich beehrte."

"Und wenn Ihr mir alle Schätze der neuen Welt schenken wölltet . . . ich kann nicht!" brummte Magdalena. "Mein't Ihr denn, Ihr vermöchtet mit Euerm elenden gelben Bettel da die Welt der Geister zu zwingen? Geht heim; Euch ist nicht zu helfen."

"Verfluchtes Weib!" flüsterte Philipp dem Diener zu. "Was soll ich thun?"

Simon zuckte die Achseln.

"Wenn ich wüßte" . . . begann Werner auf's Neue . . . "wenn ich wüßte, daß es sicher . . ."

"Geht! geht!" fiel die Streicherin ein. "Ihr seyd ein mißtrauischer Krämer, der, weil er selbst dem Käufer verfälschte Waare anhängt, in jedem Winkel Betrügerei vermuthet. Geht! . . . laßt Euch zur Aber, damit's Euch helle werde im Gehirn, und bietet mir nicht so verschwenderisch Euere goldschweren Beutel an, mir, der Ihr nicht einmal auf ein Paar Augenblicke ein armseliges Pergament anvertrauen woll't, daß ich Euch doch weder vor-enthalten will, noch kann. Gute Nacht, Ihr Herren! Mich schläfert; kommt wohl nach Hause."

Sie ergriff die Lampe und öffnete dem Besuch die Thüre zur Hausflur . . . Philipp stand unentschlossen. Simon aber faßte schnell die Hand der alten Nune und drückte die Thüre wieder zu. "Ein so geringes Hinderniß," sprach er, "wird doch nicht das Ganze wieder rückgängig machen sollen. Die Meisterin muß wohl am besten wissen, was sie zu ihrem Werke nöthig hat; darum, edler Herr, dächte ich, Ihr machtet weiter keine Einwendung."

"An dem Pergamente liegt so viel!" schaltete Philipp ein.

"Weiß es." erwiderte Simon, "obchon ich nicht lesen,

noch schreiben kann; allein Ihr hör't ja, Ihr erhaltet es unverfehrt zurück."

"Völlig unverfehrt," bestätigte Lene, wenn Ihr nicht selbst den Gang des Zaubers stör't. In diesem Fall vernichtet sich der Talisman selbst vor Euern Augen, ohne eines Menschen Zuthun."

"Da hör't Ihr es ja!" — redete Simon dem Gebieter zu: „Sogar alsdann wäre erst nichts verloren; die unglückselige Schrift käme doch einmal weg und der Teufel sollte sie nicht mehr bei Euch finden."

"Du bringst darauf?" sprach endlich Philipp. „In Gottes Namen! Da, Frau Streicherin ist das Testament. Geht jetzt an's Werk und seyd fein geschwind. Es läuft mir ein Schauer durch die Glieder, wenn ich an die Arbeit gedenke, die wir hier vorhaben."

"s wird Euch nicht viele Mühe machen," versetzte Mutter Lene, und deckte geschäftig den Tisch auf, um die Gegenstände hervorzunehmen und zu ordnen, die unter der schwarzen Decke verhüllt gewesen waren. — „Tretet in den Kreis, Ihr Herren, und merk't auf das, was ich Euch sage: Verschließt den Mund, so wie die Ohren. Nichts kümmere Euch von dem, was Ihr vielleicht hören dürftet, und Ihr sprech't ja nicht eher, bis ich Euch gefragt habe. Die Antwort sey alsdann so kurz als möglich. Merk't Euch wohl: wenn Ihr den Kreis verlass't oder durch unbesonnenes Reden meine Arbeit hindert, stör't Ihr den Zauber, daß er nicht mehr weiter wirken kann, und mög't Euch glücklich schätzen, wenn's ohne üblere Folgen abgehen sollte. Versprech't mir das."

Die beiden Zuhörer gelobten es und traten in den Kreis. Mutter Lene ergriff eine auf dem Tische liegende abgezehrte Todtenhand, in deren, von einem blutrothen Leinwandstreif zusammen gehaltenen, Faust ein grünes fingerlanges Licht steckte, zündete den Docht desselben an der Lampe an, und reichte es dem Simon hin, es zu halten

und damit der Handlung zu leuchten. Der alte Sünder ward bleich wie Schnee und wollte sich des Anstimmens erwehren: aber ein finsterner Seitenblick seines Herrn verursachte, daß er, von heimlichem Grauen durchbebt, die gräßliche Leuchte annahm, um damit den schauerlichen Bezirk der Beschwörung zu erhellen.

„Scheu't Euch nicht,“ sprach die Alte, indem sie die Lampe auslöschte, um dem trüben Lichte der grünen Kerze allein Spielraum zu verschaffen: „es ist nicht die Hand eines verächtlichen Diebes, unter dem Galgen hervorgefarrt, deren sich Räuber bedienen, um unsichtbar in die Häuser schleichen und Schlösser erbrechen zu können; es ist die Hand eines Brudermörders, der seinen Jüngern erschlug, um das ganze väterliche Erbe zu genießen; dem zufolge ist in der weiten Welt nichts tauglicher zu dem, was wir vorhaben. Die Kerze, aus geschmeidigem Otternfett gegossen, gibt durch ihre dämmernde Helle unserer That die nöthige Unsichtbarkeit, obschon ihr Schimmer mir entdeckt in weitester Ferne, was ich sehen will. In diese Schüssel, durch einen Bannspruch geweiht, lege ich dieß Pergament, das letzte Denkmal der Vaterliebe für einen in Unehren gezeugten Sohn; und nun lass't uns, bevor ich den Zauberspiegel enthülle, zur stillen Vorbereitung auf das, was folgen soll schreiten.“

Sie warf sich auf beide Kniee nieder, streute in eine neben ihr glühende Kohlpfanne eine Hand voll Räucherwerk und legte dann den Kopf, in beiden Händen ruhend, auf den Tisch. Die Zuschauer blieben unbeweglich, wie Bildsäulen, im Kreise stehen. Das unstäte Hin- und Herflackern der fürchterlichen Lampe allein zeigte an, daß die Kälte der Furcht in Simons Adern riesele. Es war ein feierlicher Augenblick, der selbst dem lauschenden Archimbold das Blut schneller zum Herzen trieb. Tiefe Stille hielt den kleinen Raum umfassen, während der Sturm wüthend über die Haide fuhr.

Nach langer Pause erhob sich Mutter Lene mit den Geberden einer Begeisterten und enthüllte den runden Zauberspiegel. Um denselben her lagen mehrere seltsam gepaarte Dinge: eine kleine menschliche Figur von Wachs zusammen geknetet; ein junger Blüthenzweig; ein Ei; eine Muschel, in der sich ein wenig Milch befand; eine lange Nadel; ein Nagel und Hammer. Nach einer kurzen, undeutlich gesprochenen Beschwörungsformel fragte die Alte, in einem Tone, den Archimbald aus ihrem Munde noch nie gehört hatte:

„Zuerst verlangt Ihr zu wissen, wo sich der, den wir bannen wollen, befindet?“

Philipp nickte ein stummes Ja.

Lene rieb den Spiegel ab, drehte ihn unter seltsamen Geberden hin und her, sah hinein und sprach endlich:

„Ich sehe ihn . . . in Lumpen gehüllt, mit bloßen Füßen und blassem Angesicht. Sein röthliches Haar flattert um seine Schultern, wild wie die Mähne des Pferdes. Durch dichten Wald fördert er seine Schritte . . . Da steht er an der Pforte eines Bettelklosters und zieht den Glockenring. Er bittet um ein Almosen, oder um nothdürftige Brosamen, seinen Hunger zu stillen.“

Philipp sah starr vor sich hin. Aus Simons tückischen Blicken leuchtete Schadenfreude. Archimbald, ganz Auge, ganz Ohr, getraute sich kaum zu athmen.

„Die Gegend verschwindet,“ fuhr die Alte fort. „Ich sehe jetzt das Innere des Klosters; das Spitalzimmer desselben. Viele, viele Kranke! im Hintergrunde des Saals liegt er auf dürftigem Lager, krank, elend und abgehärmt. Ein tobendes Fieber verzehrt seine Kräfte; ein alter Mönch steht ihm hilfsreich bei, während alle Andere den jungen Kezer fliehen. Das Bild wechselt nicht mehr . . . es zeigt also seine jetzige Lage. — Beharret Ihr noch auf Euerm Vorhaben? Wollt nicht der Natur es überlassen, ob er lebe oder sterbe?“ — Philipp

zauderte: Simon stieß ihn in die Seite. „Es werde vollendet, wie wir's vorhatten,“ sprach nun, kaum hörbar, der unnatürliche Bruder. — Archimbalds Pulse pochten wie im Fieber.

„Nun denn!“ rief Lene in heftiger Bewegung: „so rufe ich den Knöchler auf, unsichtbar hier zu walten, in der Näh' und in der Ferne mir zu Wille zu sehn mit rascher That und aufzunagen ein verhaßtes Leben; doch die Blutschuld wälz' ich von mir ab; und auf Diese, die vor mir im Kreise stehen, geh' sie über unverkürzt! Die Kohlpfanne warf dicke Dampfwolken in die Höhe, die die ganze Stube mit Nebel umbüfterten, und unter dem Behänge des Tisches hervor rollte ein mit Moos bewachsener Todenschädel in den Kreis. Die Zuschauer fuhren zusammen. Die Beschwörerin riß aber wild die auf der Tafel befindliche kleine Wachsfigur in die Höhe, berührte sie mit dem Pergament, das sie wieder in die Schüssel fallen ließ, sprach einige in unverständlicher Sprache abgefaßte Formeln über die Puppe, und rief endlich: „Dies Gebild, gefeit und gebannt, ist das Conterfei desjenigen, der hier gerichtet werden soll. Was ihm geschieht, geschieht dem Ebenbilde auch im Augenblick. Erkennt Ihr's für des Knaben Archimbalds Bild und bleibt zum allerletzten Male auf Eurer Willensmeinung?“

„Wir erkennen es,“ sprachen die Beiden einstimmig, „und bleiben bei dem, was wir beschlossen.“

„Wohlan!“ fuhr Mutter Lene fort, und zerrte das verhüllende Tuch vom Haupte, daß ihr die greisen Haare wild und zerzauf't über die Stirn fielen. . . . „So geh' heim, Knäblein, suche dein frühzeitig Grab. Er liegt im Fieber darnieder,“ sprach sie mit rollenden Augen. . . . „soll er langsam an demselben verdorren zur Leiche? oder ihm das Herz brechen im Augenblick?“

„Der schlechte Ast dorre ab!“ rief Simon in leidenschaftlichem Grimme.

„Er falle schnell und schmerzlos!“ versetzte Philipp rasch.

„So sey's!“ erwiderte Lene. „So ergreife ich statt der Nadel, die, langsam und nach und nach durch die Brust dieses Wachsbildes gestoßen, die Lebenskraft des Gebannten schleichend verzehrt, den Nagel und den schweren Hammer!“ — Sie winkte dem leuchtenden Simon näher, und hielt den Nagel in die Flamme, um ihn heiß zu brennen. Ihre Lippen zuckten gichterisch; Gebete und Beschwörungen rollten aus ihrem Munde, und endlich... mit dem ersten Schläge der Geisterstunde warf sie das Bild auf den Tisch, hielt ihm den Nagel auf die Brust und rief mit gräßlicher Stimme:

Fahre hin, verhaßtes Leben!
Seh dem Grabe übergeben!

Sie ließ den Nagel stecken, schleuderte dann den jungen Blüthenzweig, das Ei und die Muschel von Milch in die Kohlen und murmelte:

Wie der Erstling des Baumes, der Henne, der Kuh,
So falle, Erstling des Lebens, und schwinde auch du! —

ergriff dann den Hammer und rannte den Nagel mit drei gewaltigen Schlägen in die Brust des Bildes, rufend:

So fließe hin, du rothes Blut,
Und thau mir den Rasen gut!

Archimbald, der, von der furchtbaren Scene gefesselt, vergessen hatte, bei Zeiten auf den Speicher zurückzukehren, und von Angst geschüttelt, sich kaum auf den Füßen erhalten konnte, fand mit Mühe die Sprache wieder, als jetzt die Reihe an ihn gekommen war, zu reden, und in bangor Ahnung sich erhebend und leise an das offene Fenster zurückschreitend, stöhnte er tief ächzend, gleich einem Vergehenden, die fürchterlichen Worte: „Philipp, grausamer Bruder! ich sterbe! mein Blut über Dich!“

Zu gleicher Zeit spritzte aus dem Wachsblinde, durch einen geschickten Druck der Gauklerin, ein Strahl von einigen Blutstropfen in die Höhe. Angstvoll ließ Simon die Leuchte fallen, und Philipp stürzte halb sinnlos mit dem Schrei: „Archimbald, es ist geschehen!“ aus dem Kreise, hinaus in die Küche, theils um Luft einzuathmen, theils um sich zu überzeugen, daß kein Blendwerk obwalte.

Archimbald, den Lärm vernehmend, hatte sich schnell zum Fenster hinaus geschwungen und hinter den Liebstöckelbusch geflüchtet. Auf seine Schultern sprang daselbst der heimkehrende Schwarzmann, und starrte mit seinem funkelnden Augenpaar den bebenden Philipp an, der in dem Sturm, welcher durch das offene Fenster eindrang, sich abzukühlen dachte.

„Teufelslarven um und um!“ schrie er, aufgeschreckt durch einen entsetzlichen Knall in der Stube, und eilte dahin zurück. Ueberall Rauch und Dampf . . . die Leuchte noch brennend auf der Erde; eine helle flackernde Flamme in der Schüssel, noch gefräßig das Pergament verzehrend, das darin aufbewahrt worden war; Simon halb leblos am Boden . . . die Zauberin am Ofen knieend mit verhülltem Haupte und ängstlichem Zittern.

„Was ist geschehen?“ rief er in die Verwüstung hinein: „Lene? verfluchte Hexenlene! wo ist das Testament?“

„Seht selbst!“ ächzte Lene und wies auf das Verbrennende. „Ihr habt den Zauber gestört. Ein Blitz hat den Talisman vernichtet. Euer Bruder hat geendet; aber Gott behüte Euch vor übeln Folgen Eurer Unbesonnenheit.“

„Archimbald ist dahin,“ stammelte Simon, aus seiner Betäubung erwachend und half sich empor. „Lass't immerhin das Pergament zum Teufel sehn; nun schadet es und nützt nichts mehr! Lass't uns aber jetzt der Spukhöhle enttrinnen, denn es hat mich niedergeschlagen

wie das Wetter, als des Himmels Feuer in die Schale niederfuhr."

Er warf dem Gebieter den Mantel über die Schulter und zog ihn nach der Thüre. „Vergeßt die Messen nicht für des Kindes arme Seele!" wimmerte ihnen die Alte nach. Philipp schüttelte mit dem Kopfe, ließ die Goldbörse hinter sich fallen, und er und Simon eilten, so schnell sie konnten, aus dem Bereiche der Hütte zu kommen.

Eine gute Viertelstunde blieb Lene ohne alle Bewegung auf ihrem Plaze; dann stand sie auf, lugte sorgfältig durch alle Thüren und Fenster des Hauses, und nachdem sie sich überzeugt, daß kein Lauscher in der Nähe, verschloß sie Alles sorgfältig, horchte an der Speichertreppe auf Archimbalds Athmen, der für gut fand, den Schlafenden zu spielen, um ungestört die Bilder des Abends zum zweiten Male an sich vorübergehen zu lassen, — räumte dann alle Zauber- und Gauklergeräthschaften in's Laboratorium, und verschloß in ihrem eisernen Schatzkasten, der hinten im Hause unter altem Gerüll verborgen stand, das Testament, das sie durch ihren magischen Kunstgriff erobert und durch ein anderes zum Verbrennen hergerichtete Pergament geschickt ersetzt hatte.



Fünftes Kapitel.

Fluren

Des Vaterlands! geliebte Heimath! auch
Soll ich verlassen, um dem fremden Manne
Zu folgen in ein unbekanntes Land?

6.

Dem ungeachtet wurde es Frau Lenen von Tag zu Tag banger um das Herz, als sie gewahren mußte, daß der alte Simon von nun an sich tagtäglich etwas um ihre Wohnung zu schaffen machte, öfters zu ganz ungewöhnlicher Stunde in die Hütte eintrat, den verkappten Archimbald besonders außs Korn zu nehmen schien, mit bedenklicher Neugierde und Zudringlichkeit. Zwar spielte der geschickte Knabe den Blödsinnigen so vortrefflich, daß der geübteste Späher an ihm irre werden mußte; wer stand aber dafür, daß der kleine Künstler nicht einmal eine Blöße geben würde? Darum hielt ihn Lene, so gut sie konnte, mit Aufträgen der verschiedensten Gattung von der Hütte entfernt, so lange es sich thun ließ, und sann in ihrer Einsamkeit mit vollem Ernste darauf, wie sie es anfangen könne, dem Pflingling einen sichern Zufluchtsort zu bereiten.

Archimbald hingegen, leichtsinnigen, aufgeweckten Charakters, fand gar viel Behagen in dem Gedanken, durch seine List und Gewandtheit seinen grimmigsten Feinden eine Nase drehen zu können, bis ihm einst Alter und Gelegenheit erlauben würden, besser zu vergelten. Er ließ sich

weder durch den Zwang seiner Vermummung, noch durch die Furcht vor einer vielleicht nahen Entdeckung abhalten, sowohl seinen Arbeiten und lehrreichen Beschäftigungen, als auch seinen Vergnügungen nachzuhinken, wurde rüstig an Leib und Seele, immer verschlagener an Geist, und sah in jedem schönen Tag des Lenzes — den sichern Bürgen einer schönen Zukunft. Das kleine Haus seiner Pflegemutter schien ihm nun von jeher seine Wiege gewesen zu seyn, der Rater Schwarzmann, sein nachbarlicher Gefährte von Anbeginn, der Forst und die Flur sein vom höchsten Herrn zum Lehen gegebenes Besitztum. Die Thürme Ulm's, die grau und ehrwürdig in seine Dachkammer sahen, waren ihm die Thurmspizen einer fremden Stadt geworden, wie die Erinnerung an vergangene glücklichere Zeiten nur ein seliger Traum; allein, wenn er in Waldesschatten lag, auf den dunkelgrünen Rasen hingestreckt, dem Geflüster der Blätter, wie dem fröhlichen Gezwitscher der Vögelein zuhörte, und durch das frische Laubehänge hinaus schaute auf die im Glanz der Abendsonne ruhende Ebene, auf die im zarten Violett am Horizont ange deuteten Berge, auf das breite Silberband der Donau mit goldenen Funken besäet, und auf die alterthümliche Stadt, die sich herrisch und groß vor seinen Blicken ausbreitete . . . da, da ward ihm freilich anders um das Herz. Jene altergraue Stadt war ihm wohl bekannt, jede Gasse derselben hatte schon sein flüchtiger Fuß gemessen im fröhlichen Spiel mit seinen Gefährten; dort, wo sich das lange Kloster streckte, dort mußte das Vaterhaus stehen mit seiner weiten Flur und seinen heimeligen Stuben und Kammern, dem ganzen Paradiese seiner Kindheit, in dem der Vater lebte, wie ein guter schützender Geist des geliebten Sohnes Jugend bewachend . . . wie hatte sich Alles verändert! Verkappt, wie ein flüchtiger Verbrecher, ruhte nun der Verbannte im Angesichte der verbotenen Heimath, in der kein freundliches Herz für ihn schlug, seit

das Herz des Vaters brach, der dort unter den Fliederbäumen an jenem hochstrebenden Thurme eingesenkt wurde! dessen Grab der Sohn nicht einmal ohne Gefahr besuchen durfte!

Wenn diese Gedanken Archimbalds Gemüth beschlichen, überfiel ihn zugleich eine unnennbare Wehmuth, die sich in wohlthuende Thränen auflöste. Dieser Balsam des Leidens milderte, für Augenblicke wenigstens, des Knaben rauhes Gemüth, öffnete seine mit trotzigem Groll umpanzerte Brust einem bessern Gefühl, daß sie ihr innerstes Heiligthum aufschloß, in dem die zartesten Saiten edler Menschenwürde schlafen, bis ein Strahl himmlischen Lichts ihre herrlichen Goldklänge weckt. In diesen feierlichen Augenblicken der Rührung fühlte der Knabe, ohne sich es deutlich bewußt zu seyn, daß er das Vermögen besitze, gut, wacker und edel zu werden; daß bloß die Gewalt der Umstände ihn auf die Bahn des Trugs und der Verstellung gezwungen habe, die zuletzt jedes menschliche Herz verwildert . . . er nahm sich vor, er schwur es dem Schatten seines Vaters zu, auch im Geleise des Unglücks eines bessern Looses werth zu seyn . . . aber, fiel von ungefähr sein Blick auf die Lumpen, die ihn nothdürftig verhüllten, oder auf seine von tiefen Narben, den ewigen Denkmälern der Mißhandlung eines tyrannischen Bruders, verunstalteten Hände . . . dann war der Silberblick schöner Empfindung vorbei, die Pforten des Allerheiligsten fielen zu, und die zart angeregten Saiten des Gefühls verstummten bei dem Emporsteigen des bösen Geistes, der sich mit einem guten Engel in die Herrschaft über den Sterblichen theilt und in Archimbalds Busen nur zu oft die Oberhand behielt. Nach einer solchen, aus himmlischer Seligkeit und Verdammnißqualen gewebten — Stunde riß sich einst Archimbald von dem Mosshügel auf, der sein Ruheplatz gewesen war, und schlug

den Waldpfad ein, der ihn am schnellsten zu Mutter Lenens Häuschen bringen sollte; denn der Tag, einer der heißesten des Frühlings, hatte sich in einen gewitterschweren Abend verwandelt, welcher mit seinen hageltragenden Wolken dicht über die Wipfel des Forsts hinstreifte. Einzelne schwere Tropfen fielen schon in die Blätter, und murrend verkündete der wachsende Donner das baldige Ausbrechen des Wetters, das sich von den Ufern des Bodensee's über ganz Schwaben streckte, wie ein schwarzes Banner. — Archimbald eilte auf seinem Pfade fort, so schnell es ihm die Binde um das Bein verstattete, die abzulegen ihn Mutter Lene ein für allemal verboten hatte. Allein der Weg war weit, der Knabe im schnellen Vorschreiten zu mächtig gehindert, und das losbrechende Gewitter überraschte ihn noch mitten im Walde. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag wüthete es über ihm, und der heftige Regenguß, mit Schloßen vermischt, hatte sich bald einen Weg durch das junge Laub geöffnet. In solcher Noth Lenens Verbot nicht mehr achtend, sah sich Archimbald nach einem Plätzchen um, wo er, vor der Unbilden des Wetters nothdürftig geschützt, sich seiner Zwangsfessel entledigen möchte, um alsdann seinen Lauf mit verdoppelter Geschwindigkeit fortsetzen zu können. Sein Falkenauge entdeckte im Fluge ein dunkles Gemäuer, etwa fünfzig Schritte im Dickicht, und er arbeitete sich rasch durch's Gestrüppe. Bald stand er vor einer kleinen verfallenen Capelle, deren Inneres jedoch Raum für einen Menschen zu haben und deren Dach noch wasserdicht zu seyn schien. Er trat in das verödete Gebäude, das überall die Spuren des Verfalls an sich trug, blickte, durch ein verdächtiges Schnauben aufmerksam gemacht, in der Dämmerung umher und gewahrte, in einen Winkel geschmiegt, ein kleines Mädchen, das eine Säge im Arme hielt, sich hinter dem Thiere niedergekauert hatte und bei dem Anrufen des erschrockenen Archimbald einen Schrei der Angst ausstieß.

Dieser Schrei verrieth sie aber dem geübten Ohre des Knaben, der in diesem engen Raume einen Schutzengel gefunden zu haben glaubte.

„Trudchen!“ rief der freudig Ueberraschte: „Trudchen! finde ich Dich endlich einmal wieder!“ — und wollte die zarte Gespielin umfassen; allein die Entsetzte floh scheu vor ihm zurück bis zum verfallenen Altar; die Ziege sprang schirmend vor die kleine Gebieterin und reckte dem Fremdling feck und trotzig die Hörner entgegen. Dieser jedoch, von ferne stehend, wiederholte mit den sanftesten Schmeicheltonen: „Trudchen! Trudchen! finde ich Dich endlich wieder!“ — Ein Blitz leuchtete in die Capelle herein, und Trudchen, die ganz abscheuliche Gestalt des Ankömmlings vor sich sehend, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und rief halb weinend: „Wer bist Du denn? Ich kenne Dich nicht!“

„Du kennst Deinen Archimbald nicht mehr?“ fragte rasch der Gekränkte, und erschrock über diese gefährliche Entdeckung, als es schon zu spät war, das verrätherische Wort zurückzunehmen.

„Archimbald?“ jauchzte das Mädchen hoch auf: „Wernher's Archimbald? ... Doch nein; Du belügst mich. Die Stimme ist's wohl, aber Dein Gesicht ist häßlich und gewiß nicht Archimbald's.“

Nun erinnerte sich dieser erst der abschreckenden Larve, die er zu tragen verdammt war, und konnte der Kleinen ihre Furcht nicht verargen. Er näherte sich ihr aber mit aller Freundlichkeit ihrer frühern Lage, beruhigte die Zitternde, und rief ihr so viele kleine und wenig bedeutende Begebenheiten aus ihren Spielen in's Gedächtniß zurück, daß sie nicht mehr zweifeln konnte. Und als er sich neben der kleinen Freundin niederließ, die wohlbekannte Ziege den alten Gespielen schnobernd wieder begrüßte, und er nun anfang zu erzählen, und ohne Rückhalt der Kleinen

gestand, wo er sich aufhalte und warum er diese Vermummung trage . . . da war Trudchen auch wieder die Alte, umarmte ihn hundertmal, drückte hundert unschuldige Küsse auf seine braun gefärbten Lippen, und dankte dem Gewitter, daß es sie mit ihrer Lieblingsziege, als sie gerade dieselbe von der Weide nach Hause bringen wollte, in dieses Capellchen getrieben hatte, wo sie ihren Freund und kleinen Mann wieder finden sollte.

Nun aber sprach Archimbald, seine Plauderhaftigkeit, wiewohl fruchtlos, bereuend: „Liebes Trudchen, höre! Ein sehr glücklicher Zufall hat uns zusammengeführt, und ich bin offener gegen Dich gewesen, als ich es in meinem ganzen Leben war: allein Du ahnst — und wo Dein kleiner Verstand noch nicht ausreicht, mußt Du mir es auf's Wort glauben — daß alles das, was ich Dir gesagt habe, mir den Tod bringen würde, wenn es unter die Leute käme. Nun willst Du aber meinen Tod nicht, glaube ich.“

„Ach, Archimbald!“ flüsterte Trudchen mit nassen Augen: „wie kannst Du denken . . .“

„Darum verschweige sorgfältig Alles und Alles, was Du von mir gehört hast; thue gerade so als ob Du mich gar nicht gesehen hättest. Versprich mir das, . . . oder weißt Du was? schwöre mir's zu!“

„Gewiß, Archimbald!“ sprach das Mädchen, schlug die Augen auf gegen den flammenden Himmel und legte die Hände auf die fromme Brust: „Ich schwöre Dir's zu; ich will nichts ausplaudern. Meine Ziege da thut es auch nicht, ob sie gleich recht aufmerksam Deiner Erzählung zugehört hat.“

Archimbald klopfte schäfernd der kleinen Muthwilligen die Wange; aber sie fuhr plötzlich ernsthaft werdend, fort: „Jetzt muß ich Dir auch noch etwas anvertrauen lieber Archimbald, auf was ich mich gerade erinnere. Der Vater hat es vom Junftmeister, der im Rathe sitzt

und hat es gestern erst bei Tische der Mutter erzählt, nach dem Nachessen. Er glaubte vermuthlich, ich wäre schon eingeschlafen; aber ich hatte bloß die Augen zu, und dachte an Dich, um den ich seit vielen Wochen — seitdem Dich der Bruder fortgejagt hat — recht oft und bitterlich geweint habe, daß die Mutter öfters meinte, ich würde krank werden und dahinwelken; denn ich habe ihr nie gesagt, warum ich traurig war.“

„Gute Seele!“ rief Archimbald und drückte sie fester an sich. „Nun erzähle aber: was sagte der Vater?“

„Ich kann Dir's beinahe wörtlich wieder sagen,“ versetzte Trudchen, besann sich eine Weile und hob hierauf an: „Denke Dir, Mutter! sagte der Vater nämlich: denke Dir, es hat mit Wernher's Archimbald noch immer keine Ruhe. Es ist wieder im Trieb, daß die Sache im Rathhause vorkommen soll. Der Thurneisen behauptet steif und fest, die Herenlene wisse um den Aufenthalt des Jungen und habe ihn vielleicht gar todt gemacht. Der Philipp will aber einmal Ruhe haben vor dem ewigen Gespött und Gemurr wegen des Buben, der ihn nichts angeht und den er um jeden Preis fort haben will. Darum wollen sie darauf antragen im Rathe, daß die Herenlene eingesteckt und peinlich befragt werden soll, ob sie nicht von dem flüchtig gewordenen Archimbald etwas wisse.“

„Eingesteckt? meine Pflegmutter?“ rief Archimbald erschrocken auffahrend. . . „habe Dank, liebes Herzenstrudchen, für diese Nachricht. Lene muß es sogleich erfahren, von mir erfahren.“

„Das mag seyn,“ erwiederte das Mädchen: „denn ich habe nicht geschworen, das zu verschweigen, was der Vater gesagt hat. Jetzt aber, lieber Archimbald, lebe wohl und mache Deine Sachen geschickt. Das Gewitter hat sich verzogen, der Regen aufgehört, und ich muß wieder heim, sonst werde ich von der Mutter erbärmlich gescholten!“

„Hab' Dank, Du treue Seele,“ sprach Archimbald, sie auf die Stirn küßend: „habe Dank und halte Deinen Schwur. Es gilt mein Leben. — Noch ein Wort: was macht Sabine, die gute Dirne?“

„Sie ist nicht mehr in Ulm,“ entgegnete Trudchen. „Der böse Simon hat nicht geruht, bis er die brave Magd aus dem Hause gebracht hat. Sie hat noch eine Weile kümmerlich in der Stadt gelebt, dann ist sie fortgezogen in ein herrschaftliches Schloß, weit, weit von hier. Eine vornehme Edelfrau hat sie mit dahin genommen, um ihren kranken Eheherrn zu pflegen und zu warten.“

„Ja, das kann sie!“ fiel Archimbald in dankbarer Erinnerung ein. — „Sie ist oft zu uns gekommen,“ fuhr Trudchen geschwätzig fort, „als Du schon fort warst; kein Mensch wußte, wohin. Durch sie hat man auch erfahren, wie Du eigentlich weg kamst: denn der garstige Philipp hat ausgesprengt, Du wärest als ein ungezogener Bube entlaufen.“

„So? nur Geduld!“ knirschte Archimbald.

„Sabine sprach aber oft von Dir und lobte Dich,“ sprach Trudchen weiter, „obschon mein Vater Dir nicht grün war. Noch bei ihrem Abschiede von uns sagte sie mit Thränen: Wüßte ich nur wo jetzt der arme Junge sein hartes Brod ist, . . . ich wollte das meinige gerne mit ihm theilen, und ihm etwas mittheilen, das . . .“

„Wo ist jetzt die Sabine?“ fragte Archimbald schnell.

„Ich habe mir den Namen des Schlosses gemerkt, weil er so seltsam klingt,“ versetzte Trudchen; — „es heißt Worosdar?“

„Worosdar?“ fragte der Knabe lebhafter. „Wo, wo liegt's?“

Mit Erröthen mußte das arme kleine Mädchen ihre Unwissenheit gestehen. Die Glocken der Stadt schallten dazwischen. Aus Furcht, die Stunde der Thorsperre möchte heran nahen, riß sich das Mädchen schnell von

dem Freunde los, wünschte ihm Heil und Glück, baldige frohe Rückkehr zur Vaterstadt und sprang eiligst mit ihrer treuen Ziege auf den dämmernden Waldwegen der Stadt zu.

Archimbald sah ihr lange nach, bis er das Flattern ihres Gewandes nicht mehr unterscheiden konnte, und setzte seinen Weg nach Lenens Hütte fort. Es war völlig dunkel geworden, als er daselbst anlangte. Die Thüre war verschlossen. Schon überfiel ihn ein Grauen, wenn er sich die Möglichkeit dachte, daß Lenens Verhaftung schon statt gehabt haben könnte; allein ein schwacher Lichtschimmer, der sich durch den Fensterladen stahl, beruhigte ihn etwas. Er wagte es dem zufolge, zu klopfen. Lenens Stimme fragte von innen, wer es sey, und auf seine Antwort wurde geöffnet.

„Seh hübsch artig,“ flüsterte sie ihm noch auf dem Gange zu, „wenn Du in die Stube kömmt. Wir haben einen Gast. — Vor ihm brauchst Du Dich nicht zu verstellen.“

Archimbald, ganz von der Pflicht eingenommen, seine Pflegmutter zu warnen, wollte die Uebung derselben um keinen Augenblick verschieben, und entdeckte ihr vor der Thüre noch Alles, was er gehört.

„Ich danke Dir,“ sprach Lene kalt: „allein ich weiß bereits Alles. Morgen um diese Zeit werde ich geholt. Auch auf Dich ist's gemünzt. Ich bin auf Alles gefaßt. Wie konntest Du aber so unklug seyn, Dein Heil der Schwachhaftigkeit eines Mädchens zu vertrauen?“

Archimbald verstummte, seines Fehlers sich bewußt.

Die Alte wiegte den Kopf, drohte mit dem Finger und hieß ihn dann in die Stube treten.

An dem Tische saß, sparsam von der Lampe erhellt, ein langer hagerer Mann in Reiskleidern und schien in einem Buche zu lesen. Das graue faltige Gewand, mit den hängenden weiten Ärmeln, am Saume mit Pelz ver-

bräunt; die weite Bumphose von demselben Stoffe, mit schwarzen Knöpfen an der Seite besetzt und mit breiten Schleißen geziert, die nachlässig über den Umschlag der braunen Reitstiefel herunter hingen, gaben der Gestalt des Sitzenden einen fremden Anstrich. Das Gesicht desselben war aber unstreitig das Auffallendste an der Erscheinung. Im vollen Licht der Lampe saß das Haupt auf der breiten und steifen Krause, wie auf einer Schüssel; ein flachshaariger, kurz geschor'ner Spitzkopf mit weit abstehenden Ohren: ein braunes Antlitz, aus dem ein Paar graue und scharfe Augen unter schmalen gelben Augenbraunen hervorblickten; eine kupfrige Nase unter welcher ein dünner falber Bart — ausgespitzt und zugeseilt wie das lange Stofrapier, das der Fremde an der Seite, und wie die langen dünnen Stachelspornen, die er an den Füßen trug — einen breiten Mund mit schmalen Lippen bedeckte, der hinwiederum, von einem Paar Hängebacken eingefangen, in ein viereckiges, mit fahlem Spitzbart gezieres Kinn auslief — das waren die Theile, aus denen ein Kopf zusammengesetzt war, der im Ausdruck der Verschmitztheit, der Lüsterheit und kenntnißreichen Beurtheilungskraft Seinesgleichen suchte.

Bei Archimbaldo's Eintritt blickte er mit vor die Augen gehaltener Hand nach ihm hin, ohne jedoch im Uebrigen seine Stellung im geringsten zu verändern.

„Seh't, edler Herr,“ sprach Mutter Lene, nachdem sie die Stube wieder verschlossen hatte . . . „das ist der Bursche, von dem ich Euch sagte. Es ist die höchste Zeit, daß er ein Unterkommen findet, wenn ihm nicht, da ich auf einige Tage von ihm getrennt werden soll, Gefahr drohen soll; und da Ihr Euch doch entschlossen habt, einen noch nicht völlig Erwachsenen in Euern Dienst zu nehmen, und Ihr eines verständigen, muntern und zu jeder Arbeit aufgelegten Knaben zu Euern Zwecken bedurft, so kann ich Euch keinen bessern zurathen, als diesen.

den ich selbst nicht missen würde, wenn ihm ein längeres Bleiben nicht schädlich werden könnte."

Der Fremde nickte schweigend mit dem Kopf, während er Archimbald forschend von oben bis unten maß. Dann winkte er dem Knaben, näher zu treten. Dieser gehorchte.

"Hättest Du Lust," fragte der Fremde in einem ganz besonderen ausländischen Dialect, "mit mir zu ziehen?"

Archimbald staunte sprachlos bald den Gast, bald Mutter Lenen an. Die letztere sprach aber in einem Tone, der nicht ganz ohne Rührung war! "Bedenke Dich nicht lange, Archimbald. Gott weiß, es geht mir an's Herz, daß ich Dich lassen soll; aber es ist zu Deinem Nutzen und zum Verderben Deiner Feinde, wie der meinigen."

Dem Knaben stiegen bittere Thränen in die Augen. "Ihr verstoß't mich," stammelte er und hing sich an Lenens dürre Hand . . . ich bin ja ohnehin von aller Welt verlassen . . . verlass't Ihr mich nicht!"

Mutter Lene streichelte ihm die Backen und die Hände. Der Fremde schlug kalt die Arme über einander, heftete einen berechnenden Blick auf den Kleinen und sprach: "Der Bube ist dankbar . . . das ist viel! Ich nehme ihn auf Euer Wort."

"Das dürft Ihr," erwiderte Lene mit einem gewissen Stolze: "Ihr werdet ein größeres Kleinod in ihm finden, als Ihr denkt. Geh', Archimbald, gib dem geehrten Herrn die Hand, und danke ihm, daß er's so gut mit Dir meint und Dir zu Kenntnissen, Gold und Ehre verhelfen will."

Archimbald wollte durchaus nichts von dieser Art von Huldigung wissen; aber Lene zog sogleich andere Saiten auf. "Du vergiltst mir meine Wohlthaten mit Undank," sprach sie strenge. "Ich habe Dich dem Verderben entrissen, und Du willst mich durch Dein störrisches Bleiben in das Verderben bringen! Wohlان, so bleib'; laß' Alles gehen, wie es geht, und sieh' zu, wie ich Deinetwegen auf der

Folter oder dem Scheiterhaufen mein Leben endige, und das Deinige zu erhalten! Sieh' zu, wie . . ."

"Nein!" fiel Archimbald ein und küßte weinend ihre Hände . . . "Nein! diesen Vorwurf soll mir Niemand machen, sollte ich auch im Lande auf dem Bettel herumziehen. Weil Ihr's aber wollt, so ziehe ich in Gottes Namen mit dem Herrn da, wenn er hält, was er verspricht, und mich gut behandelt, mich viel lernen läßt und mir endlich zu etwas verhilft, damit ich Euch unter die Arme greifen kann, liebe alte Lene!"

Mit diesen Worten lief er zu dem Fremden, der ihm aufmerksam zugehört hatte, leistete den geforderten Handschlag, und erklärte: er sey bereit mit ihm zu gehen, wann er nur wolle. Der fremde Gast belobte seine Lebhaftigkeit und das Feuer, das aus seinen Augen leuchte, und sagte ihm zu: „wenn er sich folgsam und willig beweiße, wolle er ihn halten, wie einen Sohn.“

"Es ist jetzt in der neunten Stunde," sprach er, seine eiförmige Nürnberger Taschenuhr zu Rathe ziehend. „Man wird mich in meinem Gasthause erwarten. Punkt Drei bin ich mit meinen Pferden und mit Kleidungsstücken für den Buben, so gut ich sie in der Eile werde austreiben können, vor Euerm Hause. Laß't ihn dann fix und fertig, gewaschen und gesäubert seyn. Er wird sich dann hinter meinen Diener auf's Pferd setzen, und in einer halben Stunde hat er nichts mehr zu befahren. Vergess't auch nicht, mir die geflochtene Flasche mit Euere Essenz zu füllen; verstanden!"

Damit erhob er sich vom Stuhle, und stand, aufgerichtet, wie ein Riese in dem Stüblein, schob das kleine Fenster auf, reckte die Hand hinaus, um zu erkunden, ob noch ein Tropfen falle, warf dann einen breiten Federhut auf den Kopf, schüttelte der Alten die Hand, und ging, mit gnädigem Kopfnicken gegen Archimbald, hinaus. Lene folgte, und die beiden hielten draußen noch lange Zwei-

sprach. Archimbald, der nun wohl spüren konnte, daß ein wichtiger Abschnitt seines Lebens heran nahe, der ihn hinausführen sollte in unbekannte Länder und Reiche, begriff, daß er an etwas Höheres sich halten müsse mit seiner schwachen Kraft, und daß von ihm längst bei Seite geschobene Gebet drängte sich ihm wohlthuend wieder auf. Er kniete in einem Winkel nieder, befahl dem Herrn alle seine Wege, betete für seine abgeschiedenen Eltern, für Sabinen, Trudchen und die alte Lene, und stand bei Lenens Hereintreten weit gefaßter und ruhiger auf.

„Danke immerhin dem Herr,“ sprach diese: „danke ihm für die große Gnade, die er Dir erwiesen hat, indem er Dich in solche Hände fallen läßt, in welchen Du ein Licht der Weisheit werden kannst, wenn Du nur willst.“

„Wer ist der fremde Mann?“ fragte Archimbald neugierig.

„Es ist der gelahrte Herr Dee, ein Britte von Geburt,“ versetzte die Mutter Lene: „hoherfahren in allen geheimen und natürlichen Künsten, ein Doktor der Weltweisheit und der Arzneikunde, der weit eher einen kaiserl. Leibarzt vorstellen könnte, als der Meidhammel Crato, der mir bei Sr. kaiserl. Majestät Maximilian dem höchstseligen beständig wie ein bißiger Hund im Wege stand, und der . . . Nun, vorbei ist vorbei! Der Herr Doktor ist also auf einer Reise durch die Welt begriffen, und sucht sich einen vertrauten Menschen an die Hand zu ziehen, dem er einmal in der Folge Schätze und Kenntnisse zugleich hinterlassen könnte; und Dich, Glücklicher! Dich hat er erkohren. Ein guter Geist hat ihn gerade heute nach Ulm geführt und zu mir, seiner alten Freundin, geleitet, damit er es wohl mache mit Dir. — Jetzt geh' schlafen, mein Sohn. In ein Paar Stunden wecke ich Dich, um Dich zu reinigen und zur Abreise fertig zu machen. Schlummere zum letzten Male sanft unter meinem Dache.“

„Liebe Mutter Lene,“ erwiderte der Knabe traurig: „soll ich Euch denn nie mehr wieder sehen?“

„Wenn's Gottes Wille ist,“ versetzte sie, „so sehen wir uns wieder, wenn Du ein gemachter Mann geworden bist . . . wo nicht . . . scharren sie mich früher ein, oder verbrennen sie mich . . . und ich kann Dir keine Kunde zukommen lassen, so suche bei Deiner Wiederkehr nur in dem hohlen Eichbaum nach, dort an der Landstraße, der von dem Volke für gefeßt gehalten und aus dem Grunde gewiß verschont bleiben wird. Dort findest Du alsdann die Weisung, wo mein Bischen schlechte Habe verwahrt liegt, deren einziger, alleiniger Erbe Du bist, lieber Archimbald! . . . Jetzt aber gehe zu Nest, weine mir nicht vor und mache mich nicht am Ende selber weich. Ich bedarf meines Muthes, um morgen den gestrengen Herrn vom Rathe in die Augen zu sehen und allenfalls einen Foltergrad auszustehen, bis ich ihnen die Folter zu kosten geben werde. — Geh'! geh'! und schlafe wohl.“

Mit diesen Worten trieb sie den zögernden Archimbald zu seiner Schlafstätte und machte darauf ihre Vorbereitungen auf den morgenden Abend. Die ganze Nacht hindurch war sie auf den Beinen, räumte das Kostbarste aus dem Laboratorium hinweg und versteckte es in sichere Schlupfwinkel, versenkte den fest verschlossenen Schatzkasten in eine dazu gehörig bereit gehaltene Grube, die sie, ohne ein gewisses Zeichen sich gemerkt zu haben, gewiß selbst nicht wieder gefunden haben würde — so täuschend war sie verborgen — und weckte mit dem Schlage Zwei den lieben Pflögling, der aber auch die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte. Die Angst des Scheidens hatte sein Herz bedrängt, und die dem Jüngling angebor'ne Reiselust seine Phantasie aufgeregt. Ohne zu wissen, wohin der Zug gehen werde, hatte er sich selbst schon den Weg durch tausend romantische Gesilde vorgezeichnet, und immer war, nach unzähligen Abenteuern, das Schloß Worosdar das

Ziel der Reise. Der fremde Name von Sabinens jetzigem Aufenthalt hatte einen eigenen Reiz für Archimbald; und ohne zu wissen, weder ob dieses ersehnte Schloß wirklich bestehe, noch in welcher Gegend der Welt es liege, schien es ihm der Punkt zu seyn, auf welchem alle Linien seines Lebens zusammen fließen sollten. Lene fand ihn wachend auf dem Lager, schalt ihn deshalb tüchtig aus, und begann die häßliche Kruste abzustreifen, die schon so lange das blühende Antlitz und die frischen Glieder des Knaben aller Welt verborgen gehalten hatte. Bald strahlten seine Wangen wieder in der Röthe der Gesundheit, seine Lippen in Purpurfülle, seine Locken im goldenen Glanze der Morgenröthe, und Lene mußte es sich im Stillen bekennen: der Knabe sey schöner geworden als vordem. Auch der Doktor, der pünktlich, von einem Diener begleitet, zu Pferde eintraf, war angenehm überrascht, als er den lebensfrischen Buben vor sich sah, der dem glänzenden Schmetterlinge gleich, der garstigen Puppe sich entwunden hatte. Lene kleidete ihren Schützling in die Kleider, die der Doktor mit sich gebracht hatte. Das braune Wamms mit den gelben Aufschlägen, der breite weiße Hemdkragen, die braunen eng anliegenden Beinkleider, die kurzen Schnürstiefel sammt dem breiten Ledergurt und der dunkeln mit Goldborten verbrämten Mütze standen ihm so gerecht, als schön. Mutter Lene hing ihm in der Eile noch ein schwarzes Band mit einem vernähten und versiegelten Päckchen um den Hals. „Trage das zu meinem Andenken,“ flüsterte sie ihm zu, um nicht laut sprechend ihre Rührung zu verrathen. . . „es ist ein Amulett und nur in höchster Noth zu öffnen erlaubt.“ — Während Archimbald, dem Alles wie ein Traum vorkam, sich wohlgefällig musterte in seinem neuen Staate, zog Lene den Doktor bei Seite und verkehrte höchst angelegentlich mit ihm, bis er endlich von der Zeit bedrängt, die Flasche mit der Lebensessenz zum Pulverhorn an die Hüfte hing,

den Federhut aufsetzte, die Handschuhe anzog und mit einem derben Handschlage rief: „Sehd unbesorgt, Mutter Lene! Ihr wißt, ich thue nichts halb. Schlägt er ein, so ist sein Glück gemacht . . . schlägt er nicht ein, so habt Ihr ihn, ehe zwei Jahre in's Land gehen, wieder. — Und nun auf! zu Pferde!“

Er bedeutete Archimbald, sich hinter den Diener auf den Gaul zu setzen und stieg selbst auf. — „Mit Gott, Archimbald!“ stammelte Mutter Lene, machte schnell das Zeichen des Kreuzes auf seine Stirn, und schob ihn rasch zur Thüre hinaus.

Noch einmal wollte der erschütterte Knabe die Wohlthäterin sehen, ihre Hand mit Thränen benetzen; umsonst. Der innere Riegel war gefallen — die Thüre blieb verschlossen. Durch die Aeste des Baumes vor dem Hause kam aber der Kater Schwarzmännchen herunter geschlichen zu dem jungen Freunde und schmiegte sich schnurrend an ihn. Archimbald umarmte auch das gutmüthige Thier und küßte es, Abschied nehmend; allein der Doktor setzte sich in kurzen Trab; der zurückbleibende Diener brummte seinen Verdruß über das lange Zaudern vernehmlich genug in Archimbalds Ohren, daß dieser endlich seinem Herzen Gewalt anthun, und von Lenen, ihrer Hütte und dem vierfüßigen Schlafkameraden in allem Ernste sich beurlauben mußte. Er schwang sich dann auf den unbequemen Sitz hinter dem Diener, umklammerte denselben, und drückte seine brennenden Augen auf sein kühlendes Lederwammis, während der schwere normännische Hengst mit ihnen hinaus sprengte durch die thauige Morgenluft.

Sechstes Kapitel.

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend . . .
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend . . .

Schiller.

Ungeduldig wartend ging der Rathsherr Thurneisen in dem Kreuzgange des Münsters auf und ab, blickte scharf nach dem Eingange, faute an den Nägeln oder stampfte mit den Füßen. Die Sonne stand am Mittage, und eine halbe Stunde lang hatte er schon, in boshafter Freude auf Nadeln stehend, Philipps geharrt. Endlich kam dieser über den Kirchhof in den Kreuzgang geschritten; seine Entschuldigung erstarb ihm aber im Munde bei der rauhen Anrede des Rathsherrn.

„Wo zum Teufel haltet Ihr Euch so lange auf, Better?“ fuhr ihn Thurneisen an. „Meint Ihr denn, ein Rathsherr von Ulm habe Zeit, in Geduld abzuwarten, bis Ihr ein Paar Loth Gewürznägelein oder Pfeffer an das Lumpengefindel ausgewogen? Seit einer Glockenstunde laufe ich hier auf und ab, wie ein gehehrtter Hase. Ich dünkte, die Einladung eines Rathsherrn, Betters und künftigen Schwähervaters sollte mehr Gewicht in Euern Augen haben, als die kupfernen Pfennige des Böbels, die Euch vielleicht in Euerm Laden darüber zu Schanden gehen dürften!“

„Valga me Dios!“ versetzte Philipp, als der Rathsherr, vor Unmuth feuchend, schwieg . . . „ich konnte nicht

ahnen, daß es so wichtig sey, was Ihr mir vertrauen wollt."

„Nichts mehr und nichts weniger ist es," sprach der Rathsherr polternd, „als daß unser Anschlag im Rathe durchgegangen. Die Hexenlene wird heute Abend eingesteckt, morgen früh verhört und gefoltert. Da wollen wir schon auf den Grund kommen. Die Mißgeburt, die sie da draußen hegt und pflegt, wird auch ad coram genommen. Vielleicht ist es der durch Zigeunerkniffe verkappte Archimbald . . . vielleicht ein auf dem Hexensabbath erzeugter Teufelssohn. Ist es der Erstere, so lasse ich ihn aus der Stadt stäupen für seine Mummerei — dann hat er alles Recht verscherzt . . . ist es eine Satansbrut, lasse ich ihr alle Adern öffnen und die Lene wird verbrannt. **Punctum satis.**"

„Herrlich!" jauchzte Philipp. „Wenn die kluge Lene uns nur nicht aus dem Garne läuft."

„Ohne Sorge!" versetzte der Rathsherr. „Der Befehl zur Verhaftung ist unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit gegeben. Bis jetzt ist er Niemanden bekannt, als Euch und dem Rottmeister Hans Schnepfinger, der erst, wenn die Stunde herannah, seine Leute davon unterrichten wird. Es ist ein zuverlässiger, verschwiegener Kriegermann . . . nichts von ihm zu fürchten."

„Was soll denn aber eigentlich die Lene?" fragte Philipp bedenklich.

„Nehm't mir's nicht übel" . . . erwiderte der Rathsherr und zupfte sich am Knebelbarte, wie er zu thun pflegte, wenn er eine geringschätzende Miene annehmen wollte . . .

„Ihr seyd ein Ellenreiter und lebendiger Pfeffersack, der nichts begreift. — Bekennen soll sie, wo der Archimbald hingekommen ist; denn um alle Schuld von Euch zu schieben, muß sie Alles gethan haben. Hat sie was zu bekennen, so wird sie's thun . . . man läßt sie dann peitschen und verweist sie aus dem Weichbilde. Hat sie

nichts zu bekennen, so läßt man sie foltern, und unter den benedischen Schrauben wird ihr schon etwas einfallen; für ihre Hartnäckigkeit wird sie alsdann gewippt, und damit *punctum satis*."

"Mit alle dem bekomme ich mein Testament nicht wieder, brummte Philipp.

"Warum waret Ihr auch schöpfig genug, es hinzugeben?" höhnte Thurneisen. "Der alte Simon mag mir immerhin von den Teufeln, die er gesehen zu haben vorgibt, schwätzen was er will: ich bleibe dabei, die Alte hat Euch einen Spuck aus ihrem eigenen Sack vorgemacht, ob schon es sonst wohl nicht geheuer mit ihr ist. Hättet Ihr mir nur Euer Vorhaben vertraut! Doch, dem sey wie ihm wolle; Schnepfinger hat den Auftrag, bei dem heutigen Ueberfall alle Winkel nach dem Pergament, das ich ihm deutlich beschrieb, auszusuchen. Ist es da, so findet er's gewiß; denn im Suchen gleicht ihm keiner. Es ist, als ob er Maulwürfe an den Fingern hätte. Ist es nicht da, nun . . . so mag wohl die ganze Zauberei ihre Richtigkeit und der Archimbald in der That sein Fett bekommen haben. Leider darf man der Alten deswegen nicht auf's Leder, weil Ihr gerade den Handel mit ihr hattet. Wäre es einer aus dem Pöbel, ein gemeiner Hund . . . dann, ja, dann gäbe es kurzen Prozeß. Die Hexe würde ersäuft, oder besser, verbrannt . . . dem gemeinen Hunde würden die Knochen auf dem Rade gebrochen, und damit *punctum satis*. Aber weil die Säule schief stehen, muß man behutsam thun. Ohne Sorge indessen. Die Hexenlene soll an mich denken. Ich hab' sie schon längst auf dem Rohr . . . ich weiß wohl, warum . . . heute laß ich sie beim Schopf nehmen, und damit sie nicht durch Teufelskünste sich davon mache, habe ich befohlen, sie gar nicht zur Erde kommen zu lassen. Das ist ein probates Mittel gegen alle Hexerei. — Doch horch! die Mittags-

glocke ruft. Der Imbiß soll mir trefflich schmecken. Auch Euch wird hoffentlich die gute Nachricht die Gflust bestens gereizt haben; nicht wahr? — Kommt den Abend zu mir, wenn Ihr den Laden schließt; wir wollen am Frauenthore passen, bis man die Hexe bringt; hört Ihr!“

„Ich werde kommen, Better,“ erwiederte Philipp.
„Lass't Euch's schmecken und grüßt mir mein Bärchen.“

Der Rathsherr nickte vornehm mit dem Kopfe. Als sie aber mit einander aus dem Kreuzgange traten, fiel ihnen der Grabstein Wernher's in die Augen, der an der äußern Wand angebracht war. „Dort liegt der Rothkopf“ — war des Rathsherrn freche Rede — „der durch seinen wollüstigen Kizel uns so viel Molesten machte. Jetzt noch verursacht er uns Galle genug. Wir hatten daran bei seinem Leben schon allzu viel. Werdet Ihr's glauben, Better, daß er vor neunzehn Jahren ungefähr meiner eigenen Frau den Hof machte, und daß sie sich ihn auch recht gern von ihm machen ließ? Ich meine aber, ich bin dazwischengefahren, wie ein Feld voll Teufel. Ich steuerte dem Unwesen, verbot dem Better das Haus und hatte Ruhe. Zwar erwischte ich im Anfang noch ein Paar Sträuschen und allerlei Minnefram, mit dem der gute Wernher mein Weibchen zu bethören dachte. Die Sträuschen warf ich in die Donau . . . die Ueberbringerin . . . seht!“ setzte er leiser hinzu: „das war eben die Hexenlene; darum habe ich einen Groll auf sie, wie ein eiterbissiger Hofhund . . . die Ueberbringerin jagte ich zum Teufel, und Alles war gut. Um diese Zeit hatte ich in Erbschaftsangelegenheiten eine Reise nach Sachsen zu machen und blieb gegen acht Monate weg. Mein Haus und die Aufsicht über mein Weib hatte ich dem Better Ehrenfried anvertraut, auf den ich in jeder Rücksicht bauen konnte. Als ich heimkehrte, wiegte meine Frau die kleine Barbara auf dem Schooß, und die närrische Liebelei hatte, sobald sie Mutter geworden war, völlig ihr Ende erreicht. Guern

Vater hatte Eure Mutter endlich kirre gemacht, zu den Hausvaterspflichten nach mehrjährigem vergeblichen Bemühen zurückgeführt, und wir lebten in gutem Vernehmen, bis Eure Mutter starb und der Teufel der Unordnung wieder in Euer Haus einbrach. Mein Weib segnete auch bald nachher das Zeitliche, und Euer Vater und ich — wir sahen uns bloß im Rathe, wo er gewöhnlich Ja sagte, wenn ich Nein, und so umgekehrt. — Na! Gott schenke ihm den ewigen Frieden. Lebt wohl, Philipp. Von dem vielen Plaudern ist meine Zunge ganz trocken geworden. **Punctum satis!**"

Der Rathsherr ging links seine Straße fort. Philipp stand noch eine Weile am Grabe des Vaters, und starrte das Denkmal an, das nur kalte Pflicht, nicht des Sohnes Liebe hatte setzen lassen, bis ihn ein unheimliches Gefühl erinnerte, er verdiene es eigentlich nicht, an dieser heiligen Stätte weilen zu dürfen. Schnell schüttelte er den Staub von seinen Füßen und eilte nach Hause.

Der Nachmittag schlich ihm bleiern vorüber in der engen Ladenstube, und weder der Besuch einiger Jugendfreunde, noch Simons Bemühungen, den Gebieter aufzuheitern, vermochten etwas über seine böse Laune. Mit sich selbst unzufrieden im geheimsten Innern der Seele, blätterte er unruhig in seinen Büchern, zählte in seinem Gelde, schob die Laden auf und zu, lockte seine Hunde und jagte sie mit Fußtritten wieder weg, rechnete, schrieb und ließ die Feder wieder unmuthig sinken. — Simon hatte ihn noch nie in dieser Stimmung gesehen; er rieth aber unbedenklich auf ein verliebtes Gemüth, weil er wußte, daß Philipp bei dem Rathsherrn um die Tochter freite. — Es war aber nicht die Liebe, es war der Vorwurf eines qualenden Gewissens, das den jungen Bösewicht keine ruhige Stelle im eigenen Hause finden ließ. Die Reden des Rathsherrn, der Anblick des väterlichen Grabmals

hatten auf wunderliche Weise das Andenken an den Vater in seinem Gehirne aufgefrischt, mit ihm die Erinnerung an Archimbald, an seine Unmenschlichkeit, an seinen letzten Mordversuch am Bruder. Ein Nest von Gefühl brannte schmerzliche Wunden in Philipps Brust. Simon wurde endlich gerufen.

„Ich bin so unruhig, so aufgereizt,“ begann Philipp: „ich glaube in jedem Winkel den Vater und den jungen Rothkopf zu sehen. Hilf mir!“

„Habt Ihr ihn vielleicht auch sehen müssen, wie ich?“ fragte Simon, schauernd bei der Erinnerung an das Gesicht beim Tode des Herrn.

„Nicht doch,“ versetzte Philipp und rieb sich unruhig die Stirn. „Es geht mir nur im Geiste so vor, daß er mir einmal begegnen könnte. Ich muß dieser Qual ein Ende machen. Auf Michaelis mache ich Hochzeit, denke ich. Der Braut gefällt ohnehin das veraltete Gebäude nicht, mit den vielen Winkeln, Gängen und krummen Treppen. Mir gefällt es auch nicht mehr. Ich habe in den Niederlanden geräumigere, hellere Häuser kennen gelernt, und meine Braut verlangt eines nach der Weise der Augsburger Wechselherren. Ich will ihr gern zu Willen sehn. Zu meinem Gewerbe scheint mir das Gebäude neben dem Deutschen Hause, in dem der Gerber Schneidenbach wohnt, am geschicktesten. So gehe denn hin und erkundige Dich fein vorsichtig und genau, ob es zu verkaufen. Den Leuten geht es hinderlich . . . es wäre also leicht möglich . . .“

„Ihnen das Haus um einen Spott abzubrühen!“ fiel Simon satanisch lächelnd ein. „Lass't mich nur machen. Ich bring' es dahin. Mir selbst liegt daran, aus diesem Hause zu kommen, wo mir zwar vor Zeiten wohl war, aber seit Langem nicht mehr.“

„Unterdessen aber,“ fuhr Philipp fort, „sperrst Du Alles, was an Kleidung, Geräthschaften, Papieren und

beweglicher Habe dem Seligen einst gehört hat und von ihm gebraucht worden ist, sammt Archimbald's Lumpen und Spielzeug zusammen in eine Dachkammer, damit mir nichts mehr von den Beiden zu Gesichte kömmt; hörst Du? Es wird mir immer schreckhaft zu Muth, wenn ich dergleichen unvermuthet wieder sehe."

"Es soll geschehen!" sprach Simon. "Mühe wird es zwar kosten, mich zu überwinden, und Alles aus den Schränken zu räumen, um es auf einen Haufen zu sperren; allein, wenn es einmal geschehen, so ist's vorbei." — Er ging. Philipp schöpfte etwas leichter Athem, wischte sich den Schweiß von der Stirn, strich sich den Knebelbart, kraute Alba und Spaniol hinter den Ohren, und schritt dann, des Prinzen von Dranien Leibmarsch pfeifend, im Laden auf und nieder. Da ging die Thüre desselben auf, und ein zerlumptes Mädchen trat scheu herein.

"Was gibt's?" schnaubte Philipp das Kind an, da er sich ungern in seinen Gedanken gestört sah. "Was soll's? was verlangst Du?"

"Nichts!" ... stotterte das Mädchen erschrocken, und getraute sich nicht von der Thüre zu weichen: "nichts, aber..."

"Nichts?" erwiderte Philipp, ihr nachsäffend. "Wenn Du nichts kaufen willst, so verlangst Du zu betteln. Dem unverschämten Bettelvolk gebe ich aber die Hezpeitsche!" — Er machte eine drohende Bewegung, und seine Hunde standen ihm schon fangfertig zur Seite.

"Mein Gott!" jammerte das Mädchen: "ich will ja auch nicht betteln; ich möchte Euch nur fragen, ob ich hier recht sey bei Herrn Philipp Wernherr, und ob er daheim?"

"Ich bin es selbst," versetzte Philipp. "Was willst Du?"

"Ich soll Euch fragen," fuhr das Mädchen fort: "ob Ihr schon verheirathet seyd?"

"Seltzame Frage!" lachte Wernher. "Noch bin ich unbeweibt, wie die ganze Stadt weiß. Was nun?"

"Dann soll ich Euch diesen Bettel geben," sprach die

kleine Bötin, „und auf Antwort warten.“ — Sie reichte ihm einen schmutzigen Streif Papier.

„Ein sauber Aviso!“ rief er verächtlich, und zögerte, das Papier zu nehmen. „Ein Bettelbrief ohne Zweifel. Wer hat ihn geschrieben?“

„Ein junges, schönes Weibchen!“ lautete die Antwort.

„So? Gib!“ erwiderte Philipp neugierig und ein verliebtes Abenteuer witternd. Hastig riß er das mit Brodteig verklebte Bettelchen auf, las ein Paar Worte und fuhr dann erblaffend zusammen. Mit scheelem Blick sah er auf die Ueberbringerin und wies ihr die Thüre.

„Ich gehe schon,“ antwortete das Mädchen, durch seine schlecht verborgene Unruhe fecker gemacht. „Aber welche Antwort soll ich bringen?“

Philipp besann sich eine Weile unschlüssig. „Sage der Schreiberin,“ sprach er hierauf: „ich würde kommen . . . heute noch . . . wäre es auch am späten Abend.“

„Nur nicht zu spät,“ versetzte das Mädchen. „Das Haus wird um acht Uhr geschlossen.“

„Wo wohnt sie?“ fragte er hierauf.

„In der Glenden-Herberge!“ entgegnete das Kind.

„Wie?“ rief Philipp in peinlicher Ueberraschung. „In der Glenden-Herberge?“

„Ja doch!“ erwiderte das Mädchen. „Ich diene dort. Das gute Weibchen ist todtmüde diesen Nachmittag daselbst angekommen; aber sie ist so lieb und freundlich, daß sie schon alle im Hause gerne haben. Sie hat mir ihr letztes Geldstück geben wollen, um den Bettel herzutragen. Aber behüte mich Gott, daß ich etwas von ihr angenommen hätte. — Ihr kommt also?“

„Ich komme!“ sprach Philipp, verdüstert vor sich hinstarrend. Das Mädchen wollte gehen.

„Halt!“ rief er ihr plötzlich zu. „Erkläre mir noch das Eine: Wenn ich nun verheirathet gewesen wäre, was hättest Du dann mit dem Bettel anfangen sollen?“

„Die Fremde hat mir befohlen,“ erklärte das Mädchen: „den Bettel in diesem Falle wieder zurückzubringen. Ich muß ihn dann selbst zu sprechen suchen, hat sie seufzend hinzu gesetzt.“

„Gut, gut“ . . . sprach Philipp zerstreut und entließ das Mädchen. Kaum aber hatte sich dieses entfernt, so brach der mühsam verhaltene Sturm aus. Fluchend und tobend rannte Wernher in sein Ladenstüblein, schmetterte die Thüre hinter sich zu, schlug sich wie ein Verzweifelter vor die Stirn, knirschte mit den Zähnen, und fand erst nach einer geraumen Zeit die Fassung wieder, das Brieflein noch einmal durchzulesen. — „Mein Philipp,“ hieß es darin in halb unleserlichen Schriftzügen: „Du hast mich elend gemacht. Aus der Tiefe meines Jammers schreie ich zu Dir. Vom Vater verstoßen, der Schande preisgegeben, irre ich von Stadt zu Stadt, Dein Ebenbild unter dem Herzen. Mit wunden Füßen und weinten Augen betrete ich Deine Heimath. Philipp! wenn es noch nicht zu spät ist, wenn Du nicht schon gefesselt bist, habe Mitleiden mit mir, die ich vor Gott Dein Weib ward, — mit Deinem Kinde! — Maria.“

„Alle Teufel haben sich gegen mich verschworen, mir die Heimath zur Hölle zu machen!“ murmelte Philipp grimmig vor sich hin. „Das Andenken an einen leichtsinnigen buhlerischen Vater, die Furcht vor den Eingriffen eines Bastards quälen mich noch nicht genug! Aus den fernen Niederlanden muß noch eine tolle Schwärmerin sich hierher betteln, um mir die Dornenkrone aufzusetzen . . . in einem Augenblicke, wo ich im Begriff bin, die schöne und reiche Thurneisen zu ehelichen, durch diese Verbindung in den Rath zu kommen und mein Glück zu machen. Verflucht!“

Er ging einige Augenblicke mit sich selbst zu Rathe und rief dann nach Simon. Der eifrige Geschäftsträger war aber schon ausgegangen, um den Auftrag seines Herrn

wegen des Hauskaufs einzuleiten, und sein Heimkommen von dem Negoz nicht so bald zu erwarten, da er seit dem Tode des Rathsherrn die Gewohnheit angenommen hatte, jeden Abend in einer Bier- oder Brantweinschenke sich aufzuheitern und seinem Gewissen einige Stunden des Schlafs zuzutrinken. Zudem dämmerte es bereits, und Philipp mußte sich also entschließen, den Laden zeitiger zu sperren, um die Glenden-Herberge zu besuchen und seine Einladung bei dem Better Thurneisen nicht zu versäumen. Er warf sich in ein unscheinbares Wamms, hing sich einen Beutel mit Geld an den Gürtel, zog die Krempen seiner Ladenmütze über Stirn und Ohren, um der Nachbarschaft der Glenden-Herberge unkenntlicher zu sehn, und wanderte, nicht ohne unruhiges Herzklopfen, aus dem Hause.

Der Weg zu der Herberge war ziemlich weit. Er hatte also Muße genug, die Lage zu überdenken, in der er sich befand, und mußte gestehen, zu keiner übler'n Zeit habe er darenin versetzt werden können. Indessen hoffte er durch Reckheit und Silberklang alle Hindernisse niederzuschlagen, und schritt immer muthiger durch die Gassen, die von den, am Feierabend heimkehrenden Handwerkern ungemain belebt wurden. So wie er sich aber der Herberge näherte, wurde es einsamer und stiller um ihn her, und unbemerkt von der Nachbarschaft, schlüpfte er in die finstere Hausflur des Bettelwirthshauses. Aus der Gaststube rechts schallte ein wüstes Treiben und Getümmel. Philipp drückte vorsichtig die Thüre auf. Ein dichter Qualm von Gerüchen und Dämpfen aller Art drang ihm entgegen, und er trat in ein langes, finstres, von einigen an der rufigen Decke hangenden Lampen schlecht erhelltes Gemach. Längs den Wänden hin, an schmutzigen und schmalen Tischen, war eine Menge Gestudel jedes Geschlechts und jedes Alters gelagert. Einige hielten mit verdorbenem Käse und schimmeligem Brode ihre kümmerliche Abend-

mahlzeit, Andere saßen bei dem sauern Biere, das um Gotteswillen verzapft wurde. Eine Gruppe von Weibern, deren jede den Preis der Häßlichkeit über die andere davon zu tragen schien, verschlangen mit gierigem Heißhunger die dünne Mehlsuppe, die in der Mitte der Stube auf einem großen Herde bereitet wurde, und halgten sich mit ekelhafter Ekstase um den einzigen, mit eiserner Kette an den Tisch befestigten Holzlöffel. Ein Paar abgerissene Handwerksburschen, denen Lüderlichkeit und schwindfüchtiges Fieber aus den verfallenen Augen sah, spielten in einer Ecke mit zerrissenen Karten um ihr Pfennigbrod. In einer andern nagte ein Troß zerlumpter Kinder an einigen halb gar gekochten Kalbsfüßen, während abgemagerte Hunde sich mit ihnen um die Wette um einen weggeworfenen Knochen bissen. Hinter der Thüre reinigten alte Bettelweiber ihre Kinder vom Ungeziefer, zählten Krüppelhafte Landstreicher ihre den Tag über gesammelten Almosenkreuzer. Um die Flamme des Herdes, unter dem schwarzen Schlot, der mitten in der Decke angebracht war und die Wirthsstube zur Küche zugleich machte, hanthierten unsaubere Mägde und theilten einem hungrigen Haufen die Abendkost aus. Im tiefen Hintergrund dieser Halle des Glends, vom Rauche des Herdes, wie auch vom nächtlichen Dunkel eingehüllt, breitete sich die große Streue aus, auf der bereits viele Schüler des Jammers ihr kummervolles Tagewerk verträumten, um im Schlummer vielleicht das Glück zu finden, das in der rauhen Wirklichkeit von ihrem Uebermuth verschertzt oder von einem hämischen Geschick tyrannisch ihnen versagt worden war!

Philipp stuzte betroffen bei seinem Eintritt. Menschliches Glend hatte er noch nie im Großen vor sich gesehen, wie heute. Und unter diesen Geschöpfen sollte er Marien finden, das Mädchen, das er einst liebte! Er konnte sich eines sehr bitteren Gefühls nicht erwehren, und

würde vielleicht wieder unwillkürlich umgekehrt seyn, wäre seine Anwesenheit nicht schon bemerkt worden. Neugierig starrten ihn seine nächsten menschlichen Umgebungen an, denen sein schlechter Kittel vornehm genug vorkam, um dessen Eigenthümer nicht zu den Gästen des Hauses zu zählen, . . . am Herde schwieg plötzlich das Geplauder der maulsleißigen Mägde, und die Wirthin, mit der Suppenaustheilung inne haltend, sandte ein freischendes: „wer sehd Ihr? was wollt Ihr?“ zu dem Ankömmling herüber. Philipp, die Gebieterin des Hauses nicht verkennend, schritt auf die runde Gestalt los, und ehrfurchtsvoll machten ihm die Bettler Platz, in weitem Kreise sich um ihn dehnend. Mit dem herablassenden Tone, der dem Vornehmern gegen den Niedern so eigen ist, fragte er die Wirthin, wo sich das fremde Weib aus den Niederlanden befinde, das heute angekommen sey und ihn zu sprechen verlangt habe. Bei diesen Worten wurde das ziemlich unfreundliche Gesicht der Herbergsmutter unaussprechlich freundlich. Sie übergab den großen Schöpflöffel, gleich dem Szepter der höchsten Gewalt, der zunächst stehenden Magd, riß dem an der Herdesflamme in gewohnter Trunkenheit entschlafenen Ehegatten auf ziemlich unsanfte Weise das Schlüsselgebund von dem Gürtel, und lud den vornehmen Gast ein, ihr zu folgen. Mit leichtem Herzen that es dieser; denn er hatte gefürchtet, Marien aus einem Winkel des abscheulichen Saales hervorkriechen zu sehen. Als er mit der Frau vom Hause auf die Flur gelangt war, fing seine Führerin an, das Lob der jungen, schönen und armen Frau zu posaunen. „Glaubt es, Herr,“ sprach sie und stellte sich breit vor ihn hin: „bei unserer Hanthierung hier in der Armenherberge wird man mit der Zeit hart wie ein Kiesel, denn es kömmt einem gar zu viel schlechtes Pack und lose Waare vor; aber als das Weibchen heute Mitrag hereingewankt kam, das Bündelchen unter dem Arm, vor Müdigkeit fast umsank, ihre

wunden Füße zeigte, und mit einer hellen, silberreinen Stimme um Menschlichkeit und Barmherzigkeit für das Würmchen, das ihr unter dem Herzen ruhe, bat, seh't, Herr, da ward mir gleich zu Sinn, als müßte ich ein Uebrigcs thun, als sey ein Engel in Menschengestalt und tiefem Leiden bei mir eingekehrt. Mein Mann . . . nun, Ihr habt den Volkspaf am Herd schnarchen gesehen der ist nur mehr als ein halber Mensch mein Mann also wollte die arme Wandrerin mit dem Grobzeug da drinnen zusammensperren; ich habe es ihm aber versalzen, meine ich! Nein, Christoph, habe ich gesagt; die Arme ist ehrlicher Leute Kind, das sehe ich gar wohl, und ste soll mir auch so gehalten seyn. — Da ist mir vor einem halben Jahr eine Tochter gestorben — mit achtzehn Jahren, ein braves, liebes Dirnel; Gott hab' sie selig! In deren Zimmer, in ihr Bett habe ich die Fremde gebracht. — Und nun kommt. Sie wird sich freuen. Sie hat mir gesagt, ein Freund ihres verstorbenen Mannes werde ste heute Abend heimsuchen, und der seyd ohne Zweifel Ihr?“ — Philipp bejahte, im Innersten beschämt über die Schonung, die ihm Marie hatte angedeihen lassen. — „Nun denn,“ fuhr die geschwägige Wirthin fort: „so kommt, lieber Herr, und thut für die Arme, was Ihr könnt und müß't. In diesem Hause kehrt nicht alle Tag ein solcher Engel ein.“

Sie hatten während dieser Rede einige Stufen erstiegen, und die Wirthin öffnete eine Thüre, schob den Philipp hinein und ging bescheiden wieder von dannen. Er stand in einem dürftig eingerichteten Gemache. Ein Tisch, auf dem eine Nachtlampe brannte, ein Stuhl mit zerbrochener Lehne, ein Wandschrank, neben dem ein kleiner Bündel mit Habseligkeiten auf dem Boden lag, und ein ärmliches Lager mit groben Vorhängen — dieses war alles Geräth in der Kammer, die nur durch ein stark vergittertes Fenster bei Tage erhellt wurde. Alles still

in der Kammer. Tiefe Athemzüge einer Schlummernden hinter den Vorhängen hörbar. Ein erdrückendes Bewußtseyn klemmte Philipps Herz zusammen . . . er zog die Vorhänge behutsam auf, und ein blasses, von Schmerz und Leiden abgezehrtes Antlitz, die müden Augen in tiefem Schlummer geschlossen, zeigte sich seinem zagenen Blick. Ja, es war seine Marie, die schöne Maria Berde, Tochter eines Spaniers, des berühmtesten Waffenschmiedes in Antwerpen, des kunsterfahrenen Miguel Berde. Auf diesen Wangen blühte einst der frische Glanz jugendlicher Schönheit . . . dieser Arm, der hier das matte Haupt unterstützte, hatte ihn einst in seligen Stunden umschlungen . . . diese blassen Lippen ihm unter glühenden Küffen Gegenliebe gestammelt, den heiligen Eid der Treue geschworen! — Ein banger Seufzer entriß sich der keuchenden Brust des lasterhaften jungen Mannes, und dieser Seufzer weckte die Leidende. Mit halb geöffneten Augen starrte sie den Besuchenden an . . . doch bald röthete sich ihre Wange in der Freude der Ueberraschung, und heller glänzten ihre Blicke. Himmlisches Lächeln umstrahlte ihren Mund, und leise, aber wie Klang der Harfe, flossen von ihren Lippen die Worte: „Ist's möglich? Du, mein Philipp? Du hast mich erhört? Wohl mir!“

„Guten Abend, Marie!“ stammelte, alle Kräfte zusammennehmend, der Verführer.

„Warum so kalt? warum so einsylbig?“ klagte Marie mit sanftem Vorwurf. „Zürne mir nicht, mein Lieber. Ich komme freilich unerwartet; allein die Noth zwingt mich dazu. Nicht Mißtrauen in Deine Schwüre hat mich bewogen, aus dem Vaterhause zu gehen, obgleich Du mir, seit Du Antorff verlassen, nicht ein einzig Mal geschrieben; obgleich Du . . . nicht einmal Abschied von mir genommen.“

„Meine Geschäfte“ versetzte Philipp rauh

„das Drängen der Zeit . . . es war mir nicht möglich“ . . .

„Kein Wort der Entschuldigung!“ fiel Marie ein . . .
 „Hat Dich nicht etwa mein Herz schon längst entschuldigt?“ . . .

„Wenn das ist!“ pochte Philipp wie oben . . . „warum diese seltsame Ueberraschung? warum der abenteuerliche Zug von Antorff bis Ulm?“

„Zürne mir nicht,“ bat Marie . . . „sey gelassen, lieber Philipp, und höre mich . . . Was ich während Deiner Abwesenheit bei uns fürchtete und zu gleicher Zeit in schmerzlichsüßer Ahnung hoffte, es hat sich verwirklicht und wahr befunden.“ — Sie erhob sich vom Lager und die Umrisse ihres Körpers ließen keinem Zweifel über ihren sehr weit vorgerückten Zustand Raum.

„Wahr?“ fragte Philipp mit Scheu, ob ihn gleich sein Auge überzeugte.

„Glaubst denn,“ versetzte Marie, „ich würde Dir je eine Unwahrheit sagen?“

„Weiter!“ sprach Philipp ungeduldig.

„Sogleich,“ erwiderte Marie demüthig. „Setze Dich aber zu mir, mein guter Philipp. Ich möchte gerne das Lager verlassen und Dich empfangen, wie sich's gebührt; aber meine armen Füße . . . sie sind durch das lange Wandern und durch die steinigen Wege so wund und müde, daß ich mich nicht aufrecht halten kann, und dann“ . . . hier lächelte sie schmerzhaft — „dann schäme ich mich auch, in meinem schlechten Gewand vor Dich zu treten.“

Sie seufzte. Philipp schwieg finster.

„Du erinnerst Dich wohl noch,“ fuhr sie heiterer fort, „des grauen wollenen Kleides mit den breiten Sammetstreifen an Saum und Ärmeln? Du sahst mich so gerne darinnen, und weil ich Dich in diesem Kleide zuerst gesehen, und weil . . . ich in diesem Kleide“ . . . hier stockte

ſie verſchämt . . . „die Deine . . . Dein Weib, wie Du es nannteſt . . . geworden war, ſo hatte ich es gar zu lieb und trug es beſtändig bei Deiner ſchnellen Abreiſe, zum Andenken an Dich. Es kam mir auch mit ſeinen weiten Falten wohl zu ſtatten, um dem Vater und der Mutter zu verbergen, was ſie nicht ahnen ſollten, biß Du, nach unſerer Abrede, ſchriftlich um mich angehalten haben würdeſt. Doch Dein Schreiben blieb aus . . . iſt vielleicht unterwegs verloren gegangen . . . tauſendmal hatte ich mir vorgenommen, mich der Mutter zu entdecken; die Scham verſchloß mir den Mund. O, hätte ich doch geredet! Mütterchen hatte mich zu lieb, hätte den Sturm von mir gewendet.“ — Marie trocknete ſich eine Thräne und ſprach dann mit gepreßter Stimme weiter: „Nach langem Zögern hatte ich es endlich verzögert; denn die Mutter ſtarb plötzlich an einer Erkältung, und ich war mir und der Gnade meines rauhen, ehrliebenden Vaters überlaſſen, der ſeit dem Tode meiner Mutter noch mürrischer denn zuvor geworden war. Endlich . . . und endlich mußte ich alles geſtehen, und ſieh nun . . . Philipp . . . — Thränen erſtickten ihre Worte — in dieſem grauen Kleidchen legte ich das Bekenntniß ab, . . . und in dieſem Kleide ward ich aus dem Vaterhauſe gejagt!“

Ein Dolch durchbohrte Philipps Herz; Marie fuhr fort:

„Der Vater kannte ſich nicht mehr und konnte mir's nicht vergeben. Hinaus aus meinem Hauſe, ſchrie er, Buhlerin eines verfluchten Lutheraners! hinaus und laſſe Dich nimmer ſehen vor mir! — Ich floh in dunkler Nacht von Antwerpen. Ich ſchämte mich, mich vor den Unverwandten der Mutter ſehen zu laſſen; ich war in Verzweiflung und wollte mich in's Waſſer ſtürzen. Aber ein Blick auf mein graues Kleidchen gab mir neuen Muth. Philipp hat Dich ja lieb, dachte ich, und dieſes Kleid ſah er beſonders gern an Dir. Wenn Du nun zu ihm

pilgerst und in diesem Gewande vor ihn trittst, so wird er noch um ein's so gerne seine Schwüre erfüllen. Gesagt, gethan. Ich lief gerade aus und fragte nur nach Ulm. Eine Schnur Perlen, die ich um den Hals trug, fristete mein Leben. Ein menschenfreundlicher Jude kaufte sie mir in Cöln ab und gab mir eine Hand voll Silbermünze dafür. Gewiß waren die Perlen nicht so viel werth. Ich bete auch noch immer für den braven Mann. Sein Geld hielt aber nicht lange an. Es wurde mir in einem Nachtlager, noch weit von hier, ein Theil davon gestohlen; dann bekam ich auch das Fieber und mußte einige Tage in einem Städtchen bleiben; da ging nun vollends meine Baarschaft d'rauf. Wegen der süßen Bürde, die ich trage, konnte ich ohnehin nur kleine Tagereisen machen und brauchte also Geld. Aber woher es nehmen? Ich war in großer Noth; jedoch: Gott hilft dem, der ihm vertraut! Meine Wirthin sagte mir, die Gräfin vom nahen Schlosse habe mein blondes Haar gelobt und gewünscht, es zu haben, um sich, da das ihrige grau zu werden anfing, eine Haarhaube davon machen zu lassen, und sie würde sie mir wohl abkaufen, wenn ich mich entschließen könnte, sie zu veräußern. Der Vorschlag schnitt mir in's Herz . . . aber, ich dachte an Dich, und meine Eitelkeit schwieg. Die Gräfin bot zwei Kronen für mein Haar. Kann ich damit bis Ulm gelangen? fragte ich, und auf die bejahende Antwort schlug ich ohne Bedenken ein. Siehst Du, Philipp, lächelte sie unter Thränen, indem sie das verhüllende Kopftuch ein wenig lüftete — mein schönes, blondes Haar, das Du so oft belobtest, bringe ich nicht mit. Und mein armes graues Kleidchen — ich hatte nicht auf den weiten Weg gerechnet — ist auch völlig unscheinbar geworden. Die Sonne hat die Farbe ausgebrannt, Regen und Schnee das Zeug durchnäßt, Dornengesträuche die Sammetstreifen vom Saume gerissen; aber ich dachte immer: Mein

Philipp hat mich lieb; ich bringe ihm ein Herz ohne Falsch, eine Vaterfreude mit . . . die Haare werden wachsen, und somit wird das abgetragene Kleidchen wohl übersehen."

"Gutes Geschöpf!" stotterte Philipp verlegen, denn die Nührung drohte ihn zu übermannen.

"Komm' zu mir" . . . sprach Marie weiter und zog ihn bei der Hand näher. „Lasse mich Deine Hand halten und mich dadurch überzeugen, daß ich wieder unter Deinem Schutze stehe. Ich habe mich oft gefürchtet auf meiner Reise. Wenige Stunden von hier hatte ich großen Schreck. Ich wandere durch ein befestigtes Städtlein, und durch Zufall geht mir die Kopfbinde los und mein geschor'ner Kopf wird sichtbar. Die Gassenjungen bemerken es und versammeln sich um mich. Man höhnt mich aus, und endlich führte man mich, die ich von Allem nichts begreife, vor den Befehlshaber der Feste, einen schönen Mann, dem aber ein finsterner Trübsinn aus den Augen sieht. Da erfuhr ich nun erst, daß man mich für ein fahrendes Weib gehalten habe, die an einem andern Orte durch Abschneerung der Haare gestraft worden sey. — Der Obriste fragte mich nach meinem Thun und Lassen. — Nun hatte ich freilich auf der ganzen Reise mich für die Frau eines spanischen Offiziers ausgegeben, die zu ihrem Manne nach Wien reise, wobei mir auch mein Spanisch gut zu statten gekommen; allein da man der Obrigkeit, wie dem lieben Gott die reine Wahrheit schuldig ist, so sagte ich dem Herrn aufrichtig, wie mein Schicksal stehe, jedoch mit Hinweglassung Deines Namens. Dem guten Manne standen die Thränen in den Augen, als ich aufhörte, und er sagte: „Bei Gottes Blut! ich muß Euer Beharrlichkeit rühmen. Zieht im Frieden; denn Euch ist zu glauben, und Gott lasse Euch den Liebsten Euerer würdig finden.“ — Ich küßte ihm die Hand und ging. Sein Diener wollte mir etwas Geld

nachbringen; allein ich nahm's nicht an. Ich hatte ja noch eine Krone in der Tasche, Ulm vor mir und Dein Bild im Herzen!"

"Seltenes Vertrauen!" murmelte Philipp zwischen den Zähnen, während wüste Pläne in seinem Gehirne durch einander gingen. "Und fürchtest Du denn nie, der Obrist möchte wahr geredet und ich mich gegen Dich verändert haben?"

"Niemals, lieber Philipp," versetzte Marie und sandte einen himmlischen Blick in sein Auge . . . „niemals.“

"Dein Brieflein schien jedoch zu verrathen, als ob" . . . sprach Philipp hämisch lauernd.

"Ach, vergieb!" erwiderte Marie eifrig. "Ein Mißverständnis hatte mich ängstlich gemacht. Als ich die letzte Viertelstunde von hier müde und matt einher wandte, gefellte sich ein Weiblein zu mir, die ein Bündel mit Kräutern trug. Sie fing mit mir zu plaudern an, und ich erzählte ihr mein gewöhnliches Märlein, behauptete aber einige Freunde in Ulm zu haben, und erkundigte mich bei der Gelegenheit nach Deiner Wohnung und Deinen Umständen. Da lächelte die Alte spöttisch und sagte . . . Du mußt es aber nicht übel nehmen . . . sie sagte: Die Umstände wären wohl gut, wäre nur das Herz besser. Frauchen, setzte sie hinzu, einen zweideutigen Blick auf mich werfend: wenn Ihr mit dem Manne Geschäfte habt, so wäre es vielleicht besser gewesen, wenn Ihr einige Monate früher eingetroffen wär't, oder ein Paar Monden später; da käm't Ihr gerade recht zur Hochzeit. Der Herr gedenkt zu heirathen. — Wen? fragte ich erschrocken. — Eine Rathsherrntochter, war die Antwort. Der Name ist mir entfallen, und die Alte schlug auch sogleich, mir eine glückliche Reise wünschend, einen Seitenweg ein und verschwand hinter Hecken. Das ist der Vorfall, der mich mißtrauisch machte; daher mein unbe-

scheidener Brief. Aber ich hat Dir mein Unrecht sogleich herzlich ab, als ich von dem Dienstmädchen die Wahrheit erfuhr, und daß Du kommen würdest. Habe Dank, daß Du Dich nicht geschämt hast, in meine schlechte Behausung zu kommen. Und ich wohne noch hier gleich einer Fürstin, gegen die Andern gerechnet. Ach, mein Philipp! ich habe gar oft in solchen Herbergen mein Nachtlager nehmen müssen, da sich andere Leute scheuten, mich aufzunehmen; ich habe gar oft mein hartes Brod unter bittern Thränen verzehrt, bin gar oft auf dürrem Stroh unter bittern Thränen entschlummert, aber — ich bin wieder bei Dir, und jedes Leiden ist vergessen!"

Sie küßte ihm schmeichelnd die Hand. Der Unwürdige begann aber langsam, um den Eindruck zu berechnen, den die Wahrheit auf die Dulderin machen würde: „Wie aber, wenn die Alte wahr geredet, wenn ich mich wirklich verlobt hätte?“ Beugend staunte ihn Marie an, umklammerte seine Rechte mit beiden Händen und sprach dann, kaum vernehmlich: „Philipp! das . . . das wäre entsetzlich!“ — Die Furcht, einen Auftritt des Jammers herbeizuführen, hielt des Treulosen Geständniß noch auf. Er bemühte sich, launig zu scheinen, und sprach: „Du bist gerade zu rechter Zeit gekommen; denn seit fünf Monden vergebens eine Antwort auf meinen Werbebrief, den ich an Deinen Vater sandte, erwartend, hatte ich mich entschlossen, meiner Sippschaft nachzugeben, die mich mit einer Rathsherrntochter zu vermählen wünscht.“

Marie starrte ihm erwartungsvoll in's Auge

„Nun ist es freilich anders,“ fuhr der Betrüger fort. „Ich bleibe meinen Eiden getreu und fordere von Deiner Liebe nur eine Gefälligkeit.“

„Welche?“ . . . fragte Marie lebhaft und bereitwillig . . . „ich gehorche Dir unbedingt.“

„Gönne mir nur einige Tage Zeit,“ sprach Philipp weiter, „bis ich meinen Verwandten, die die Förmlichkeit

gar sehr lieben, Deine Ankunft und meinen Entschluß glimpflich mitgetheilt. Ich bin zwar mein eigener Herr, und werde immer thun, was mir beliebt; allein Du begreifst: ich bin den Meinen Rücksicht schuldig. Nur wenige Tage also verweile hier im Stillen und verborgen, und ich führe Dich dann aus dieser Höhle in ein Deiner würdiges Loos."

"So dachte ich Dich mir, mein Philipp" . . . versetzte Marie, mit gläubigem Vertrauen zu ihm aufblickend, und legte ihr Haupt an seine Brust. "Um Dir zu folgen, habe ich Alles verlassen. Du wirst es ja wohl machen mit Deinem Kinde."

"Du gewährst?" fragte Philipp freudig.

"Du fragst noch?" lächelte ihm Marie in seligem Ausdruck zu: "Dein Wunsch ist mir Gesetz. Aber eine Bitte, guter Philipp, habe ich."

"Welche?" sprach er so sanft als möglich.

"Sieh', hier in diesem Hause ist's so öd' und unheimlich. Könntest Du mich nicht im Stillen, in der Nacht, wann und wie Du willst, in eine andere Herberge bringen lassen, bis . . . ?"

"Das geht nicht!" versetzte er scharf und bestimmt . . . "kann nicht seyn."

"Zürne nicht!" erwiderte sie demüthig: "Du mußt das besser wissen. Mir ziemt Gehorsam. Aber Du besuchst mich doch Abends auf ein halbes Stündchen? Am Tage muthe ich Dir's nicht zu. Ein vornehmer Mann, wie Du, schämt sich solche Häuser zu betreten . . . ich hätte auch niemals geglaubt, daß ich . . . doch genug! es ist ja Alles nun vorbei. Also des Abends? nicht wahr, Du schenkst mir ein halbes Stündchen? Ich freue mich dann wieder vier und zwanzig Stunden auf das kleine halbe Stündchen Deines Besuchs. Nicht wahr, mein Philipp?"

„Ja, Marie, ich werde kommen!“ sprach der Schuld-
bewußte, und drückte einen Judaskuß auf ihre Wange,
auf ihren Mund. „Ich muß jetzt heim, um keinen Ver-
dacht im Hause zu erregen. Schlafe sanft und süß, träume
von mir und dem kleinen Knaben in Deinem Schooße.
Träume recht süß und vertraue auf mich.“

„Wie auf Gottes Wort!“ flüsterte sie unter dem Ab-
schiedskusse. „Gute Nacht, Du lieber! Du guter Mann!“

Philipp eilte, ihren umstrickenden Armen zu enttrinnen,
unter nochmaligen Bethenerungen hinweg. Marie hob
dankbar die Hände gen Himmel, betete aus vollem, from-
mem Herzen, und entschlief bald unter dem leisen Flügel-
schlage ihres Schutzengels. Sie träumte sich glücklich,
die arme Getäuschte!

Siebentes Kapitel.

Ihr, ihr dort außen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld
Gehar das Schwabenland.

Schiller.

Zur selbigen Zeit ging es im Stadtzwinger, bei den Wohnungen der Stadtguardia, unruhig und geräuschvoll zu. Hans Schnepfinger, der Rottmeister, hatte so eben den Seinigen das Mandat eines wohlweisen Magistrats kund gethan, vermöge dessen die Hexenlene in sichern Gewahrsam gebracht werden sollte; und achtzehn Mann waren auserlesen worden, das kühne Wagestück herzhast und geschickt auszuführen. Vierzehn Piketirer und vier Hakenschützen rüsteten sich demnach aus allen Kräften, und verursachten so viel Rumor, als ob es wider den Türken gehen sollte. Die Kürasse wurden mit haltbaren Schnallen, die Piketirerhauben mit ausgeflickten Sturmbändern versehen, die Piketirer geweßt, den Büchsenenschlössern mit Del zugesprochen, während die Dabeimbleibenden mit ehrfurchtsvoller Scheu die versuchten Streiter anstaunten, welche es unternehmen durften, die weit und breit gefürchtete Streicherin zu gefänglicher Haft zu bringen. Schnepfinger wandelte auf und ab unter den Geschäftigen, den Hut mit dem rothen Federstuß, der nur bei Gelegenheiten, wo es galt, zum Vorschein kam, auf einem Ohre martialisch wiegend; das ungeheuer breite,

mit Fransen besetzte Bandelier, an dem der kurze Haudegen hing, über die fette Schulter gespannt; die Hände auf dem Rücken; das Kinn auf der Brust liegend, gleichsam wie in hohen, wichtigen Gedanken versunken. In der That saß ihm aber der Schalk im Nacken; denn er dachte bei sich: „Buzt, slicht und rüstet euch nur, ihr Thoren! Ich weiß es besser, wie der Mantel hängt. „Hab' ich doch zuerst von der Sache Wind gehabt! — „habe ich doch meine freigebige Lene bei Zeiten gewarnt. „Weiß ich's doch schon im Voraus, daß wir ein leeres Nest finden werden! Buzt nur, wezt nur, ihr Simpel! „Dem Hallunken, dem Geismann, der Schuld am ganzen Handel ist, will ich's doch noch einmal eintränken, daß er meine beste Kundin zwingt, wenn auch nur auf kurze Zeit, landflüchtig zu werden!“ — Belobter Geismann saß aber gerade beim Schein einer Laterne hinter einer Hundehütte versteckt, und war beschäftigt, sich, da er auch zu dem nächtlichen Ueberfall befehligt war, ein Stück von einer geweihten Kerze, in einen Lappen genäht, auf der Brust zu befestigen. — „Was machst Du da?“ donnerte ihm plötzlich der gestrenge Rottmeister in die Ohren, der sich, vom Lichtschimmer aufmerksam gemacht, hinter ihn geschlichen hatte. — Geismann, vor Angst und Respect zitternd, gestand endlich sein Vorhaben. „Bist Du toll, Schuft?“ schnauzte ihn der Rottmeister an, der gar zu gern, wo er sich sicher wußte, den starken Geist spielte: „Solchen Aberglauben zu treiben! Kerl, bist Du ein Protestant? Wenn das der Doctor Luther wüßte . . . im Grabe drehte er sich um.“ — „Schon recht, gestrenger Herr Rottmeister,“ erwiderte Geismann: „aber Teufelswerk muß mit Teufelswerk vertrieben sehn, und ich möchte lieber katholisch werden, als auf einen Hexensturm ausgehen!“ — „Wer hat denn daran die Schuld, als Du, verdammter Dickkopf?“ rief Schnepfinger, ein grimmiges Gesicht ziehend, und maß

ihm ein Paar Lungenhiebe mit der Klinge über den Rücken. „Hättest Du Dein besoffenes Maul nicht gegen den Thurneisen aufgethan, so könnten wir jetzt ruhig auf dem Ohr liegen und ein Häuflein ausschlafen. Zur Strafe aber sollst Du der erste beim Angriff seyn; das schwöre ich Dir zu, so wahr ich Rottmeister bin!“

Er zog wieder mit langen Hahenschritten ab, und ließ dem trostlosen Geismann völlige Muße, sein Amulett fest zu machen, und sich im Voraus selbst so viel Angst einzujagen, als nur immer möglich. Die übrigen Helden, mit ihrer Arbeit im Reinen, sammelten sich um die Tonne Bier, die der Rathsherr Thurneisen ihnen hatte verabfolgen lassen, um sich auf die bevorstehende Heldenthat vorzubereiten. Schnepfinger führte bei dem Gelage, zu dem sie ein knappes Stündchen Zeit hatten, den Vortritt, schenkte weidlich ein, und trank mörderlich vor, daß seine Stirn bald zu glühen begann, seine Stellung ritterlicher, seine Stimme durchdringender wurde. In einer kurzen, aber kraftvollen Rede, aus dem starken Biere geschöpft, und die Gefahren der nächsten Stunde behandelnd, ermunterte er sein Häuflein zu mannhaftem Aushalten und zu blindem Gehorsam. Die Begeisterten gelobten sich gegenseitig, zu siegen oder zu sterben, und Ruhm und Ehre in die Stadt zurück zu bringen. Unter diesen günstigen und erhebenden Conjunctionen schlug die Stunde des Aufbruchs. Die Kriegsknechte scharten sich, und Feldherr Schnepfinger führte sie glücklich durch's Einlaßpförtlein in's Freie. Gleich einer gewitterschwangern Wolke rückten sie auf der dunkeln Straße vor. Der Rottmeister, mit blankem Schwert in der Rechten und gewichtiger Partisane in der Linken, voran. Dicht hinter ihm der zaghafte Geismann, als Führer der Spießknechte, die, die Waffe vorhaltend und aus Ordnung oder Furcht eng geschlossen, den Gewaltshaufen ausmachten. Zu ihren beiden Seiten gingen die Schützen, die Haken auf

der Schulter, die Büchse an der Brust, die glimmende Lunte in der Faust. Bis jetzt . . . in eine Masse gedrängt, ging Alles gut. Ein jeder hatte Vertrauen auf seine Gefährten. Sogar Geismann hatte Muth genug, der Feldflasche tüchtig zuzusprechen; als aber fünfzig Schritte vom Thore Schnepfinger das Häuflein halten ließ und in kriegserfahr'ner Weisheit sechs Piketirer absonderte, die hier als Beschützer des Rückzugs zurück bleiben mußten . . . als er vollends nach abermaligen fünfzig Schritten wieder eine Feldwache von Sechsen zurück ließ, um im höchsten Nothfalle nur die Stürmer zu verstärken . . . da fiel den letztern das Herz; sie krachten sich hinter den Ohren; ihre kriegerische Ungeduld verwandelte sich in dumpfes Schweigen, und gleich einer Herde Lämmer, die in trüber Ahnung, aber willenlos dem Schlächter folgen, folgten sie ihrem Leitstern, dem Rottmeister, dessen übernatürlichen und sonst ungewöhnlichen Muth sie zu bewundern nicht unterlassen konnten. Schnepfinger wußte aber schon, woran er war, und erfüllte demnach unbesorgt die Pflichten seines Amtes. Wer malt aber sein Erstauen, als er, mit seiner Schaar in die Nähe von Lene's Haus gelangt, Lichtschein durch das Fenster wahrnahm. Betroffen und entsetzt, blieb er wie eingewurzelt stehen, und es überlief ihn ein heimlich Grauen. Lene war also nicht flüchtig? hatte vielleicht sich Hülfe zu verschaffen gewußt? erwartete vielleicht im Hexenkreise ihre Feinde, um sie alle durch einen Bannspruch zu verderben? — Des Hauptmanns Schrecken wirkte doppelt auf die halb entgeisterten Söldlinge. Geismann wollte im Dunkel entspringen; allein sein Nachbar, ein Tyroler-Schütz, wies ihn mit der Kolbe der langen Büchse zur Ordnung, Schnepfinger trat nun hinter seine Leute, und befahl ihnen, Sturm auf die offene Thüre des Hauses zu laufen. Keiner regte sich. „Geismann!“ rief der Rottmeister, dem jetzt selbst vor einem Schock im Hinter-

halt liegender Teufel bange wurde . . . „Geismann, Du weißt, was ich Dir geschworen habe. Du mußt der Erste sehn, wie Du der Borwizigste warst. Frisch! d'rauf los!“ — Geismann stand wie eine Mauer. — Schnepfinger stimmte den Ton herab. „Lieber Geismann,“ sprach er sehr nachgiebig: „sieh, es ist nur, weil ich's geschworen habe . . . geh' voran! Du hast ja ein Amulett bei Dir.“ — „Ich geb' es Euch,“ versetzte Geismann schnell: „geht Ihr!“ — „'s hilft mir ja nichts,“ capitulirte der Rottmeister, „weil ich nicht daran glaube. Geismann, Du hast Freude an meinem Pulverhorn gehabt. Ich schenke Dir's, wenn Du jetzt einen muthigen Mann zeigt und voran gehst.“ — „Ich gehe nicht,“ hieß die Antwort, „und wenn Ihr mir alle Pulverhörner der Welt schenken wolltet.“ — „Boß Blut und Wunden!“ brach der Rottmeister los, da selbst Bitten und Versprechungen nichts versingen: „seyd Ihr Soldaten, oder sitzt Ihr noch daheim hinter der Nähnael und dem Schusterpech? Meint Ihr, unsere gnädigen Herren von Ulm stopfen Euch Cure ungewaschenen Mäuler um nichts und wieder nichts mit Knöpfliisuppen und Sauerkraut? Nicht beint Lagerbier zum schwarzen Bock, nicht hinter dem fetten Schweinsbraten und der Knoblauchbrühe . . . nein! im Felde, in der Gefahr zeigt sich der ächte und gerechte Soldat. Wißt Ihr das? Babylon und Ninive! ich hab's satt! Kizelt mir den Schust, den Geismann, mit Euern Spießen unter den Rippen, daß er vorangeht, oder es wird nicht gut!“

Die Söldner konnten dem Haupt- und Bibelstuch des Rottmeisters den gebührenden Gehorsam nicht versagen, und thaten, wie er befahl. Geismann, zur Verzweiflung gebracht, lief mit eingelegter Pike der Thüre zu und die Uebrigen folgten, als ein neues Schreckniß sie plötzlich wieder zum Stehen und Wanken brachte. Schwarzmännchen kauerte gemächlich auf der Schwelle

und glogte die nächtlichen Gefellen mit seinen Feueraugen unberrückt an.

„Was ist?“ rief Schnepfinger, der, als der Hinterste, nicht sehen konnte, warum der Heldenflug erlahmte. — „Der Teufel!“ riefen alle einstimmig und wiesen auf die feurigen Augen. — „Bah!“ versetzte Hans mit Zähnklappern. „Lucas! schieße ihn auf die Platte!“ — „Daß ich ein Narr wäre!“ erwiderte der Schütze. Die Kugel im Rohr würde platt und weich wie ein Pfannkuchen, oder flöge mir selbst in's Hirn. Schießt Ihr!“ — „Ist nicht mein Handwerk,“ wehrte der Rottmeister ab. „Thu' einen Nothschuß!“

Lucas blies die Lunte an. „Ihr Andern,“ fuhr Schnepfinger fort: „damit Ihr Euch ja zusammen haltet bei dem Anlauf, packt alle meine Partisane hier. So! ich in Eurer Mitte. Wenn Lucas geschossen hat, greift er auch mit an und hält sich an dem Schaft. Geismann! hänge Dein Amulett vorne an den Spieß und fürchte Dich nicht. Ich denke, das höllische Beest soll doch vor dem katholischen Krimskrans weichen. So! nun Muth, Kinder! nehmt ein Beispiel an mir. Warum schießest Du denn nicht, Lucas?“

„Gleich Herr Rottmeister! die Lunte brennt nicht gut,“ hieß die Antwort. — „Geb't jetzt Acht, meine Kinder,“ fuhr der Rottmeister fort: „geb't Acht! So wie der Lucas geschossen und sich angehängt hat, so drücken wir Alle die Augen zu, fürchten uns nicht und rennen mit dem Spieße das Ungethüm über'n Haufen. So schieße doch, Lucas!“

„Gleich, Herr Rottmeister!“ antwortete dieser und stieß die Gabel fester ein, sich fertig machend.

„Ich werde drei zählen!“ rief der Rottmeister mit schlotternden Knien. „Geb't Acht, liebe Kinder! Eins! . . . mach' Dich fertig, Lucas! Zwei! . . . die Augen zu . . . und denn in Gottes Namen: Drei!“

Der Schuß krachte hinaus in's weite Feld; Lucas, sein Zeug fallen lassend, sprang an seinen Posten, und die Sieben rannten in vollem Laufe mit ihrem Spieße der Thüre zu. Schwarzmann hatte bei dem ungewohnten Knall Reißaus genommen; Mutter Lene stand aber mit der Lampe auf der Schwelle und schrie den Anrennenden ein gellendes „Halt!“ entgegen, daß sie plötzlich standen und die Augen bei ihrem Anblicke weit aufrißen.

„Kommt Ihr endlich?“ fragte Lene die Staunenden. „Ich habe Euch früher erwartet. Verlohnt sich's aber wohl der Mühe, um eine alte Frau zu fangen, einen Spectakel zu machen, als ob ganz Ulm in Gefahr wäre?“

Die Wächter blickten sich beschämt an. Der Rottmeister hatte aber seine ganze Herzhaftigkeit wieder gefunden, trat aus der Reihe und rief Lenen mit barscher Stimme zu: „Hexenlene! wir verhaften Euch im Namen des wohlweisen Magistrats, unsern lieben, gnädigen Herren von Ulm. Und ich hoffe,“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu; „da Ihr für gut befunden habt, uns zu erwarten, daß Ihr keine Umstände machen und uns ohne Hinterlist folgen werdet.“

„Ich wiederhole Euch,“ sprach die Alte gleichmüthig, „daß ich Euch erwartet habe.“

„Ich habe auch Befehl, Alles in Euerm Hause zu durchsuchen,“ fuhr Schnepfinger fort, der sich gar nicht in seine Freundin finden konnte: „und den mißgestalteten Buben ebenfalls in Verwahrung zu nehmen.“

„Mein Haus mögt Ihr durchsuchen,“ versetzte die Alte spöttisch . . . aber nach meinem armen Kunz müßt Ihr wohl weit laufen, liebe Herren, wenn Ihr ihn haben wollt. Seine Mutter hat ihn gestern früh bereits geholt und ihn nach Augsburg in's Spittel gebracht.“

Schnepfinger und die Seinen zogen lange Gesichter und folgten der Alten behutsam in die Stube. Der Rottmeister durchsuchte Alles, was da war, genau, schüt-

telte aber brummend den Kopf, als er nicht fand, was er suchte.

„Ihr seht Euch die Augen vergebens blind, lieber Herr,“ sprach endlich Mutter Lene wie oben: „Ihr spürt nach einem Pergament; ich weiß . . . aber dasselbe ist bei einem Anlaß, den der Rathsherr Thurneisen wohl kennt, verbrannt worden, und ich könnte es nimmer ganz machen, so gern ich auch wollte.“

Der Rottmeister schüttelte den Kopf, rieb verlegen die Hände, und da er nichts Besseres zu sagen wußte, so bedeutete er der Alten, sie müsse ihm jetzt folgen. Lene war dazu bereit; Schnepfinger verschloß das Haus und steckte den Schlüssel zu sich. „Nun müßt Ihr Euch aber gefallen lassen,“ sprach er in ziemlicher Verlegenheit; „daß man Euch die Hände binde: denn so ist's befohlen.“

„Warum denn nicht?“ versetzte Lene und reichte ihre Hände hin. „Nur bindet nicht zu fest, denn meine Hände sind schwach und mager; ich gedenke sie auch ferner noch zu brauchen, und will sie mir nicht durch Euere scharfen Stricke verhunzen lassen.“

Der Rottmeister schüttelte abermals den Kopf und ließ sie leicht binden. „Nun aber“ . . . begann er wie oben . . . „noch eins. Ihr steht im Verdacht der Hexerei, und eine Hexe soll, wie der Rathsherr meint, auf dem lieben Erdboden stehend sich unsichtbar machen können, dieses aber wohl bleiben lassen, wenn sie in freier Luft getragen oder gefahren wird. Wir werden Euch daher auch die Füße leicht binden und auf die Biken dieser vier wackern Männer setzen lassen müssen, um von ihnen nach der Stadt getragen zu werden; denn so ist's befohlen.“

„Desto besser,“ lachte Lene: „so mache ich mir die Füße nicht müde. Ich muß ohnehin morgen nach Günzburg, um dem dicken Bierbrauer zur Ente von seinem Zipperlein zu helfen: und darf daher wohl meine Beine schonen.“

Der Rottmeister schüttelte zum dritten Male den Kopf, ließ sie mit leicht gebundenen Füßen auf die Spieße setzen, und der Zug machte sich auf nach der Stadt. Die vier Spießknechte trugen die Alte, der Tyroler ging mit einer Kienfackel voran, und Schnepfinger, den Schützen Lucas zur Seite, schlenderte nebenher, in schwere Gedanken versunken. — „Das Weib macht mich ganz wirblich“, sprach er endlich zu Lucas. „Sie spricht von der Gefangennehmung nicht anders, als hätte sie der wohlweise Rath auf Bratsfisch mit Rothwein eingeladen; will morgen nach Günzburg reisen? . . . du großer Gott! wer weiß ob sie nicht morgen um diese Zeit im Armensünderstübchen sitzt und der Meister Knüpfauß schon die Reisbündel zum Scheiterhaufen rüstet oder am Sack zum Ersäufen näht.“

„Meinethalben!“ lachte Lucas. „Ob ihr der Teufel hilft oder ob er sie stecken läßt, mir ist's all' eins. Aber Ihr habt mir da auf Bratsfisch und Rothwein lange Zähne gemacht, daß ich recht heißhungrig geworden bin.“

„Hm!“ brummte Schnepfinger, vornehm thugend: „zu ein Paar Weissfischen und einen Humpen Seewein kann wohl Rath werden, wenn Du mich zum Syndicus begleiten willst. Der gibt heute wieder einen Schmaus, zu Ehren des Herrn Amtsbürgermeisters; und ich muß Sr. Weisheit melden, was vorgefallen.“

„Lopp! ich gehe mit,“ versetzte Lucas: „und wir wollen dem Gesinde tüchtig auf das Leder saufen.“

„Das magst Du thun,“ sprach der Rottmeister. „Für mich schickt sich die Gesellschaft nicht, und man wird mir wohl oben mein Quantum verabreichen.“

„Holla! Stock an!“ schrie einer der Träger stolpernd. „Michel! leuchte! was liegt da?“

Beim Schein der Fackel zeigte sich ihnen eine auf dem Boden zerstreute Waffensammlung: Spieße, Hakenbüchsen, Blechhauben, alles in der buntesten Unordnung.

„Was gilt's!“ schrie Schnepfinger, „unsere Feldposten

sind bei unserem Nothschuß ausgerissen und haben im Schrecken Alles von sich geworfen."

Lene lachte ausgelassen von ihrem Sitz herunter.

„Wirft auch nicht lange mehr lachen, alte Bettel!“ brummte Geismann, der sich in den Feigen mit verlacht fühlte, zu Lenen hinauf. „Die Donau wartet schon mit Schmerzen auf Dich.“

Die Alte warf ihm einen vernichtenden Blick zu. „Die Strafe hinkt . . . knirschte sie . . . aber sie bleibt nicht aus! Den, der Euch schickte, und Dich, Du Lasterer, erwartet der kühle Fluß; nicht mich. Merke Dir das!“

Geismann versuchte zu lachen; es gelang ihm aber schlecht. Die andern überlief eine Gänsehaut, und sie eilten schnellen Schritts über die letzte Wachtstelle, die, so wie die erste, mit den Trophäen der Hasenhaftigkeit geziert war, hinweg nach dem schützenden Einlaßpfortlein, das, ein bescheidener Triumphbogen, den heimkehrenden Streiter gastlich empfing. Die zwölf Davongelaufenen saßen schon im Block auf Befehl des Rathsherrn Thurneisen, der in Person am Thore stand und die Ankommenen empfing.

„Willkommen, Herenvogel!“ rief er höhrend der Gefangenen zu: „Dein Bauer ist bereit.“

Lene antwortete bloß mit einem heisern Spottgelächter und drehte ihm den Rücken zu. Er ließ sie aber schnell in das für sie bereitete Thurmgefängniß bringen, in eine Art von Hängmatte schnallen, die in der Nähe des Gemachs hing, und begab sich, nachdem alle Schlösser gefallen, alle Riegel vorgeschoben waren, zufrieden und beruhigt hinweg. Lene, außer Stande sich rühren zu können, hatte sich kurz und gut in die Arme des Schlummers geworfen und ein Paar Stunden recht wohl verschlafen, als sie durch ein lautes Geräusch geweckt wurde. Der Thurmwächter und der Rottmeister standen in ihrem Gemache mit einer Laterne versehen. „Wacht auf, Frau Streicherin!“ rief der Eine; „geschwind, Lene, um Gottes-

willen" — der Andere: „was solls?“ die Alte; und sie war, ehe sie sich's versah, herunter gelassen, losgeschnallt und auf freien Füßen. „Was gibt's denn?“ fragte sie noch einmal: „sehd Ihr toll geworden? Wenn ich mich jetzt unsichtbar machte?“ — „Nur jetzt nicht, um's Him-
melswillen nicht!“ bat der Rottmeister. „Ihr müßt mit mir.“ — „Wohin?“ — „zu Sr. Weisheit, dem Regie-
renden.“ — „Was soll ich dort in später Nacht?“ — „Helfen, rathen, retten!“ versetzte der Rottmeister außer sich und zerrte sie zum Gemache hinaus, die Treppe hinunter, auf die Straße. — „Freund,“ flüsterte er dem Wächter zu: „reinen Mund gehalten! Ich käme mit Dir um den Dienst, wenn der Thurneisen etwas erführe, denn obschon es Se. Weisheit betrifft, so will Se. Weisheit doch nicht“ . . . — „Verstehe!“ erwiderte der Hüter. Schnepfinger nahm Lene beim Arm und wanderte mit ihr rasch durch die leeren Gassen.

„Werd' ich endlich erfahren?“ fragte Lene ungeduldig. „In zwei Worten!“ sprach der Rottmeister, immer d'rauf los trabend: „Se. Weisheit, unser Vielgeliebter, war heute beim Syndikus zum Nachessen, auf wälsche Dicknudeln mit Käse und Safran, auf Salmen mit gebratenen Zwiebeln, fetten Aal in Salbei geschmort, und ein Gallrei mit Krebsen. Das Alles schmeckt gut, müßt Ihr wissen, Mutter Lene, und unser Regierender, Se. Weisheit, war nicht dumm, als er sich grausam daran übernommen hat. Aber kaum nach Hause gekommen, weiß er nicht vor Angst, wo aus und an. Die Nudeln treiben auf, der Safran higt, der Salmen und der Aal drückt, das Gallrei liegt wie Eis im Magen, und die sechs Maasß Neckarwein, die er, von dem durstmachenden Käse gereizt, darauf hatte fließen lassen, halten das Alles oben und lassen der Gottesgabe nicht Zeit noch Raum, sich zu setzen. Der Herr Bürgermeister wälzt sich wie ein Unsinziger, schickt nach dem Doktor Hipplein, der ist selbst

zur Schande der Fakultät, todtkrank; sendet nach dem alten Spittelarzt mit dem lateinischen Namen . . . der Grobian läßt ihm aber ausrichten, er habe gerade ein Schwitzpulver genommen, und wolle sich um der Krankheit willen, die der Herr Bürgermeister Jahr aus Jahr ein habe, nicht der kalten Nachtlust aussetzen; er solle in Zukunft . . . na! das Ende will ich aus Respekt vor Sr. Weisheit weglassen. — Da fiel dem gestrengen Herrn ein, daß Ihr hier im Thurne sitzt, wie ich's gemeldet, und ich mußte eilen, Euch zu bereden, gleich zu kommen und mit Eurer Wunderessenz zu helfen.“

„Tölpel!“ lachte die Alte: „wenn ich nun nicht gerade zum Glück, als ob mir's vorgegangen wäre, ein Fläschchen davon zu mir gesteckt hätte, wie wäre es dann?“

Schnepfinger schwieg verduzt, und sie waren an des Bürgermeisters Hause. Die Weisheit lag, von schwerer Unverdaulichkeit niedergedrückt, im breiten Sorgenstuhle ausgestreckt. Dicke Schweißtropfen drangen unter der bequemen Federmütze hervor, die gräulich mit ihrer Weiße gegen das firschbraune Antlitz des Gefolterten abstach, dessen Mund nur mit der größten Anstrengung nach Luft schnappte. Der weite damastene Schlafmantel vermochte kaum die trommelartige Ausdehnung seines ohnehin füllereichen Leibes zu verhüllen. Hände und Füße, kalt und starr, zuckten wie im Fieberkrampfe.

„Das war die höchste Zeit!“ rief die Alte, eilte zu dem Kranken, und flößte ihm eine gute Dosis ihrer Essenz ein. Die Arznei, an welcher ein Kaiser sich den Rest getrunken hatte, gab dem armen Bürgermeister das Leben wieder. Er kam zu sich . . . nickte seiner Helferin freundlich zu und stöhnte kaum vernehmlich: „Hab' Dank, Du altes Hexlein! ich werde Dich nicht vergessen; wenn Du aber bewirken kannst, daß ich mich schnell erhole, daß ich übermorgen dem Hochzeitsmahl der Tochter des Thurneisen beiwohnen und an der dabei erscheinenden Kranichs-

pastete meine Schuldigkeit als ehrlicher Mann und wackerer Tischgenosse prästiren kann . . . so will ich Deine Feinde schon kuranzen, daß sie Dich in Ruhe lassen sollen!"

Lene bejahte zuversichtlich die Frage, dankte dem tadel-lustigen Oberhaupt der Stadt für seine Huld, und ließ ihm das Wundermittel sammt der Vorschrift, wie es zu gebrauchten sey, zurück. Darauf kehrte sie mit dem für sie lebhaft besorgten Rottmeister, der ihr nicht genug vorstellen konnte, wie glücklich die Gnade des Bürgermeisters sie machen würde, in's Gefängniß, und durfte sich ungebunden in ihr unbequemes Lager stecken. Sie rollte sich darin wie ein Knäuel zusammen, und überlegte Alles, was sie gehört. — „Uebermorgen," murmelte sie . . . „übermorgen will die Thurneisen schon mit dem Philipp Hochzeit halten? Ei, ei, so schnell? Da muß etwas Dringendes obwalten. Das begreift sich leicht. Sollte vielleicht die Fremde, die mir heute Morgen begegnete . . . Möglich; ich müßte mich erkundigen. Ob sie wohl noch hier ist . . . oder? — Recht dumm, daß ich morgen Mittag nach Günzburg muß; aber Geschäfte gehen vor. Indessen, was thut's auch? Philipps Heirath mit der Thurneisen werde ich mich doch wohl hüten, zu nichte zu machen. — Ja, ja, es gibt ein rächendes Geschick! . . . Wenn ich auch an meinen Gewissensqualen sein Daseyn nicht erkennen wollte . . . aus diesem Beispiel müßte ich's flammend leuchten sehen. Philipp . . . und diese Thurneisen . . . unter Tausenden gerade sie! — Recht; freue Dich, Archimbald! Deine Rache reißt."

Sie entschlummerte wieder ruhig, während ihr eifrigster Widersacher, der Rathsherr, sich schlaflos auf seinem Lager wälzte und vergebens einige Ordnung in die wilde Flucht seiner Gedanken zu bringen suchte. Philipp war nämlich noch am Spätabend bei ihm gewesen, und hatte ihm nach vielem Stocken und Zaudern unter vier Augen

sein Verhältniß mit Marien, wie ihre Ankunft und seine daraus entstandene verdrießliche Lage, entdeckt, und mit der Bitte endlich geschlossen, ihn, wenn er durchaus seine Verbindlichkeit gegen die Fremde erfüllen müßte — was er sehr ungerne thun würde — seines Eheversprechens mit Barbara zu entledigen, oder — was ihm am liebsten wäre — ihm ein Mittel an die Hand zu geben, sich des überlästigen Gastes kurz und gut zu entledigen und den Anspruch desselben auf ewig vom Halse zu schaffen. — Thurneisen hatte bei dieser Beichte getobt und gewüthet, wie es bei ihm, selbst in kleinern Anlässen, Brauch und Sitte war, hatte dann überlegt und gefunden, daß er, wenn er mit Philipp bräche, nicht allein das Vermögen desselben, daß er zu Aufrechthaltung seines glänzenden, aber insgeheim verschuldeten Hauswesens auf seine Weise zu benutzen gedachte, verlieren würde . . . mit ihm einen Schwiegersohn, der, durch Bande der Verwandtschaft an ihn gefesselt, schon gewöhnt war, sich in eine sklavische Unterwerfung unter den eisernen Willen und die rohe Anmaßung seines Schwiegervaters zu schmiegen; der wohl mit der Zeit das Joch verdoppelt auf sich nehmen würde — sondern er hatte auch gefunden, daß beim Rückgang dieser Heirath Spott und Hohn sein Loos seyn würde, indem er schon unter seinen Vertrauten und Freunden mit Wernher's Vermögen als dem seinigen geprahlt und alle seine geheimen Gläubiger darauf getröstet hatte. Es wäre für seinen hochfahrenden Charakter die härteste Demüthigung gewesen, wenn er in diesem Punkte Lügen gestraft worden wäre, und nebenbei Barbara's Ruf berücksichtigend, die, obgleich erst im achtzehnten Jahre, dennoch schon mit zwei Freiern versprochen gewesen, von allen beiden aber schnell nach einander verlassen worden war, und sich nun, den bösen Zungen zum Troß, von Philipp durchaus die Haube wollte aufsetzen lassen, hatte der Rathsherr beschlossen, lieber das Aeußerste zu thun, als den vor-

theilhaften Eidam einzubüßen. Er hatte daher Philipp unterrichtet, wie er sich benehmen solle, hatte es über sich genommen, Marien aus der Stadt zu schaffen, daß ihr das Wiederkommen verleidet würde, und hatte bei dieser Gelegenheit für zweckdienlich erachtet, die Hochzeit auf den zweiten Tag anzusetzen. Philipp und Barbara wünschten nichts sehnlicher, und Thurneisen, einen Vorwand vom Zaune brechend, sich beim Syndikus noch am selben Abend einzuführen, hatte bei dem Nachtisch des feierlichen Mahls den Consuln wie den angesehensten Rathsgliedern der Stadt die Anzeige des Hochzeitfestes gemacht und sie sammt und sonders dazu eingeladen. — So weit waren bereits die Sachen gediehen; allein nun quälte ihn die Sorge, Marien auf's Geschwindeste los zu werden. Hätte er das arglose Geschöpf, das Hinterlist kaum dem Namen nach kannte, sehen — hätte er ihren reinen unschuldigen Sinn begreifen können, er hätte zu der allergemeinsten Lüge seine Zuflucht nehmen und überzeugt seyn dürfen, daß die Aermste gewiß der größten Schlinge nicht entgehen würde. Allein er hielt sie für eine der ausgelernten pfliffigen Töchter der Lust, die selbst in allen Ränken erfahren, sich schwer und selten bethören lassen. Gewalt! hieß also seine Losung, ihm ohnedies von jeher die angenehmste. Die mancherlei Rücksichten, die er zu beobachten hatte, hinderten ihn jedoch, mit offenem Helm aufzutreten, und so entstand endlich, nach langem Hin- und Herfinnen, ein Plan, um den ihn, so einfach er war, bei vollkommener Kenntniß der zarten tugendhaften Seele der Verführten, mancher Teufel beneidet haben würde.

Achtes Kapitel.

Zum Tadeln ward das Weib erschaffen,
Sein Erbtheil sollt' Ergebung seyn.

R o o 8.

Die Folterkammer war zum peinlichen Verhör bereitet, dem Morgenlichte alle Eingänge durch feste eichene Läden gewehrt. Ein schwarzbehangener Tisch mit brennenden Lichtern, einem Kreuzifix, Schreibzeug und Papier versehen; am obern Theile des Gemachs, nebst einigen Lehnstühlen für den Richter, die Beisitzer und den Schreiber, eine Gallerie von abscheulichen Marterwerkzeugen längs der schmutzigen Mauer und ein Armenfünderbänkchen für den Beklagten machten die ganze Einrichtung des Qualbehälters aus. Thurneisen, als ernannter Inquirent in seiner eigenen Sache, wandelte ungeduldig darin umher, während der Schreiber sein Schreibrohr spitzte, und dem Gähnen wehrte, das dem des frühen Aufstehens ungewohnten Federstutzer stark zusetzte. Mit der größten Mühe konnte es der Rathsherr über sich gewinnen, die Ankunft der drei jungen Rathsherrn abzuwarten, die erst heute in aller Frühe von dem Bürgermeister zu Beisitzern des Verhörs ernannt worden waren, ohne den Thurneisen darüber zu consultiren. Endlich kamen die Dreie, und nach den sehr kurz abgemachten Begrüßungen der ungebetenen Gäste zog der Rathsherr die Schelle, und befahl, die Hexenlene herbeizuführen. Es dauerte auch nicht lange, so erschien sie mit ihrer

gewöhnlichen Ruhe und Zuversicht. Thurneisen starrte sie schadenfroh und forschend an; dann fragte er barsch: ob sie wisse, warum sie hier sey? — Lene verneinte ruhig. Thurneisen warf ihr nun in abgerissenen Brocken die Anklage hin. — Lene verneinte abermals, und läugnete, die geringste Kenntniß von Archimbalds Aufenthalt zu besitzen, vielweniger etwas für ihn gethan zu haben. Thurneisen drang in sie, versprach, drohte, bot alle Mittel der Beredtsamkeit auf, sie zu einem Geständnisse zu bringen. Umsonst! Lene antwortete kurz und derb, und wich jeder verfänglichen Rede geschickt und behend aus. — Wie ein Mal mit glatten Ringen durch das Netz schlüpft, das nur die geringste Lücke hat, so schlüpfte Mutter Lene mit ihren glatten Worten jedesmal durch die Fangneze, die des Rathsherrn Bosheit ihr spannte, und brachte ihn durch ihre geschickte Selbstvertheidigung endlich in Harnisch.

„Alle Teufel!“ rief er, seine richterliche Würde vergessend: „graue Gauklerin, Du willst mich äffen? Gleich gestehe, oder ich lasse Dich auf der Folter recken und strecken, bis Du mir bekennst, was ich von Dir wissen will.“

Die Beisitzer winkten sich unter einander bedeutend zu. Lene lächelte aber und versetzte: „Glaubt Ihr, Herr Thurneisen, daß ich Euere Marter fürchte? o nein! und ein lügenhaft Bekenntniß werdet Ihr nie von mir erpressen.“

„Diesen Hohn!“ schrie Thurneisen . . . „mir? Du sollst es büßen.“ — Er riß an der Schelle. Die Thüre öffnete sich; die Henker und der Spitalarzt traten herein. Einer der Beisitzer aber entfernte sich plötzlich in diesem Augenblicke.

„Du flehst, daß ich meine Drohungen verwirklichen kann, armselige Creatur,“ fuhr der Rathsherr fort: „wenn Du nicht auf der Stelle meine Fragen durch ein aufrichtiges, ungeschraubtes Bekenntniß beantwortest.“

Lene maß mit den Augen die Diener der Gerechtigkeit, die, gleich Fanghunden, bloß auf den Wink warteten, um

über ihr Opfer herzufallen, und die Werkzeuge, mit denen sie bedenkliche Vorrichtungen anstellten.

„Willst Du antworten?“ brüllte ihr Thurneisen zu. — „Ich habe nichts zu antworten,“ erwiderte Mutter Rene mit festem Blicke.

„Nun denn,“ rasete der erboste Rathsherr: „so werft sie auf die Folter, und schraubt jedes Glied auseinander, daß der ungeheure Schmerz ihr das Geständniß ihrer Frevelthaten wider Willen entlocke!“

Die Knechte fielen über das arme Weiblein her, sie mit Stricken zu binden, und im Nu war sie festgeschnürt. Da rief sie plötzlich: „Laß't ab, laß't ab, ihr elenden Wichte! ich will bekennen.“

Die Fesseln wurden gelöst. Frohlockend befahl ihr der Rathsherr, vor den Tisch zu treten und ihr Geständniß abzulegen. Mit seltsam verzogenen Mienen gehorchte die Alte, schneuzte und räusperte sich, und begann mit lauter Stimme: „Meine liebe Herren! was ihr von mir verlangt, vermag ich wahrlich nicht zu beantworten. Quält mich deshalb nicht länger und nehmt mit meinem guten Willen vorlieb, wenn ich euch Dinge entdecke die des Wissens wohl auch werth sind. Da ist z. B. erstens eine Geschichte von einem Herrn zu Ulm, der ein Töchterlein hatte — ein recht feines Töchterlein . . . das Töchterlein lebte lieber auf dem Lande als in der Stadt, und mochte wohl seine Ursache haben . . . fintemalen zwei Nachbarn unfern wohnten, die sie beide gern sahen, und von ihr beide gern wieder gesehen wurden“ . . .

„Schweigt mit dem Geschwätz,“ fuhr Thurneisen auf und wurde mit Eins bleich wie seine Krause. „Du bist verrückt, Alte, oder des Teufels.“

„Des Teufels, edler Herr!“ höhnte ihm Rene mit unverschämtem Tone nach: des Teufels, aber nicht verrückt, denn's kömmt noch besser . . .“

„Ihr habt das tolle Zeug doch nicht niedergeschrieben?“

schraubte Thurneisen den Schreiber an und zerriß den Anfang des Protokolls, den ihm dieser zeigte. „Genug! — Führt sie fort.“

„Bin ich frei,“ versetzte die Alte, „so mag's d'rum seyn. Soll ich aber nicht frei werden, so muß ich mein Bekenntniß ablegen vor diesen Herren, und sie sollen entscheiden, ob ich strafbar bin. Denn heute Mittag muß ich nothwendig nach Günzburg.“

„Nach dem Blocksberg, aber nicht nach Günzburg!“ rief der Rathsherr: „Satan von einem Weibe, die von allem Fährte und Witterung hat. In's Gefängniß mit ihr!“

„Und wenn Ihr mich todtschlagen laßt, ich weiche nicht, bis ich gestanden habe, was ich gestehen will,“ kreischte die Alte.

„Du sollst nicht gestehen!“ donnerte der Rathsherr, blaß und roth werdend.

„Warum habt Ihr mich denn auf die Folter werfen lassen?“ höhnte ihn die Alte zähnefletschend aus. „Warum bin ich überhaupt verhaftet?“

„Ein seltsamer Auftritt!“ sprach der eine Beisitzer bedenklich.

„Erklärt uns, Herr Thurneisen . . . warum dieses Weib eigentlich hier ist,“ fiel der andere kopfschüttelnd ein.

„Das Weib ist verrückt!“ rief Thurneisen im höchsten Grade verlegen.

„Das ist das Weib nicht!“ widersprach der Arzt, den Puls der Beklagten fühlend.

„Ihr werdet sehen, wie zusammenhängend ich erzähle,“ versetzte Lene: „wenn Ihr erlauben wollt, daß ich die Historie . . .“

„Der Tod versiegle Deinen Schandracken!“ tobte Thurneisen und drohte ihr mit der geballten Faust. — Die Verwirrung war allgemein; da trat der Rathsherr, der sich entfernt hatte, herein und verkündete die Ankunft des

Bürgermeisters. — Thurneisen stand betroffen. Se. Weisheit folgten dem Meldenden auf dem Fuße.

„Ich komme,“ hob er an, „um mit Euerer Erlaubniß, Herr Thurneisen, dem Verhör dieser Frau hier beizuwohnen, bitte aber, die Folterknechte abtreten zu lassen. Ihr seht wohl, daß die Körperbeschaffenheit der Frau Streicherin nicht zur wirklichen Folter qualificirt, und um sich vor dem bloßen Drohen zu fürchten, ist das Weib zu klug. Wie weit sehd Ihr mit dem Verhör?“

„Ich . . . ich . . .“ stotterte Thurneisen, der gern um alles in der Welt jetzt die Alte los gewesen wäre. „Ich . . . kann . . .“

„Das Weib läugnet hartnäckig,“ ergänzte der Schreiber. „Und da keine weiteren Irzichten vorhanden“ . . . setzte der eine Abgeordnete hinzu . . .

„So ist nichts auf sie zu bringen?“ fiel der Bürgermeister ein.

„Nichts!“ erwiederten die Beisitzer und der Schreiber.

„Ei, nun,“ sprach der Regierende gemüthlich: „so lasse man das Weiblein frei!“

„Das wollte ich doch nicht rathen,“ stammelte, vor Aerger zitternd, der Rathsherr: „denn . . .“

„Ach, mein Gott!“ fiel Lene ein: „warum will denn der gestrenge Herr Thurneisen mir allein so auffällig seyn, während er doch weiß, daß ich bereit bin, Alles zu entdecken, was zu meiner Kenntniß gekommen ist . . .“

„Sadrach!“ knirschte der Rathsherr zwischen den Zähnen und durchbohrte fast das redselige Weib mit seinen Blicken.

„Und wenn er besteht,“ fuhr sie, mit Fleiß sehr laut werdend, fort: „so will ich gern in Gegenwart des gestrengen Herrn regierenden Bürgermeisters . . .“

„Daß Dich Der und Jener mit Deinem Geplauder!“ fuhr Thurneisen, von innerer Angst getrieben, heraus.

„Wenn der Herr Bürgermeister meint, so laufe hin, Deinem Galgen entläufst Du nicht.“

„Kein Mensch, der Böses thut, entläuft dem Seinen,“ versetzte die Alte mit spottendem Lachen und stechendem Blick.

„Das Weib ist spaßhaft!“ rief der Bürgermeister lachend und hielt sich den Bauch. „Obschon mich gestern bei meiner schweren Kopfarbeit eine ziemliche Unpäßlichkeit anwandelte, so habe ich mich doch heute in der Ausübung meiner Pflichten merklich erholt, und möchte wohl ein Stündchen lang die Boffen dieser Streicherin, vulgo Herrenlene, mit anhören, besonders da sie geäußert hat, in meiner Gegenwart eine Historie vortragen zu wollen . . . die vielleicht“ . . .

Dem Rathsherrn standen unzählige Schweißtropfen auf der Stirn. Mutter Lene fühlte beinahe Mitleid mit ihm. Sie küßte daher dem Herrn Bürgermeister den Saum des Mantels, dankte ihm für die Gnade, die er ihr hatte angedeihen lassen, und bat ihn, ihr zu erlauben, so bald als möglich sich zu entfernen, indem sie noch eine kleine Reise vorhabe für den heutigen Tag.

Der Consul nickte wohlwollend. „So gehe denn hin,“ sprach er mit Salbung, „altes, armes Weiblein. Wir setzen Dich in Freiheit und in den Besitz Deiner Habseligkeiten wieder ein. Wandle auf der breiten Heerstraße der Rechtschaffenheit fort, damit kein Verdacht Dich wieder an diese Stätte bringe.“

Nach dieser Standrede wischte er sich den Schweiß von der Stirn, winkte den Uebrigen, etwas abseits zu treten, und sprach dann sehr gnädig und leise zu der aufmerksam horchenden Alten: „Zum Verdruß jenes ausgetrockneten Medici befinden wir uns, Dank sey dem Höchsten, wieder munter und stark, und unser Magen gleicht wieder dem hungrigen Löwen in der Wüste.“ — Er reichte Lenen die Hand zum Kusse. — „Was unsere Verbindlichkeit gegen

Dich betrifft," fuhr er fort und nestelte lange an dem straffen Geldbeutel, der ihm an der Seite hing — es reute ihn aber, er ließ nachlässig die Hand sinken — „so bleiben wir Dein wohlwollender Schuldner." — Er entließ sie mit einer gnädigen Bewegung des Kopfes. Lene setzte sich gleich wieder in den Besitz ihres Schlüssels, eilte nach Hause, fütterte ihren Schwarzmann, packte Salben und Latwergen zusammen, und ging, so schnell es ihr Alter erlaubte, die Straße hinaus, die gen Günzburg führte. Thurneisen aber fuhr wie ein Gewitter nach Hause und hielt mit seiner Tochter einen geheimen, aber verdrießlichen Zweisprach; denn Bärbchen hatte verweinte Augen den ganzen Tag. Eine üble Vorbedeutung für den Ehrentag, der auf morgen festgesetzt war. In des Rathsherrn Wohnung, wo die Hochzeit begangen werden sollte, ging Alles drunter und drüber. Es wurde gepuht, gescheuert, gekocht, gesotten und gebraten, gestickt und genäht, und auch für den Bräutigam waren alle Handwerker in der Stadt in Arbeit. Das Gericht von der großen Vermählung ging auch geschäftig durch alle Gassen. Nur zur Glenden-Herberge drang es nicht; und hatte die Wirthin derselben wohl auch hin und wieder etwas davon vernommen, so war ihr die Begebenheit doch nicht wichtig genug, um gegen ihre armen Gäste ein Wort darüber zu verlieren. Die gute Marie lebte also in ihrer glücklichen Täuschung fort, und erwartete sehnlich den Abend, den ihr Philipp durch seinen Besuch zu verschönern versprochen hatte. Sie verließ ihr Lager, that sich Gewalt an, auf den verwundeten Füßen zu stehen, und es ging; denn es galt ja, den Geliebten zu empfangen. Sie ordnete ihre Kopfbedeckung zierlicher, verbarg, so gut es angehen wollte, die Risse, Flicker und schadhafte Theile ihres grauen Reiskleidchens, steckte einen Strauß von Maiblumen an die volle, unter einem blendend weißen Hemdchen wallende Brust, und nachdem sie durch ihr kleines Dienstmägdlein die Kammer mit Stachel-

beerzweigen und blühenden Schlehenranken hatte schmücken lassen, harrte sie in süßer Zufriedenheit des Geliebten. Wie pochte ihr Herz, als sie endlich in der Dämmerung den wohlbekanntem Schritt auf der kleinen Treppe vernahm! Wie jauchzte sie auf, als er, der Ersehnte, der Heißverlangte, in ihre dürftige Behausung trat! Sie flog an seinen Hals, umschlang ihn mit Schwanenarmen und grüßte ihn mit Worten der Liebe. Philipp machte sich nach einem kurzen: „Guten Abend!“ von ihr los, warf den düstern Blick in der Stube umher und fragte: „Was soll der grüne Staat? der Blüthenkranz an Wand und Decke?“

„Ach verzeih!“ bat Marie mit kindlichem Tone: „’s ist eine Spielerei, die Dich erheitern sollte, dachte ich. Vergib der Eitelkeit Deines Weibchens die so gerne den Geliebten in einem geschmückten Gemach empfangen wollte. Ich stellte mir dabei die mit Blumen und Myrthen gepuzte Brautkammer vor.“

„Die Brautkammer!“ fuhr Philipp auf, gewann aber bald wieder so viel Verstellung, um hinzuzusprechen, indem er sich zu lächeln bemühte: „Ein sonderbares Geschlecht! Raum der bittersten Noth auf Augenblicke entronnen, überläßt es sich unbekümmert und leichtsinnig den Spielen der kindischen Laune!“

„Lieber Philipp!“ versetzte Marie, traurig werdend und seine Hand ergreifend. „Es ist ja schon unser Loos, mehr in unsern Träumen zu leben, als in der Wirklichkeit. Vergib, ich wollte Dich nicht beleidigen. Bestehst Du’s, nehme ich gleich meiner armen Kammer den Schmuck ab.“

„Du wirst mich verbinden,“ erwiderte Philipp kurz, und Marie eilte, obschon sich ihr Thränen in’s Auge pressten, die Mauern ihres Puzes zu entledigen, stand, die Zweige in der Hand, schmerzlich lächelnd vor dem Gelieb-

ten und fragte gutmüthig: „Ist es so recht, mein lieber Mann?“

„Um, ja!“ brummte Philipp und ließ sich nieder am Tische. „Wirf das Zeug zum Fenster hinaus!“

„Du willst es,“ sprach Marie und zerdrückte wieder eine Thräne . . . „ich gehorche!“ Sie schlich, traurig den Kopf hängend zum Fenster und zog es auf. Sie starrte eine kurze Weile hinaus. „Nein, Philipp!“ begann sie . . . „nein! schelte mich oder lache mich aus, wenn Du willst, aber ich vermag es nicht, Dir zu gehorchen. Die Dunkelheit des Hofs kommt mir vor, wie ein Grab, in das ich jetzt die Hoffnung mit eigener Hand schleudern soll. Vergib, Philipp, der Grille des reizbaren Weibes; halte der Mutterwerdenden die Weigerung zu gute.“

Spöttisch lächelte aber Bernher, stand auf und nahm ihr die Zweige ab. „Du bist kindisch!“ sprach er und warf die Blüten hinab. „Willst Du nicht selbst die Hoffnung über Bord werfen, muß ich's wohl an Deiner Statt thun.“

Marien erschütterte tiefe Wehmuth, als sie ihre zarte Empfindung roh verletzt fühlte. Sie schwieg aber wie ein Lamm, setzte sich still, schlug die Augen nieder und zerzupfte in ahnender Traurigkeit den Strauß an ihrer Brust.

Philipp war ein Paar Mal durch das Gemach geschritten. Endlich ergriff er Mariens Hand. „Nicht böse, liebe Marie!“ redete er die Gefränkte mit schlauer Freundlichkeit an: „nicht böse. 's war ja nur ein Scherz . . . nicht böse!“ gemeint.“

Das Mädchen hob schnell das leuchtende Auge, und entgegnete mild und freundlich: „Ich zürne Dir nicht, mein Lieber! sey Du nur gut mit mir. Ich liebe Dich ja so herzlich, und möchte gleich weinen wie ein Kind, wenn ich etwas nicht recht gemacht und, statt Dich zu erheitern, Dich verdüstert habe.“

„Ei was, kleine Thörin,“ sprach Philipp scherzend, ...
 „vergeben, vergessen!“

„Alles! Alles!“ rief Marie an seinem Halse und fühlte seinen Kuß. — „Nun aber, mein Herzchen,“ fuhr Philipp fort, „nun laß' uns fröhlich sehn. Man braucht dazu aber keine Christbäume an den Wänden. Das rothe Blut der Trauben thut bessere Dienste.“

Bei diesen Worten zog er aus einer Tasche des faltigen Rocks eine mit silberner Schraube verstopfte weiße Flasche, von dem Rubinanz eines spanischen Edelweins, wie von rothem, flüssigem Crystall gefüllt. Ein kleiner silberner Becher und ein Paß kleiner Nürnberger Honigkuchen folgte dem Sorgenbrecher. Marie sah stilllächelnd dem auftragenden Geliebten zu. „Das mahnt mich an die erste Zeit unserer Bekanntschaft in Antwerpen,“ sprach sie; „weißt Du noch? Bei der alten Ruhme im Garten fanden wir uns alle Feiertage zusammen, und nie kamst Du mit leeren Taschen; denn die Ruhme war dem spanischen Weine und dem Frontignan nicht abhold. Mandeln oder Honigkuchen, wie heute, waren beständig die Zugabe, die Du dem Fläschlein beilegtest. Wir Beide hatten auch, wie heute, nur einen Becher, den kleinen, vergoldeten, den Du auf der Messe für mich gekauft. Er war in Augsburg gefertigt und trug die einfache Inschrift: Lieb' und Treu'. Während die Ruhme behaglich mit ihrem großen Deckelglase dem Weine zusprach, nippten wir wie Bienen an dem kleinen Becher und buchstabirten täglich auf's Neue die Inschrift, Lieb' und Treu'. Sie war eine gute Vorbedeutung. Wir liebten uns und sind uns treu geblieben! Nicht wahr, mein Wernher?“

Philipp's Gesicht überlief es bluthroth. „Komm'!“ rief er: „laß' uns trinken, zur Erinnerung vergangener Zeiten.“ — Er ließ das rothe Gold in den Silberkelch fließen, und bot ihn, nachdem er den Trank kredenzt hatte, Marien

dar. Sie trank; aber wohlthruender als die Tropfen des edlen Weines, die ihre Lippen balsamisch befeuchteten, erquickte sie das liebevolle, freundliche Wesen des Geliebten. — „Deine Gesundheit, Philipp!“ rief sie mit dem Lächeln der herzlichsten Freude und reichte ihm den Becher. — „Die Deinige,“ erwiderte er mit dem Anstrich derselben Empfindung „die Deinige und unser's Kindes Gesundheit!“ — Ein dankbarer Kuß lohnte dem Vater seine zarte Theilnahme. Unter munteren Scherzen, fröhlichen Planen für die Zukunft, unter Versicherungen ewiger Liebe und Treue, unter der Erneuerung alter Eide und Schwüre verfloß die Stunde, die Philipp Marien schenken konnte. Er brach endlich auf, stürzte den Rest des Weins hinunter, küßte Marien, die, über seinen Abschied bekümmert, seine Hand hielt, und sprach: „Leb' wohl, mein Kind! Du siehst, ich bin der Alte. Mein Herz hat sich nicht verändert. Du darfst mir festlich vertrauen. Laß' dieß Vertrauen nicht wankend werden. Sieh' ich habe hier der Feinde viele, weil mein gerades Wesen Vielen nicht behagt. Es könnte leicht geschehen, daß während der kurzen Zeit als wir noch getrennt seyn müssen, Dir vielleicht das oder jenes Gerücht über mich zu Ohren kommen möchte. Laß' es noch so auffallend seyn, so glaube es nicht. Der Neid erfinnt oft die seltsamsten Lügen. Glaube nichts, als was ich Dir sage. Ich bin Dein erster Freund, Dein einziger, und liebe Dich. Dieses Vertrauen sey Deine Richtschnur, wie mein Wort, das ich nie brechen werde.“

Mit diesen Worten umarmte er noch einmal Marien, die in sorgloser Zuversicht einem fürchterlichen Augenblick entgegen ging, nahm Abschied von ihr, versprach, den kommenden Abend früher zu erscheinen, und ging, um nachzusehen, ob sein Hochzeitskleid schon vollendet sey und von dem Schneider zu seiner Braut zu eilen, bei der er den Abend im Kreise der arbeitenden Freundinnen verändelte. Die Nacht verging ihm viel zu langsam für die

Unruhe, die sich seiner bemächtigt hatte, und er konnte kaum den Tag erwarten, der seine Wünsche krönen und seine angstvollen Zweifelsqualen mit einem Male stillen sollte. Endlich brach der Morgen an, und mit pochendem Herzen warf sich Philipp in sein prächtiges Ehrengewand. Simon that sein Möglichstes, um den Herrn feierlich herauszuputzen und seinen trüben Unmuth zu verschleichen, der ihm ein Räthsel war, da Philipp für gut befunden hatte, ihm Mariens Anwesenheit, den eigentlichen Grund seines Kummer's, gänzlich zu verheimlichen. Raub und störrisch, wie wohl selten ein Bräutigam an seinem Hochzeitstage, legte der Gebieter seinem Diener Stillschweigen auf, und verfügte sich, sobald es Zeit und Sitte erlaubten, zu der Braut, um sie nach der Kirche abzuholen. Er fand sie, den Schwähervater und die Zeugen bereit und festlich geschmückt. Thurneisen, der schon an und für sich die Trauung früher, als vornehme Leute sie gewöhnlich vorzunehmen pflegten, angeordnet hatte, drängte, die Stunde nicht zu versäumen, und der Hochzeitzug, klein, aber gewählt, setzte sich in Bewegung nach dem Münster. Stolz ging Barbara, das Kränzlein im Haare, neben dem verlegenen Bräutigam, und sah triumphirend um sich her, unter die Menge des Volks, die sich am Eingang der Kirche drängte. „Wie fein steht Euch doch das Kränzlein!“ flüsterte ihr im Gedränge eine Stimme zu . . . „dachte schon, ihr hättet's verloren!“ Mit zornigem Blick drehte sich die Verhöhnnte gegen den Frevler; aber sie erblaßte, als sie in sein Antlitz sah, das sich wieder schnell unter den Haufen verbarg. — „Was ist Euch holde Braut?“ fragte Philipp, dem die Verlegenheit der schönen Barbara nicht entging. „Nichts,“ stammelte die Erbleichende und suchte sich zu fassen . . . „Eine kleine Anwandlung . . . in der Welt weiter nichts!“

Die Röthe kehrte auch bald auf ihre Wangen wieder; allein die Verstimmung wich nicht aus ihrer Seele, so lange

die Ceremone dauerte. Philipp theilte seinerseits ihre Verstörung; als sie die Ringe wechselten, glaubte er einen glühenden Reif an den Finger zu stecken: als sie sich die Hände gaben, senkte sich Beiden ein Fels auf die Brust. Scheu flogen Barbaras Blicke gegen die mit Menschen gefüllte Emporkirche; scheu richtete Philipp sein Auge gegen die Kirchthüre. Es war ihm, als müsse Marie durch dieselbe eintreten, und ihn durch ihren Angstruf und ihr verzweifelndes Geschrei vernichtet zu Boden werfen. — Unnütze Furcht. Die feierliche Handlung endete. Die Glocken riefen sie laut über die ganze Stadt aus, und Marie ahnete nichts von Allem. Von den leise aufstrebenden Schauern der herannahenden Niederkunft bedrängt, hatte sie trostbedürftig nach dem Gebetbüchlein gegriffen, das, ein Geschenk ihrer verewigten Mutter, auf der langen, beschwerlichen Reise nie von ihrem Busen gekommen war. Mit hingebender Frömmigkeit betete sie daraus zu dem ewigen Vater, und schöpfte Stärke, Trost und Hoffnung aus den todtten, im Geiste aber lebendigen Buchstaben. — Sie bedurfte dieser Himmelsstärkung nur zu bald. Die Glocken der Münsterkirche klangen schwärmerisch in ihr Gebet und beflügelten ihre Worte und Bitten. Leicht und wohl wurde ihr um's Herz, als ob eine große Last von ihr genommen wäre, und freundlichen Blicks begrüßte sie die Wirthin, die bald darauf zu ihr in's Gemach trat.

„Nanntet Ihr nicht gestern Abend,“ begann diese, „den Freund Eures verstorbenen Mannes, . . . den, der Euch die Tage her besuchte . . . nanntet Ihr ihn nicht Wernher?“

„Ja!“ versetzte Marie lächelnd.

„Philipp Wernher, der Kaufherr?“ fragte die Wirthin hastig weiter.

Marie bejahte.

„Nun, nun,“ fuhr die Wirthin lachend und munter fort. „Das lasse ich mir gefallen. Der Mann ist reich

wie einer, und Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß er Euch, als eine alte Freundin, aus der Noth reißen wird, freigebiger als jemals; denn wie mich die von der Kirche heimkommende Magd versichert hat, so hält er heute Hochzeit, und an solchen Ehrentagen ist der Leidende unserm Herzen am nächsten."

"Heute?" fragte Marie lächelnd und ungläubig. "Gute Frau, Ihr seyd wohl unrecht berichtet. Mir hat er noch nichts davon vertraut."

"Ei was!" erwiderte die Wirthin. "Vornehme und reiche Leute haben ihre Launen. Vielleicht fällt die Bescherung für Euch nur um desto vortheilhafter aus, wenn Ihr Euch aufmacht, so gut herausgeputzt als möglich — Eure Schönheit ist ja Euer bester Schmuck — und dem glücklichen Bräutigam im Hochzeitshause alles Heil und Segen zu wünschen geht."

"Damit hat es noch Zeit," versetzte Marie wie oben. "Laßt ihn erst verheirathet seyn."

"Ei, zum Kukuk!" rief die Wirthin und stemmte die Arme in die Seite. "Glaubt Ihr denn, daß ich taub bin und meine Magd blind? Sie hat ja die Trauung vor ein Paar Minuten selbst mit angesehen. Es war in der Münsterkirche. Noch summen uns ja die Trauglocken in's Ohr."

"Es ist eine andere Hochzeit gewesen," lächelte Marie mit aller Ueberzeugung. "Ihr irr't."

"Nein, sage ich!" rief die Wirthin eifrig: "ich irre mich nie. Wißt Ihr das, Rechthaberin? Der Syndicus, der Kellerverwalter, der Seckelmeister und der Schwähervater selbst waren Zeugen. Der Bräutigam: Herr Philipp Wernher, der Kaufherr; die Braut: Jungfrau Barbara Thurneisen, des Rathsherrn eheliche Tochter."

Der Name der Braut schüttelte Mariens Nerven gewaltig zusammen. Es war derselbe, den Ihr bereits die

Kräutersammlerin genannt hatte. Die kühne Behauptung der Wirthin, eine schwarze Ahnung, die das Gebäude ihres Vertrauens umzustürzen begann . . . die warnende Stimme eines Engels, dem sie bisher das Ohr verschlossen . . . Alles raunte in einem einzigen, fürchterlichen Augenblicke ihr zu: Unglückliche! Du bist betrogen!

„So eben,“ fuhr die Wirthin geschwätzig fort, ohne Mariens plötzliche Veränderung zu bemerken: „so eben ziehen sie über den Markt nach des Rathsherrn Hause, unter Muskschall und lautem Jubel.“

„Ich muß hin!“ fuhr Marie auf in tödtlicher Verwirrung; hin muß ich! sehen . . . mich überzeugen, ob es wahr ist, das Gräßliche!“

Sie wollte hinaus. Die Wirthin, die ihre Bewegung nicht begriff, war bemüht, sie aufzuhalten, als mit der Erscheinung eines Dritten sich ihr Schicksal in dieser Stadt mit raschen Schritten seinem Ende näherte.

Geismann war es, der Stadtwächter, den Thurneisen, seiner Verschwiegenheit die kühliche Ausführung seines Gewaltstreichs vertrauend, zum Werkzeug erwählt hatte, Mariens Entfernung zu beschleunigen. Er hatte den ganzen Morgen, der Herberge gegenüber, auf der Lauer gelegen und abgewartet, ob nicht vielleicht Marie von der Trauung Philipps Wind bekommen und den Entschluß gefaßt hätte, dieselbe durch einen Einspruch zu hindern. Da dieses nicht geschah, so wartete er, seinen Befehlen gemäß, das Ende der feierlichen Handlung ab, und schritt, nachdem die Glocken derselben verklungen, in die Herberge, um seinen Auftrag vollends zu erfüllen.

„Haltet das Weib!“ rief dem Eintretenden die Wirthin entgegen. Die Arme ist plötzlich verrückt geworden, und könnte sich, wie ihrer Leibesfrucht, Schaden thun.“

Geismann that, wie sie ihm hieß, und hielt Marien so fest, daß sie sich nicht regen konnte, wohl aber mit Mitleid erregender Stimme bat und flehte: man

möchte sie doch lassen . . . sie möchte fort . . . es gelte ihr Leben!

„Ja, fort sollt Ihr auch,“ entgegnete Geismann kalt: „je eher, je lieber. Deswegen bin ich hier. Der Magistrat, von Euerm zuchtlosen Wandel wie von Eurer Landstreicherei unterrichtet, läßt Euch über die Grenze weisen. Ich werde Euch begleiten. Pakt Eure Siebenfachen zusammen und kommt. Ich bringe Euch über die Donau, wie mir's befohlen, und weh' Euch, wenn Ihr's wagt, mit einem Fuße die Stadt Ulm wieder zu betreten.“

Marie stand erstarrt. „Was hör' ich?“ schrie sie endlich . . . „Philipp! Philipp! hast Du mich ganz verlassen?“ — und glühende Thränen flossen über ihre Wangen.

„Sieh' doch!“ schimpfte die Wirthin, durch Geismanns Auftrag stutzig gemacht . . . „sieh' doch! kann man sich nicht täuschen in der Welt! sieh' doch! hätte ich die Landläuferin beinahe für einen Engel gehalten, trotz ihren Umständen und ihren verschnittenen Haaren. Die kann einmal lügen! Fort aus meinem Hause!“

„Erbarmen!“ schrie Marie: „Barmherzigkeit! Mann, seyd menschlich! Ich beschwöre Euch! führt mich zum Kaufherrn Wernher, Philipp Wernher! er wird mich nicht dem schmachvollen Urtheil zum Raube lassen; er wird sich für mich verbürgen!“

„Das wird er wohl bleiben lassen,“ lachte Geismann, „und wir kämen ihm heute mit der Forderung verdammt ungelegen. Er hält Hochzeit. Die Trauung ist vorbet. In einer Stunde geht's zum fröhlichen Mahle, und da ist Eure Gegenwart überflüssig.“

„Also wahr! wahr!“ wimmerte Marie in dumpfen Tönen. „Das Entsetzliche wahr! O, mein Gott! verlaß mich nicht!“ — Ihre Sinne drohten zu schwinden! die Wirthin rüttelte sie aber unsanft am Arme.

„He!“ rief sie, „he! treibt keine Mummerei! Sie

nützt Euch nichts mehr! packt auf, trollt Euch, und dankt es Euerm hochschwangerm Leibe, daß ich Euch nicht meine mißbrauchte Güte mit der Peitsche vom Rücken abstreifen lasse. Hat mir mein gutes Herz wieder einen garstigen Streich gespielt! Mein Mann, der dumme Teufel, hatte Recht. Auf die Streue hätte die saubere Strolchin gehört, nicht in meiner Tochter Bett! D'rum fort! fort! ehe mir die Galle überläuft."

„O Wernher! Wernher!“ seufzte das erschöpfte Mädchen, das man nach der Thüre drängte.

„Schimpfirt den Namen nicht in Euerm Munde!“ belferte die Alte. „Es wird ihm leid thun, daß er Euch kennt, dem Kaufherrn nämlich. — Wenn man das Weib so reden hört, könnte man auf absonderliche Gedanken kommen.“

„Wird's bald?“ rief Geismann dazwischen. „Ich warte nicht länger, und alles Betteln und Bitten ist umsonst. Fort müßt Ihr; so will's der gestrenge Rath.“

„Alles ist umsonst?“ fragte Marie in verzweilungsvoller Fassung, und die Thränen trockneten in ihrem Auge. „Wohlan! ich folge Euch . . . allein . . . ein heftiger Schauer durchflog ihre Glieder . . . ich weiß nicht, ob ich es werde können . . . meine Füße versagen den Dienst.“

„Bah! pah!“ lachte der rohe Stadtwächter: „wird so arg nicht sehn. Nehmt Euch zusammen; seyd Ihr über der Brücke drüben und jenseits uniers Weichbilds, könnt Ihr ausruhen, so viel Ihr wollt.“

„Ich fürchte“ . . . seufzte Marie, mit Anstrengung und zusammenbrechenden Knien ihr Bündel ergreifend . . . „ich fürchte . . . eine schnelle Entbindung“ . . .

„Um Gotteswillen!“ schrie die Wirthin. „Das wär' mir eine Historie! Fort aus meinem Hause, sonst kommt der Bastard hier auf die Welt, und die Mutter sammt dem Bankert bleiben mir Wochen lang auf dem Halse. Mann

Gottes! greift zu! schafft die Meze mir fort, ehe hier der Teufel seine Jungen heckt.“

„Gott vergebe Euch diese Worte!“ schluchzte Marie, der ein neuer Thränenstrom die Wange überschwemmte. „Ich danke Euch für die Theilnahme, die Ihr an mir bewiesen, und segne Euch für Eure Härte. Ich . . . ich vertraue dem Höchsten . . . das Schwerste habe ich überstanden . . . Er wird mir weiter helfen!“

Mit männlicher Fassung bezwang sich das zarte Geschöpf, seinen heiligen Schmerz nicht vor unwürdigen Augen zu entweihen, und schleppte sich mühsam dem Diener der Gewalt nach. Wie es aber im Innersten der Mißhandelten ausah, können nur im Schmerz Erfahr'ne im vollen Umfange beurtheilen. Geismann legte im Namen Thurneisen's, der zugleich Armenpfleger war und der Herbergsmutter viel Nutzen, aber auch vielen Schaden verursachen konnte, Stillschweigen über die ganze Geschichte auf, und führte sein Schlachtopfer auf abgelegenen, öden Gassen dem Donauthore zu, damit nicht etwa ein ächter Trabant der Gerechtigkeit dem falschen Stellvertreter auf die Schliche kommen und dadurch die ganze wohlzugespitzte Bosheit zur verdrießlichen Sprache bringen möchte.

Thurneisen hatte den Eidam, gleich nach der Vermählung, vermocht, während daheim das Mahl gerüstet und die Braut in andern Staat gekleidet wurde, mit ihm einen Spaziergang auf der Stadtmauer zu machen, um durch die Lücken und Schießscharten derselben sich der erquickenden Aussicht auf die in der Maisonnette herrlich prangenden Fluren und den majestätisch wogenden Strom zu freuen. Sie standen neben einander auf einem Vorsprung, der die Brücke über die Donau völlig frei den Beschauern darstellte; Thurneisen lauernd, mit argen Erwartungen

im Herzen; Philipp bemüht, sich zu zerstreuen. Plötzlich zupfte ihn der Rathsherr am Armel. „Seht,“ sprach er, „seht, dort . . . bereits am Ende der Brücke . . . das Weib, mit dem Bündel unter dem Arme! Wer ist das?“ — Philipp erhebe und staunte sprachlos hin. — „Das ist Eure Marie, oder ich verstehe mich nicht auf Euerer Züge,“ fuhr Thurneisen fort. „Seht Ihr den Geismann neben ihr? Der führt sie über die Grenze auf meinen Befehl. Seht! schon sind sie jenseits. Nun, redet doch! Hab' ich zu viel versprochen? hab' ich nicht Wort gehalten? Ihr seht sie los! und nun kommt; denn ich wollte Euch nur eigentlich das in der schönen Aussicht zeigen.“ — Er zerzte Philipp mit sich fort, der wie ein Träumender neben ihm herging.

Geismann brachte während dem die arme Marie, die sich kümmerlich ihm nachschleppte, über das Weichbild der Stadt. „Jetzt geht mit Gott!“ sprach er: „dorthin zu liegt Günzburg. Von Seiten des gestrengen Herrn Armenpflegers und Rathsherrn Thurneisen thue ich Euch kund, daß Euch der Staupenschlag erwartet, wenn Ihr's nur wagt, nach Ulm zurückzukehren. Und von Seiten des Herrn Philipp Wernher, der Euch selbst der Obrigkeit angezeigt, soll ich Euch sagen: daß er für Euch nichts mehr zu thun gedenkt; daß er zwar mit Euerem Mann gut Freund gewesen, sich aber in nichts mehr um die bettlerhafte Wittwe desselben bekümmern werde. Er sey überdies verheirathet, und Ihr wüßtet wohl, daß damit Alles vorbei sey. Lebt wohl und bessert Euch!“

„Ja wohl ist Alles damit vorbei!“ . . . seufzte in unendlichem Schmerze, dem rückkehrenden Geismann nachstarrend, die mitleidswerthe Marie. „Alles! seine Liebe . . . mein Glück . . . mein Leben!“

Noch einmal wandte sie den thränendüsteren Blick gegen die Stadt, die sie nach unzähligen Leiden erreicht hatte, um auf ewig unglücklich zu werden, und schon erhoben

sich ihre Arme zur Drohung, schon öffnete sich ihr Mund, um eine schwere Verwünschung auf das Haupt des Treulosen, auf seine Ehe zu legen; allein selbst im Uebermaße ihrer Pein vermochte sie es nicht, dem zu fluchen, der sie ohne Barmherzigkeit würgen konnte, und ihr Scheideruf war Segen über den Unmenschen, Segen über sein Haus. Dann setzte sie, ihr Kreuz geduldig auf sich nehmend, den Weg fort vor sich hin, gen Günzburg, den ihr Geismann gewiesen. Die Erhebung ihres Geistes, die Thränen, die sie weinen konnte, stärkten ihre körperlichen Kräfte; allein nur kurze Zeit dauerte diese künstliche Spannung der Nerven. Kaum hatte sie unter vieler Anstrengung die Hälfte des Wegs zurückgelegt, so bedrängten sie, in kurzen Zwischenräumen auf einander folgend, die Schauer aufs Neue, die ihr in schmerzlicher Beängstigung die Annäherung ihrer Entbindung verkündet hatten. Sie ruhte, versuchte dann weiter zu gehen; umsonst! die Schmerzen kehrten mit verdoppelter Pein zurück und die schwere Stunde trat ein. Auf der weiten Ebene war kein Mensch zu sehen, die Stimme der Leidenden konnte nicht nach Hülfe rufen . . . sie ergab sich also fromm in ihr bitteres Geschick, kroch unter den Schatten eines am Wege stehenden Baumes, und erwartete dort, von gewaltigen Leiden gefoltert, die Geburt ihres Kindes und ihren sehnlich gewünschten Tod.

Neuntes Kapitel.

Dunkle Hallen des Schweigens!
Sinst're Wohnung lebendig Geford'ner!
Sehd ihr das Thor der Weisheit?
Der Sitz des Friedens?

6.

Archimbald war indessen schon ferne von seiner Heimath. Der Doktor Dee schien mit dem Scharffsinne seiner Landsleute auch ihre derbe Körperbeschaffenheit zu vereinigen; denn einen unermüdetern Reiter gab es nicht. Der schwere Gaul des Dieners hatte Mühe, dem leichten Renner des Gebieters zu folgen, und der arme Archimbald mußte eine schmerzhaftes Reiseschule durchmachen. Das schön gethürmte Augsburg, mit den hellen, reinlichen Gassen und den vielen prächtig gemalten Häusern, wurde gleichgültig und schnell durchritten, als ob es das schlechteste Dorf Dänemarks wäre, wo, wie bekannt, die Könige nicht besser wohnten, als der schlechteste Nürnberger Bürger. Im Fluge näherten sie sich dem alterthümlichen München, und hier wurde ein Rasttag gemacht. Bis hieher hatte Dee kein Wort mit seinem neuen Lehrling gesprochen, und dieser hatte mit dem Diener, der ein grober verdrießlicher Mensch war und noch obendrein ein ganz unverständliches Deutsch radebrechte, ebenfalls eine schlechte Unterhaltung gehabt. Nun aber ließ der Doktor ihn vor sich kommen. „Höre, Junge,“ sprach er zu ihm: „ich habe mir auf unserer Reise Deine Sache und Dein neues Verhältniß zu mir reiflich überlegt. Um jetzt

schon in meinen wirklichen Dienst zu treten, bist Du noch zu jung, der Strapazen ungewohnt, zu ungelent und zu arm an Wissen. Ich habe daher, besonders da der Zeitpunkt, in dem Du mir nützen sollst, noch nicht vor der Thüre ist, beschlossen, Dich auf einige Jahre bei einem Freunde in die Lehre zu geben. Je fleißiger Du bist, desto früher endet sie. Mein Freund hat Muße genug, sich ganz mit Deiner Bildung zu beschäftigen, und er wird es mit Eifer thun, wenn er an Dir einen aufgeweckten Kopf verspürt. Sollte mir während dieser Zeit das letzte Stündlein schlagen, so ist auf diesen Fall dennoch für Dich gesorgt. Bleibe ich hingegen am Leben und hast Du Lernbegierde gezeigt, so mache ich Dein Glück. Bist Du's zufrieden?"

Archimbald hatte keine Wahl; er gab also schnell nach, und war nur froh, da er hörte, daß er nicht in dem finstern München seine Lehrzeit zu überstehen haben werde, sondern in einem schönen Gebirgslande, wo, im Einklange mit der eisernen Natur, Menschen, Thiere und Ströme sich kräftiger und freier regen. Der Doktor, gewöhnt, einen Entschluß nie alt zur Ausführung kommen zu lassen, brach schon den nächsten Tag wieder auf. Mittagwärts ging die Reise, und die fernen Gebirge, in blaue Nebel gehüllt, schienen gleich rüstigen Wanderern den Reisenden schnell schreitend entgegen zu eilen. Es dauerte auch nicht lange, so rissen sich die Felsenpforten Tyrols vor ihren Augen auf. Archimbald schauderte bei dem Anblick dieser steilen Wände, dieser engen und beschwerlichen Pässe; aber als sich das Paradies hinter denselben aufthat, mit seinen frischen Matten und silberreinen Quellen, mit den schwarzen Forsten, den grünen Hügeln und den fernen mit Schnee bedeckten Berghörnern, mit seinen freundlichen Hütten und ihren starken gesunden Bewohnern, da ging sein Herz auf in Lust und Fröhlichkeit, und war's nicht vermögend, alle die Herrlichkeit zu fassen, die so prachtvoll

als neu sein Auge blendete. Auf dem Zuge durch das romantische Land schuf er tausend Bilder, wie er hier die Jahre frei und fessellos verleben werde, und früher aufgefaßte frischen sich in seinem Gemüthe wieder auf's Neue lebendiger an. Das Schloß Worosdar fiel dem Knaben wieder ein. „Wo liegt Worosdar?“ fragte er den mürrischen Diener. Patrik riß die Augen auf, ließ sich die Frage wiederholen und antwortete ein faules und faulerwelsches: „Ich weiß nicht.“ — „Wo liegt das Schloß Worosdar?“ fragte Archimbald auf der nächsten Station den Doktor. — Dee rieb sich besinnend die Stirn, strich sich den salben Bart und konnte nicht befriedigender als sein dummer Patrik antworten. Archimbald konnte es nicht begreifen, wie ein gelehrter Doktor nicht wissen solle, wo das ihm so werthe Schloß Worosdar liege; allein mit allem Simuliren kam er nicht weiter, als zu der Residenz, die ihm der Doktor bestimmt hatte. Sie hatten ein ziemlich einsames Thal durchmessen, einen mäßig hohen Berg erklettert, und befanden sich auf einmal, nach mehrstündigem Ritte durch einen finstern Föhrenwald, vor der Pforte eines mitten im Dickicht gelegenen Kapuzinerklosters. So romantisch sich auch das finstere Gebäude mit seinen Umgebungen in dieser Wildniß ausnahm, so enge wurde dem Knaben um's Herz, als Dee ihm bedeutete, daß er in diesem Kloster bleiben müsse. Die Glocke klang, die Pforte öffnete sich wie ein Grabeschlund, und fiel hinter den Eintretenden zu, als wolle sie sich nimmer wieder aufthun. Düstere Kreuzgänge umfingen sie mit kühlem Luftzug; mehrere Brüder im braunen Habit . . . für den im Protestantismus erzogenen Knaben nie gesehene Erscheinungen, strichen still und melancholisch an ihnen vorüber. Aus der Ferne klang schaurig der eintönige Chorgesang der Mönche. Ueber eine steile hölzerne Stiege, durch einen langen Gang, zwischen offenen, ärmlichen Zellen gelangte Archimbald und sein

Führer zu der Zelle des Guardians, der, vom Siechthum befallen, sein Bett hüten und den Chor meiden mußte. Der silberhaarige Greis empfing den Doktor wie einen alten Bekannten. „Der heilige Franziskus segne. Guern Eingang, würdiger Herr!“ rief er ihm zu. „Gelobt sey Jesus Christus!“ — „In Ewigkeit!“ erwiderte Dee und ließ sich am Lager des Kranken nieder. „Mein Weg führte mich in Geschäften hier vorbei! ich dachte aber nicht, Euch so unpäplich zu finden, alter Herr!“

„Ei, Herr Doktor,“ versetzte der Guardian: „wißt Ihr denn nicht schon seit Langem, daß ich an der unheilbarsten Krankheit leide, an meinen siebenzig Jahren nämlich? Ich wäre auch bereits ad patres gewandelt, wenn nicht der Vater Hubert von Zeit zu Zeiten durch seine geschickt gemischten Arzneien meiner Lebenslampe noch einiges Del zugöße. Ob ich bei dem Fortglimmen des schwachen Dochts gewinne, will ich nicht untersuchen . . . im Schooße unsers heil. Stifters wäre ich wohl besser aufgehoben. Indessen ist es ja verboten, sein Leben gleichgültig verstreuen zu lassen, ohne anzuwenden, was in unsern Kräften steht.“

„Allerdings!“ sprach der Doktor: „und möge Euch der wackere Hubert nur noch lange erhalten, Guern Untergebenen zum Besten.“

„Des Herrn Wille geschehe!“ antwortete hierauf der Guardian. „Der Vater wird sich aber recht freuen, wenn er Euere Ankunft erfährt.“

„Ich bin auch eigentlich feinewegen da,“ sprach der Doktor. „Den Buben hier möchte ich gern Guerer und seiner Obhut anempfehlen. Er ist eine Waise, leider in der Kezerei erzogen; ich habe mich aber seiner angenommen, und möchte daher bitten, ihn auf einige Jahre bei Vater Hubert in die Lehre treten zu lassen.“

„Ei, wie könnte man eine so geringe Forderung dem Wohlthäter unsers Klosters abschlagen!“ rief der Guardian

lächelnd: „der durch seine freundliche Fürsprache beim Kaiser, wie bei dem Erzherzog Statthalter, schon so manche fürstliche Freigebigkeit unserm geringen Hause zugewendet hat! Recht gern willfahren wir Euerm Gesuche, und wünschen nur, daß Euer Pflugsohn recht viel Gutes von dem weisen Vater Hubert lernen — und Gott seinen Uebertritt zur allcinseigmachenden Kirche beschleunigen möge.“

Die Mönche kamen aus dem Chor zurück; man hörte das Klappen ihrer Holzsohlen auf dem langen Gange wiederhallen, und ein dienender Bruder trat demüthig ein und fragte nach des Guardians Befehlen. Den Vater Hubert zu rufen, ward er hinweggeschickt, und der Beschiedene säumte auch nicht lange.

Neugierig hefteten sich Archimbalds Blicke auf den ihm bestimmten Lehrer, der den Engländer freudig begrüßte. Hubert war ein kleiner unterseßter Mann, mit kahlem Kopfe und dünnem Bart von brauner Farbe. Seine großen Augen leuchteten wie ein Wetterstrahl nach allen Seiten, und seine scharf gebogene Habichtsnase senkte sich kühn nach dem fest geschlossenen und in spottende Winkel aufgezogenen Mund. Seine grobe Kutte war sorgfältig gereinigt und geordnet, seine Sandalen sauber und nicht zu plump. Seine Sprache war gemäßigt, wohlklingend, und verbreitete eine angenehme Bewegung über sein Antlitz. Archimbald hatte ihn beim ersten Anblick lieb gewonnen, weil die freundliche, behagliche Gestalt ganz dem Bilde widersprach, das er sich in der Geschwindigkeit von Hubert in der Phantasie entworfen, und auf dem sich die dem Doktor ähnliche Figur des Vaters nicht zu ihrem Vortheil ausnahm.

In wenig Worten war Hubert von Dee's Wünschen unterrichtet, und zögerte nicht, sie mit der liebenswürdigsten Offenheit zu genehmigen. Prüfend musterte er das Gesicht seines neuen Zöglings, und führte ihn bald

darauf, nebst Dee, in seine Zelle. Sie lag ganz einsam, von den übrigen durch einen weiten Gang wie durch die Gemächer des Provinzialats und der Bibliothek getrennt, war von dreimal bedeutenderem Umfange, als die der Andern, und aus besonderer Rücksicht für seine Studien, wie aus besonderer Freundschaft für den Guardian, dem gelehrten Pater eingeräumt worden. Sie hatte, ein Eck des Gebäudes bildend, zwei Fenster, deren eines die entzückendste Aussicht über den Forst hinweg auf ferne Thäler und Berge darbot, während das andere auf den von Waldesschatten und finstern Mauern umgebenen Kirchhof sah, wo unter kühlen Segenbäumen die Hülle der Bewohner dieses Klosters eingesenkt wurde. Eine höhere Zierlichkeit herrschte in dem Gemach, als selbst in des Guardians Zelle. Grüne Vorhänge wehrten dem Sonnenlicht den Eingang. Eine Strohecke lag über die Steinplatten des Bodens gebreitet. Ein großer runder Tisch, auf gekrümmten Löwenfüßen ruhend, stand in der Mitte. Bücher, Pergamentrollen, Papierbündel, Meßinstrumente, anatomische Tafeln und zifferbeschriebene Blätter waren auf demselben in bunter Unordnung umhergeworfen. Ein offenstehender Wandschrank schien mathematische Werkzeuge zu enthalten; auf einem danebenstehenden Repositorium wimmelte es von Arzneibüchsen und Flaschen. In einer Nische stand das dürftige Lager des Bewohners dieser Klausel, ihm gegenüber ein großes menschliches Skelet. Aber von der Höhe des Zimmers zwitscherten lustig einige bunt gefiederte Vögel aus zierlichen Bauern, pickte eine große Stundenuhr, ein Geschenk Kaiser Carl des Fünften, das dem kunstverständigen Pater zur Aufsicht übergeben worden war. Auf dem Destillirofen saß ein Storch, den Hubert groß gefüttert und bei sich heimisch und zahm gemacht hatte, und blickte ernsthaft, unverrückt die Fremden an. Ein kleiner Altar mit dem Bilde der heiligen Cäcilia, von vielen Blumensträußen

umgeben, dicht dabei ein in der Mauer angebrachtes steinernes Wasserbecken, in welches nach Belieben das kühlendste Quellwasser aus messingnenem Hahne sprudelte, ein bequemer Schreibfessel und ein Paar andere Rohrstühle vollendeten die Einrichtung der Zelle, in der Archimbald Weisheit lernen sollte. Neugierig staunte der Knabe jeden Gegenstand an, während Dee und Hubert am Fenster in lateinischem Gespräche verwickelt waren. Die Verhandlung war indessen bald zu Ende, da der kurz angebundene Doktor nicht viel Worte zu machen gewöhnt war, und der Handel geschlossen. Dee, der gastlichen Einladung der Mönche widerstrebend, ließ sich nicht halten; er wiederholte Archimbald noch einmal, was er ihm in München schon gesagt hatte, schüttelte ihm die Hand, versprach, ihn abzuholen, wenn es Zeit seyn werde, und verließ nach kurzem Abschiede das Kloster.

Nun war Archimbald gänzlich abgeschieden von Allem, das ihn mit der übrigen Welt zusammenknüpfte; allein, unter fremden Menschen, fremdem Glauben, fremden Sitten, fremdem Himmelsstriche. Das Heimweh kehrte bei ihm ein, und verkündete sich durch Thränen, wie sie ein trostlos Verlassener weint. Hubert war aber hierin der beste Tröster. Liebreich setzte er sich zu dem Weinenden und legte ihm den schönen Keim der Hoffnung in die Prust. „Beruhige Dich,“ sprach er mit der Theilnahme, die unser Vertrauen so schnell fesselt — „beruhige Dich, und wirf Dich der Hoffnung wie dem liebenden Vater dort oben in die Arme. Deine Wünsche werden einst erfüllt werden; wie glücklich bist Du! Die unsrigen werden es nicht. Dir öffnet sich einst die Pforte des Klosters zur fröhlichen Heimkehr, zur heimathlichen Flur, während sie uns nur zum einsamen Spaziergang, oder zur Bettelwanderung, oder zur Reise in ein fernes noch weiter entlegenes Kloster hindurchläßt. Du wirst einst frank und frei diesen Berg hinunter eilen, Hügel, Forst

und Flur hinter Dir lassend auf ewig; — wir werden einsam, wie zuvor, in unsern Zellen sitzen oder im Auditorium knien und für Deine glückliche Reise beten. Dir, der vater- und mutterlosen Waise, soll dieses Haus, wenn's Gott gefällig ist, zur Pforte der Weisheit, zum Grundpfeiler Deines Lebensglücks werden. . . . Uns war, ist und bleibt es nur ein Kerker, in dem alle unsere Kräfte, unsere Gaben, unsere Kenntnisse einer unrühmlichen Vergessenheit entgegen welken, . . . ein Zwinger, der uns gewöhnlich auf ewig von theuern Eltern und lieben Geschwistern trennt, aus dem wir, zu einer Verläugnung bestimmt, deren genaue Erfüllung übermenschliche Kräfte fordert, sehnsüchtig nach den Lebensbäumen der Welt hinüber sehen, wie der in rauher Wüste Verschmachtende nach dem fernen Schatten eines kühlen Hains, den er nicht mehr erreichen kann, in dessen Angesicht ein strenger Schicksalspruch ihn verderben läßt. Vergleiche also unser Loos mit dem Deinen, Archimbald, und trockne Deine Thränen, Beneidenswerther! Bete und arbeite, bis Du das Ziel erreicht hast. Dann keimen für Dich des Lebens Blüthen; dann wirst Du seine Früchte pflücken, und Deinen in enge Mauern eingeschperreten Lehrer in dem Gedanken, einen Glücklichen gebildet zu haben, sich selbst glücklich träumen lassen.“

Hubert hatte die rechte Saite berührt. Die Hoffnung des höchsten Glücks, das Streben darnach! dem Menschen angeboren, ergreift am mächtigsten die Schüler des Lebens, den Knaben, den Jüngling. Einige Tage waren hinreichend, in leichte Arbeit und Zerstreuung getheilt, den Geist Archimbalds an seine neue Lage zu gewöhnen und mit Freuden an seinen Lehrer zu fesseln. Ein Kammerlein dicht neben der Zelle desselben war seine Wohnung; ein Strohsack mit groben Linnen, einem Blätterpolster und einer wollenen Decke bekleidet, sein Lager; die Stube seines Lehrers seine Welt. Die Fülle von

Kenntnissen, die ihn Hubert ahnen ließ, stachelte die
 Forschbegierde des Knaben mächtig empor, und all' seinen
 Fleiß anwendend, griff er die Anfangsgründe des Wissens
 an, die ihm mit Nachsicht, Ernst und aufmunternder
 Liebe vorgetragen wurden. — Mit den übrigen Geist-
 lichen des Klosters kam Archimbald beinahe nie zusammen.
 Er sah sie nur im Vorübergehen in den Gängen und,
 Messe lesend, in der Kirche, wobei er (nach vorläufigem
 Unterrichte in dem katholischen Glauben und Ritus, und
 nach Abschwörung des Protestantismus, wozu der in
 letzterem verwahrlosete Knabe ohne Schwierigkeit gebracht
 worden war), zu ministriren angehalten wurde, oder auf
 der Kanzel. Mit Wenigen kam er in nähere Berührung;
 Wenige kannte er dem Namen nach. Der Vater Küchen-
 meister, ein wohlbeleibter Greis mit grauem Barte und
 aufgewecktem Gesichte, war einer der Wenigen. Auf
 seinem Anrichttisch pflegte Archimbald sein Mahl zu ver-
 zehren, wenn der nicht unbedeutende Abhub aus dem
 Refectorium nach der Küche wanderte. Gewöhnlich brachte
 ihm auch der gute alte Mann noch einige Leckereien an
 Obst oder Backwerk im weiten Aermel mit, die ihm Hu-
 bert für seinen Zögling zuzustecken pflegte, ließ ihn das
 Gratiäs beten, und plauderte dann ein Viertelstündchen
 mit ihm, bis er wieder an das Lernen mußte. Schlug
 am Spätnachmittag die Feierstunde, so flog Archimbald
 in den kleinen Klostergarten, das Viereck zwischen den
 Kreuzgängen, oder erhielt wohl auch die Erlaubniß des
 Guardians, in den größern Gemüsegarten zu gehen, wo
 er dem Gärtner in leichten Arbeiten half, oder eine
 Weile dem Treiben der Schneckenkolonie zusah, die der
 Küchenmeister an der Gartenmauer, zum Besten der Fest-
 taze, angelegt hatte, bis das Klopfen an das Gßbret die
 Väter zur Abendmahlzeit und ihn abermals in die Küche
 rief. Da setzte ihm der Küchenmeister wieder ein leichtes
 Gericht vor, dem der Kellermeister, seinerseits dem lebhaften

Knaben zugethan, ein hölzernes Krüglein mit schmackhaftem Bier, oder an Festtagen mit rothem Landwein gefüllt, hinzufügte. Er trank und aß mit von Tag zu Tage wachsendem Appetit, ließ sich von den dienenden Brüdern noch einige Legenden erzählen, und schlich dann zu seinem Kämmerlein, um zu ruhen und mit Sonnenaufgang wieder das gewohnte Tagwerk zu beginnen. Hin und wieder besuchte er mit Hubert in den Morgenstunden den frischen Wald, wenn Letzterer zum nahen Dorfe wanderte, um daselbst zu predigen. Seltener begleitete er seinen Küchen- oder Kellerfreund auf einem kleinen Terminzuge, und half den wohlbeladenen Klosteresel heimtreiben; Hubert verbot es ihm bald ganz. Den kranken Guardian besuchte er aber täglich auf Hubert's Befehl, und hatte bald das Vergnügen, ihm aus lateinischen Andachtsbüchern vorlesen zu können und leidlich das Gelesene zu verstehen. — Auf diese Weise floß das erste Jahr leicht und nützlich vorüber. Archimbald hatte große Fortschritte gemacht, wie sie selbst sein scharfsichtiger Lehrer nicht erwartet hatte, und berechtigte zu den schönsten Erwartungen, zum eifrigsten Unterricht. Seines muntern verschlagenen Charakters halber von den Wenigen, die ihn genauer kannten, geliebt, waren seine Tage freundlich geworden. Der Guardian verstattete ihm, am nächsten Portiunculatage, wo er seine Genesung zu feiern gedachte, im Refectorium bei den Brüdern zu speisen, und stellte ihn bei diesem Festmahle den zahlreichen Gästen aus der Nähe und Ferne als ein Muster von Fleiß und überraschenden Geistesgaben vor, so daß bereits am Franziscustage darauf sich viele Fremde am Klostertische einfanden, die bloß in der Absicht gekommen waren, den Wunderknaben zu sehen, dessen vorzügliche Anlagen glücklich zu entfalten dem gelehrten Vater Hubert gelungen war. — Diese Auszeichnungen, verbunden mit dem

gerechten Stolze, den sie dem Lehrer und dem Bögling einflößen mußten, waren helle Lichtpunkte in Archimbalds Leben, die ihn gänzlich einheimisch im Kloster machten. Bald hatte Alles um in her eine andere Gestalt angenommen. So weit auch vor seinem staunenden Geiste durch die Lesung der Welthistorie, durch die Kunde von offenen und geheimen Kräften der Natur das Leben in der großen Schöpfung aufging, so traulich kam ihm die Stätte vor, an welcher er all' das Schöne lernte, das ihn begeisterte. Die Kreuzgänge mit ihrem geheimnißvollen Dunkel, durch deren gothisch geschmückte Fensteröffnungen die Blumen und Stauden des Gartens herein nickten, in dämmernder Sonnenbeleuchtung, das Refectorium mit seinen langen, saubern, beständig gastlich gedeckten Tafeln, dem Kruzifixe und dem immerlaufenden Kühlbrunnen, mit seinen bunten, von üppigem Weinlaub halb versteckten Fenstern, — die reinliche Zelle seines Lehrfreundes mit der entzückenden und melancholischen Aussicht — die Kirche endlich mit der braunen, nach der Regel eine breite Oeffnung enthaltenden, Holzdecke und den drei zierlich geschmückten Altären, das stille Auditorium hinter dem Hochaltar — die eigene Kammer endlich, dürftig und schmucklos, wie sie war — Alles schien ihm jetzt so wirthlich, so wohnlich, daß es ihm Kummer machte, wenn er an den Augenblick dachte, in dem er sein Lehrparadies verlassen sollte. So verstrich das zweite Jahr, und der Abschied schien noch ferne zu seyn, denn der Doktor hatte noch nicht das Geringste von sich hören lassen . . . nicht einmal eine Anfrage, wie es mit Archimbalds Fleiße stehe. „Das ist seine Weise,“ antwortete Hubert, wenn sein Bögling sich darüber wunderte. „Nur muthig gelernt, daß wenn er einmal hereinbricht, wie der Dieb über Nacht, wir vor ihm bestehen in Ehre und nicht zu Schanden werden.“ — Dee schien überhaupt bei Hubert und dem Guardian in großer Achtung zu stehen,

wiewohl aus verschiedener Ursache, wie der aufmerksame Archimbald wohl einsah. Der Guardian war ihm, der Freigebigkeiten wegen, die Dee's Fürsprache bei Fürsten und Herren auf das Kloster geleitet hatte, Dank schuldig . . . Hubert hingegen, wenn Archimbald recht vermuthete, war dem Doktor persönlich verpflichtet. Aus abgerissnen Neußerungen ließ sich dieses jedoch nur schließen; auf etwas Näheres konnte der schlaue Schüler, so geschickt er auch oft in traulichen Unterhaltungen mit Hubert die Sprache auf seine Lebensgeschichte zu bringen suchte, nicht kommen. Eben so wenig vermochte er es, von ihm zu erfahren, welche Geschäfte der Doktor eigentlich treibe, und warum er so oft große Reisen unternehme und bei so manchen großen Herren wohl gelitten sey. Eine ausweichende Antwort war Alles, was er erhielt. Da das Bemühen, seine Neugier zu stillen, immer fehl schlug, so schwieg der Knabe endlich davon, lernte fleißig, nahm immer zu an Kraft des Körpers und Geistesstärke, schloß innige Freundschaft mit dem zahmen Störche des Vaters, der sein Begleiter auf allen Wegen wurde, und lebte in glücklicher Unbefangtheit hin, bis endlich dem Wechsel der Dinge die bisherig bestehende Ordnung gehindert, gestört und durch eine neue ersetzt wurde, die auch auf Archimbalds Verhältnisse üble Folgen vererben zu wollen schien. — Der Guardian fiel wieder in's neue Siechthum, und starb nach und nach ab, wie ein verdorrnder Baum. So wehe der baldige Verlust des guten ehrlichen Mannes Archimbald thun mußte, der in ihm einen Freund zu betrauern hatte, so konnte ihm jedoch die auffallende Veränderung nicht entgehen, die unter den Bewohnern des Klosters statt fand, und von Tag zu Tage, während des Hinstechens des Vorstehers, einen entschiedern Charakter annahm, der nicht erfreuliche Zeichen an sich trug. Die Mönche gingen finster und verschlossen

an einander vorüber; kein freundliches, kein harmloses Wort wurde gewechselt; heimliche Zusammenkünfte wurden gepflogen in Gängen, Zellen und im Klostergarten. Sogar der unbefangene Hubert, der in seinem Aeußern keine Spur einer Aenderung trug, wurde öfters von Archimbald in einsamer Zelle, in dumpfes Hinbrüten versunken, gefunden. Im Anfange schrieb dieser es dem Leid zu, das des Freundes nahes Hinscheiden ihm erregen mußte; allein er traf ihn immer öfter vor sich hinstarrend oder in peinlicher Unruhe umher gehend, so daß er endlich, von der wärmsten Theilnahme ergriffen, vor Hubert hintrat und ihn anredete. „Lieber Lehrer und Freund!“ sprach er: „was kann Euch denn also betrüben, daß nichts Euer heimlichen Kummer zu stillen vermag? Ihr habt mich ja selbst gelehrt, daß der Tod eines jeden Menschen Loos und Erbtheil ist, und daß es thöricht, ja sogar sündhaft sey, in übermäßige Trauer auszubringen — bei dem Tode selbst des besten Freundes, indem das Hinscheiden nur ein Uebergang zum bessern Leben sey. Da Ihr nun gewohnt seyd, Euer Lehren durch's Exempel zu bestätigen, so ist es nicht das Leid über den Hinschied Eures Freundes, des hochwürdigen Vater Guardians, das Euch also bekümmert. Was ist es aber anders, das Euch solchen Schmerz erregt?“ — Hubert schwieg einige Augenblicke . . . dann aber übersflog ein Lächeln sein Antlitz, und er redete mit leiser Stimme also: „Du meinst es gut, Archimbald, herzlich gut, und ich danke Dir für Deine Anhänglichkeit, die ich verdiene, weil mir gerade in diesem Augenblicke die Sorge für Dein Wohl großen Kummer verursacht. Darum magst Du wissen, daß ich eine traurige Zukunft für uns Beide befürchte, und zwar mit Recht. Der sterbende Guardian liebte mich; er war mein Freund. Dieser und die wenigen Kenntnisse, die ich besitzen mag, sind von jeher hinreichende Ursachen gewesen, mich dem übrigen Convente

verhaft zu machen. Bis auf einige wenige, sind alle Väter des Klosters meine geschwor'nen Feinde. Ich müßte nicht selbst Mönch seyn, um nicht zu wissen, daß solche Feindschaft unverföhnlich ist. Bisher versteckten meine Widersacher ihren Groll unter der Larve der Demuth, der kriechenden Freundlichkeit, der Treuherzigkeit und endlich absichtlich gehaltener Gleichgültigkeit, je nachdem der Charakter des Einen und des Andern feig, böshaft, versteckt oder offen ist. Jetzt aber bricht meine Stütze. Ist mein Freund dahin, so werden alle Pestbeulen der Niederträchtigkeit ausbrechen und mich in ihrem Giftschlamm zu ersticken suchen. Man wird mich mißhandeln, wo man nur kann, und an Gelegenheit Schlechtes zu thun, fehlt es den Bösen nie. Du stehst nun ein, daß Du mit mir leiden wirst; denn bei denen, die ich besonders zu fürchten habe, bist Du schon aus dem Grunde übel angeschrieben, weil Du Verstand hast und mein Schüler bist. Den Sturm, der uns gegenwärtig droht, habe ich voraus gesehen, und schon lange deßhalb eine Bitte um Versetzung in ein anderes Kloster gesandt an den General des Ordens, denn meines Freundes wankende Gesundheit gebot mir Eile; allein die Geschäfte zu Rom gehen so langsam, und der Tod wüthet so gefräßig in dem Hinschmachtenden, daß ich unbewaffnet den Blitz erwarten muß. Denn noch habe ich keinen Bescheid, und ich stehe dem Sterbenden nicht mehr für zweimal vierundzwanzig Stunden. Nach Allem was ich bisher im Stillen beobachtet habe, hat sich der Convent in zwei Parteien getheilt, die bei der Wahl des neuen Guardians sich reiben werden. An der Spitze der einen steht der Vater Lector, an der Spitze der andern der Vater Theodor. Beide sind im Grunde Freunde, beide haben sich gegenseitig die Stimmen zur Wahl versichert, beide sind meine unverföhnlichsten Feinde. Es darf demnach der eine oder der andere gewählt werden, so ist mein Loos immer das nämliche. Sieh', das

ist es, was mich bekümmert, was mir schlaflose Nächte, trübe Tage macht, und weshalb ich fast wünschen möchte, Dee hätte Dich schon abgeholt, so gerne ich Deinen Geist gebildet haben würde, so weit meine Kräfte reichen.“

„O nein! nein!“ rief Archimbald, den ganzen Werth seines Vertrauens ermessend: „nein! wenn auch der Doktor in diesem Augenblicke einträfe und mich mit sich nehmen wollte, ich weiche nicht von hinnen, von Euch, der mir mehr als Vater ist.“

Die Thür ging auf, und Amadeus, ein junger Mönch, der erst seit Kurzem das Noviziat verlassen hatte, trat schüchtern herein und verkündete dem Vater, der Guardian liege in den letzten Zügen. — Hubert verfärbte sich etwas, faßte sich jedoch gleich wieder und sprach: „In Gottes Namen denn! geht, Bruder Amadeus und laßt die Zügelglocke läuten, und den Convent in das Gemach des Verschleidenden berufen, um dort für seine Seele zu beten.“ — Amadeus ging. Hubert sah einen Augenblick finster vor sich hin, ergriff dann Archimbalds Hand und sagte: „Komm', komm', mein junger Freund mit mir. Du sollst einen Menschen, einen gerechten Menschen sterben sehen!“

Sie sahen ihn sterben, hinübergleiten mit der Ruhe des Tugendhaften, mit dem himmlischen Lächeln eines unverletzten Bewußtseyns. Die Kerzen brannten, die Gebete für Todte stiegen in ernstem Rhythmus auf aus den Reihen der knieenden Väter; aber mitten unter diesem deutungsvollen Gepränge stürmte es in mancher ehrgeizigen Brust auf und ab, wie es die Wellen herauf und hinunter reißt in klippenvoller Brandung. Diese Stürme brachen aber aus am Tage der Wahl. Hubert kehrte erschöpft aus dem Capitel zurück. „Ich habe mich nicht getäuscht,“ sprach er zu Archimbald: „der Vater Theodor ist Guardian, und der Vater Rector, nachdem seine Partei nicht durchgedrungen, gab selbst dem Freunde seine

Stimme. So laßt uns denn mit Ruhe, ohne Furcht, aber auf Alles gefaßt, erwarten, was weiter kommt."

Es kam auch, und bald kam es. Zuerst ein Befehl, der Hubert strenge einschärzte, die bisher inne gehabte Zelle so schnell als möglich zu verlassen, und eine andere, den übrigen Zellen ganz gleiche zu beziehen. Zweitens die Weisung, dem Pflegerater Archimbalds anzuzeigen, daß dieser nur noch bis zu Ende des dritten Jahrs im Kloster gehalten werden sollte, wenn kein Kostgeld für's Wintern bezahlt würde. Vergebens stellte Hubert vor, er wisse den Aufenthalt des Doktors nicht. — „Das gelte gleich," hieß die Antwort; man könne die schmalen Bettelinkünfte des Klosters nicht an einen Knaben, dessen Herkunft man nicht kenne, verschwenden, das heiße Simonie treiben, und was dem mehr war. Hubert habe den Buben einmal angenommen; er müsse also für ihn haften. Man werde ihm nicht länger das Gnadenbrod verabfolgen, als noch binnen vier Monaten, mit denen das dritte Jahr seines Aufenthalts im Kloster ablaufe. — Hubert benachrichtigte seinen Zögling hievon, hieß ihn aber Geduld fassen, auf Gott vertrauen und das Beste hoffen. Er selbst gehorsamte seinen Obern in Allem, mied seine trauliche Studirstube, warf die Hälfte seiner Geräthschaften in die Plunderkammer, stellte die andere Hälfte in seinem kleinen Versteck auf, so gut sie Platz hatte, und begann wieder mit Archimbalds Unterricht. Allein es sollte ihm nicht so wohl werden, Ruhe zu haben. Tag für Tag hatte er Hader und Strauß mit dem Guardian, mit dem Rector, dessen Vertrauten; das geringste Wort wurde ihm verdreht, gedeutelt, die geringste Handlung falsch ausgelegt, der geringste Fehltritt in den unzähligen Gebräuchen Sünde genannt. Er schwieg zwar geduldig, machte seinen Feinden nicht die Freude, sich zu irgend einer ächt strafbaren That verleiten zu lassen, kam aber immer mißmuthiger, immer

überdrüssiger in seine Zelle zurück. „Archimbald!“ sagte er einstmals in solcher Stimmung: „es ist jetzt an der Zeit, mit Dir die zweite Periode meiner Lehre zu beginnen, diejenige, auf welcher der Doktor am meisten bestanden hat, als er Dich mir übergab, die ich aber so lange hinauszuschieben gedachte, als möglich, weil sie ein gefährliches Schwert in die Hände eines gewissenlosen Menschen gibt, so nützlich sie in den Händen eines wackern Mannes wird. Sie begreift in sich die *Artem medicam*, die Heilkunde, und die *Artem dissimulandi*, oder die Kunst sich zu verstellen. Man sollte sie eigentlich *Ars regnandi* nennen, denn durch sie herrscht man in der That. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo das Schwert galt und die eiserne Faust. Damals schlug freilich der Stärkste den Gegner nieder, setzte ihm das Schwert an die Gurgel, und presste ihm die Huldigung ab . . . aber jetzt herrscht die Feder, der Buchstabe, der Wink, der Gedanke, und das fürstliche Wort bewaffnet nur dann die Faust des Knechts, wenn in den Unterhandlungen zwei Listige über einander gekommen sind, die sich beide gleich geschickt in die Karte gucken. Einem Jüngling, wie Du bist, Archimbald . . . Du gehst in's sechszehnte Jahr, bist arm, elternlos, ein unbedeutender Punkt in der Welt . . . einem solchen gelingt es nur, durch das *dissimulare* zum *regnare* zu kommen. Ich habe Dich genau beobachtet, und finde viele Anlage zur Verstellung in Dir. Du wirst Fortschritte machen in ihr, wie in der Selbstverläugnung, in der Kunst, die Leute zu behandeln, wie sie es gerne haben, in all' den kleinen Mitteln, die zum Zwecke führen; und Deine Pflicht ist es, Dich darin zu vervollkommen, weil Dein Meister Dich in *politicis* zu brauchen gedenkt. Ein blinder Gehorsam ist die Grundlage dazu; ein starker Wille, Verschlagenheit, Weitsichtigkeit und beharrlicher Geist sind die Stufen, die höchsten Gipfel zu ersteigen. Lerne, übe Dich;

nur suche, über der That nicht Dein Seelenheil zu vergessen. Biete Deine Hand nicht zu offenbaren Verbrechen, ob Du gleich nicht immer wirst verhüten können, zu kleinern Bosheiten Dich gebrauchen zu lassen. Der Weg, den Dir, wie ich fürchte, der Doktor vorschreiben wird, ist schlüpfrig; Dummheit und gradausgehende Rechtschaffenheit — beide stehen hier auf einer Linie — sie führen rechts hinab in Sumpf und Sand; man bleibt darin stecken. Verbrechen, Unthaten und Gräuel führen links ab, hinunter in den Pfuhl der Hölle, nach unsern Begriffen. Mitten durch, zwischen beiden Pfaden, führt ein dritter, im Zickzack zwar, durch mannigfache Krümmungen an's Ziel des zeitlichen Glücks. Wer daselbst angekommen ist, mag sich Glück wünschen und — sind gleich einige Fehler und Fuchsgänge dazwischen gelaufen, von denen ohnehin selten ein menschliches Leben frei ist — dennoch auf eine leidliche Zukunft dort oben hoffen! — Und diesen Pfad zu gehen, will ich Dich lehren.“

Archimbald stand mit offenem Munde da, als er seinen Lehrer, von dem er noch kein trüglich Wort gehört hatte, also sprechend vernehmen mußte. Er glaubte anfänglich, Hubert wollte ihn auf eine Probe stellen, sah aber bald an dem Ernst und Eifer des Unterrichts, daß sein Vorgehen baare Münze sey. In einer Stunde schloß er ihm die Schätze der Natur und die Wunder des menschlichen Körpers auf, in der andern enthüllte er ihm machiavellische Künste und Ränke, in der dritten ging er das Gehörte mit ihm durch, um es ja dem jungen Gemüthe auf immer einzuprägen. Auch die Praxis wurde nicht vergessen. Archimbald trieb die Scheidekunst, die Meßkunst; das Steckenpferd der damaligen Zeit, Astrologie, blieb ihm nicht fremd. Alles faßte sein riesenmäßig emporstrebender Verstand mit Geschick und Erfolg auf, und Hubert setzte Stein um Stein zu dem festen Bau, der

in dem sechszehnjährigen Gehirne Archimbalds eben so fest gegründet stand, als in dem fünfundzwanzigjährigen eines Meisters der sieben freien Künste. Jeder Tag schien einen Strom des Wissens zu gebären . . . Archimbald faßte ihn auf; und auf diese Weise schwanden die vier Fristmonate bis auf vierzehn Tage hin, ohne daß sich der Doktor gemeldet und der wüste Gang der Dinge im Regimente des Convents eine andere Wendung genommen hatte. Aber eine schauderhafte Begebenheit, die sich im selben Zeitpunkt im Kloster zutrug, änderte Alles in einem Nu und schrecklich.

Zehntes Kapitel.

Gefährlich ist's, den Feu zu wecken,
 Verderblich ist des Tigers Zahn;
 Jedoch, der schrecklichste der Schrecken,
 Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

Unter den Mönchen des Klosters zeichnete sich durch seine empfehlungswerthen Eigenschaften der junge Vater Amadeus am vortheilhaftesten aus. Seine Jugend — er stand in der Blüthe des Jünglingsalters — seine edle Gestalt, die selbst die unförmliche Kutte nicht verhüllen konnte, der schwarze, kurz gekräuselte Bart, das gleichfarbige volle Hauptharr, das in üppigem Wachsthum kaum nach der Regelvorschrift zu bändigen war, das blühende Gesicht mit den freundlichen Augen . . . Alles dieß war geeignet, ihn beim ersten Blick zu empfehlen. Wer aber seine stille und frohe Laune, seine Demuth, seine ächte Frömmigkeit und Herzensgüte kennen lernte, und sie mit dem unbiegsamen Hochmuth des rothbärtigen Rectors, oder mit der studirten Heuchelei des leichenblaffen Guardians, oder mit der rohen dickköpfigen Flachheit der übrigen Mehrzahl verglich, mußte den anspruchlosen Amadeus innig achten und lieben. Selbst Archimbald, den das Vorurtheil für Hubert manches in anderm Lichte sehen ließ, konnte sich nicht verbergen, Amadeus sey bessern Herzens, reinern Sinnes, als sein Lehrer selbst, der in vertraulichen Unterhaltungen mit seinem Schüler zu äußern

pflegte: Amadeus sey viel zu gut für das Kloster, viel zu unschuldig und sorglos für seinen Stand, den er, von habfüchtigen Verwandten halb gezwungen, halb beschwagt, angenommen, ohne sich auf die nachfolgende Reue und bittern Entfagungen vorbereitet zu haben, die einmal nothwendigerweise sein Erbtheil seyn würden. — Archimbald theilte also die Liebe, mit der beinahe Alles dem guten Amadeus entgegen kam, und wunderte sich nicht, daß er dem jezigen Obern ein Dorn im Auge zu seyn schien. Ging es doch seinem behutsamen und weisen Lehrer auch nicht anders. Der Guardian besonders, Theodor, ein Mann von sechsunddreißig Jahren, großer Gestalt, blassem Gesichte, pechschwarzem bis zum Gürtel fallenden Bart, und falschen, lichtscheuen Augen, schien einen persönlichen Haß gegen Amadeus zu hegen, hatte ihn schon oft wegen geringen Vergehen zu erniedrigender Strafe gezogen, ohne daß der Mißhandelte — Dank dem eisernen Despotismus der Regel — auch nur ein Wort dawider äußern durfte; hatte ihn mit unzähligen Vorwürfen und Schmähungen überhäuft, in denen der Rector, von herkulischer Statur und durchdringender Stimme, seinem Freunde trefflich beistand. — Amadeus duldete Alles ruhig, und suchte auf seinen Wanderungen, die er als weit und oft berufener Prediger häufig zu unternehmen im Fall war, seines tyrannischen Zwangs, so gut es für Augenblicke anging, zu vergessen. Plötzlich aber war er verschwunden; Niemand wußte, wo er geblieben war. „Er ist flüchtig geworden, der Apostel!“ donnerte der Guardian und rief die Strafe des Himmels über den entsprungenen Frevler herab. Sein Anhang führte dieselbe Sprache. — Die Uebrigen bedauerten es, daß man den Untadelhaften gezwungen, meineidig zu werden.

„Weiß es der heilige Franciscus von Assisi,“ murmelte einmal der alte Frater Joseph dem Archimbald in's Ohr, als dieser ihm half, die Sprengeln am Vogelherde, tief int

Walde, zuzurichten: „weiß es der liebe Gott, was mit dem armen Pater Amadeus vorgefallen ist. Sieh da unten die Mühle, dort wo der Strom so mächtig durch sein Felsenbett rauscht . . . dort lebt eine junge, rasche und engelschöne Müllerin, eine Wittwe und Eigenthümerin des großen Gutes, eine andächtige Christin und eifrige Wohlthäterin unsers Klosters; denn es vergeht keine Woche, in der sie nicht unsern Bettelstiel mit einem tüchtigen Sack voll Nahrungsmittel nach unserm armen Hause sendet. Nun mußt Du aber wissen, fuhr der geschwätzigste Alte fort, daß der Pater Amadeus, der ihrem seligen Manne vor einem Jahre mit Salbung und göttlicher Tröstung auf dem Sterbelager beigekommen hat, dafür einen großen Stein bei ihr im Brette zog und in ihrer Gunst war. Amadeus besuchte sie sehr oft; doch wollte ich's fast beschwören, daß dem guten und frommen Herrn kein sündlicher Gedanke dabei in den Sinn gekommen ist; zugleich aber behauptete ich, daß der jetzige, hochwürdige Herr Guardian, der die hübschen Frauen selbst sehr hoch schätzt, und auch tägliche Einkehr in der Mühle hält, das nicht geglaubt hatte. Ich vermuthete also, in meinem schlichten und geraden Sinn . . . die beiden Pater's möchten wohl ein bißchen zusammen gerathen seyn. Der Guardian wird gedroht und Amadeus die nächste Gelegenheit ergriffen haben, sich durch schnelle Flucht der Strafe zu entziehen. Na! Gott der Herr behüte uns auf allen Wegen! Kapuzenfleisch und Weiberblut, das thut in Ewigkeit nicht gut! . . . Verzeih' mir der heilige Franciscus Seraphicus die grobe Sünde!“

Archimbald lachte ausgelassen über den tollen und etwas ruchlosen Vers. Der Frater sah sich aber verlegen rund um, ob ihn Niemand gehört habe, und sprach dann vertraulich zu dem Begleiter: „Ich beschwöre Dich beim heiligen Antonius von Padua und seinem Schwein! behalte bei Dir, was mir so unversehens entfahren ist. Es

ist so eine alte, verdammte Gewohnheit, die ich dann und wann nicht lassen kann; denn ich stach nicht immer in der Rutte, mein junges Herrlein; ich war ein rauher Soldatenbart und mein Lebtag nicht zum Besten auf die Pfaffen zu sprechen; aber als mir vor einigen zwanzig Jahren . . . der siebente Oktober Anno Einundsiebenzig gedenkt mir ewig . . . in der Seeschlacht von Levanto von einem türkischen Hunde ein Stück Blei in den rechten Arm geschossen wurde, daß er mir von Stund an krumm wurde und blieb, da ward mir anders zu Sinn. Seine Hoheit, der tapfere Don Juan d'Austra — was doch nicht Alles aus einem Bastard werden kann! . . . — schenkte mir ein Paar Goldstücke und schickte mich heim, wo mir der Kaiser und der Erzherzog die Freiheit ließen, in der Heimath zu betteln, wo ich Lust hätte. Das war nicht nach meinem Geschmack; ich strolchte eine Weile herum, und ein blinder Zufall führte mich hlerher, wo man mich als zweibeinigen Lastesel aufgenommen hat. Das geistliche Wesen wollte bei mir anfänglich nicht recht fort; es stand mir zu Leib wie ein verkehrtes Wammis, und ich habe lange Zeit Sonne, Mond und Sterne zusammengesucht und gewettert, bis ich einmal die Frömmigkeit beim rechten Zipfel hatte. Hin und wieder guckt noch der wüste Kriegsknecht aus der Rutte; es geschieht aber selten.“

Archimbald versprach, reinen Mund zu halten, und sie schlenderten wieder dem Kloster zu. Frater Joseph ward aber nicht müde, das Gespräch immer wieder auf den armen Amadeus zurückzubringen, so daß sein junger Freund wohl merkte, er habe etwas auf dem Herzen.

„Es ist ver-teufelt heiß,“ sprach der Frater pufstend und, der Weg ist noch weit. Wollen wir ein wenig ausruhen?“

„Meinetwegen,“ versetzte Archimbald, „wenn's nicht zu spät ist.“

„Ei was!“ sprach Joseph hierauf. „Die Sonne steht

noch hoch. Und wenn auch, so lügen wir ihnen daheim etwas vor. Sieh', mein kleiner Freund, Aufrichtigkeit und besonders gewissenhafte Ehrlichkeit ist mein Hauptaugenmerk im Dienst; aber selbst der Ochse, der da pflügt, will ruhen. Komm' mit da hinein in den Buchenschlag, da habe ich vorgestern, als ich den Bettelesel aus dem Dorfe herauf trieb, zur Versorgung einen Krug Wein eingescharrt. . . Die Glasköpfe daheim haben doch immer genug, um sich die Gurgeln auszuspielen."

"Ei, Du Heide!" lachte Archimbald. "Laß' aber immerhin sehn. Ich trinke jetzt keinen Wein, und es ist besser, wir gehen ganz gemach dem Kloster zu, sonst versäumen wir die Abendsuppe."

"Na, wie Du willst, Bürschlein!" erwiderte der Frater. "So laß' uns aber wenigstens recht langsam gehen, und beten, daß wir nicht sammt unserer Ehrlichkeit in die Stricke des Satans fallen, wie der arme Vater Amadeus."

"Was hast Du denn immer mit dem?" fragte Archimbald, seine Neugierde unter verdrießlicher Larve verbergend. "Der ist einmal fort, und somit: Glückliche Reise und gutes Wetter dazu! Hin ist hin! was nützt das Neben!"

"Hin ist hin, sagst Du?" flüsterte der Frater und faltete sein Gesicht in ein geheimnißvolles Lächeln. "Ich sage Dir aber, er ist noch nicht hin."

"Du sprichst wie ein Verrückter!" rief Archimbald: "oder Du hast Deiner gestohlenen Flasche schon heute weidlich zugesprochen."

"Nichts da!" sprach Joseph halb aufgebracht. "Ich bin nicht verrückt, wie der alte Vater Lochus, der die Messe immer von hinten anfängt, wenn der Mond zunimmt, noch betrunken wie der Vater Lector, wenn er Abends vom Bretspiel aufsteht; ich habe meine gesunden

fünf Sinne, und die sagen mir, und ich sage Dir . . . aber ein Jude, der es weiter trättscht! . . .“

„Behüte Gott!“ fiel Archimbald ein.

„Und ich sage Dir also,“ fuhr der Frater fort, „daß ich Alles darauf verwetten möchte, Amadeus sey noch im Kloster.“

„Wie?“ fragte Archimbald staunend.

„Ja, ja,“ nickte der Frater: „eingesperrt, wo da ist Heulen und Zähneklappen, wo nicht scheint Sonne noch Mond.“

„Was?“ fragte Archimbald wie oben. „Gefangen?“

„So ist's,“ bekräftigte Joseph. „Ich habe ihn zwar nicht gesehen, nicht gehört: auch weiß ich nicht einmal den Weg zu den unterirdischen Gewölben, die da seyn sollen, und von denen der Guardian den Schlüssel bei sich trägt; aber eine gute Nase spürt die Ratten am Geruch. Wo's Rauch gibt, ist's Feuer nicht weit. Ich habe was gemerkt.“

„Heraus damit!“ drängte Archimbald.

„Gib Acht auf das, was ich sage,“ antwortete der Frater. „Du kannst es leicht, weil Du in der Küche Dein Essen bekommst. Gib Acht, ob nicht der Küchenmeister täglich eine Portion Essen mehr richtet, als im Refectorium Hungerige sind. Wir sind in Allem unser Dreißig an den Tafeln, und wenn mich irgend ein Geschäft in die Küche führt, steht die einunddreißigste Schüssel mit einem hölzernen Krüglein auf dem Schafte unter dem Anrichttische. Komm' ich nach der Mahlzeit wieder hinein, so ist es weg. Einmal habe ich das Krüglein aufgedeckt; es war aber nicht Bier, nicht Wein, sondern Brunnenwasser darin. Ich habe nachgesonnen und herausgebracht, daß diese Praktik erst seit dem Verschwinden des Pater Amadeus ihren Anfang genommen; darum behaupte ich steif und fest, er sitzt irgendwo in einem Keller, ist vielleicht schon halb eingemauert. Hu! mich schaudert's! Ich hätte

gerne den Küchenmeister gefragt; allein wie so die Herren sind. Da heißt's gleich: „das geht den Frater nichts an!“ oder: „acht Tage Wasser und Brod für den neugierigen Frater!“ oder: „die Disciplin dem vorwitzigen Soldatenseppel!“ wie sie mich scherzhafter Weise zu nennen pflegen — und deshalb verbrenne ich mir's Maul nicht. Wenn Du aber . . . Du bist ein durchtriebener Vogel und ein geborner Reher dazu — die haben Alle den Teufel im Leibe . . . wenn Du etwas auswittern könntest und mir es mittheilen wolltest . . . dann wollten wir erst gute Freunde sehn! ich sterbe sonst vor Neugier.“

„Ich will sehen, wie ich's anfangen,“ versprach der durchtriebene Vogel, insgeheim fest entschlossen, dem vorwitzigen Frater nicht das Geringste von dem mitzutheilen, was er vielleicht entdecken würde. Es schien ihm indessen nicht unpassend, die Wahrhaftigkeit seiner Angaben zu beleuchten. Er legte sich also auf die Lauer und fand sie bestätigt. Waren die Speisen im Refectorium aufgetragen, und er trat in die Küche, so stand richtig die einunddreißigste Schüssel mit dem Krüglein auf dem angezeigten Schafte. Der Küchenmeister schickte ihn regelmäßig, irgend ein unbedeutendes Geschäft zu verrichten, fort; und wenn er wieder kam, war die Schüssel sammt dem Krüglein nicht mehr am Platze; war fortgebracht. Er wagte einmal hingeworfen die Frage: „für wen das Essen?“ — „Für einen Kranken!“ brummte der Küchenmeister in den Bart und schickte ihn fort. — Er legte sich unfern der Küchentüre in den Hinterhalt; lauerte eine Weile. Niemand trat heraus; gleichwohl hatte die Küche nur den einen Ausgang. Des Wartens müde, und in Furcht, Verdacht durch zu langes Außenbleiben zu erregen, kehrte er dahin zurück, und die Schüssel war fort sammt dem Trunke; war nirgends zu sehen, noch zu finden. Das gränzte an's Wunderbare. Gegen Hubert ließ er sich

nichts merken, weil dieser immer verdrießlich abbrach, wenn auf Amadeus die Sprache kam. — Da gerieth er einmal in die Küche, als gerade der Küchenmeister im Begriff war, eine starke Thüre, die einen Wandschrank zu schließen schien, zu öffnen. Keine Seele war bei ihm. Er fuhr zusammen bei Archimbalds Eintritt, und ließ das Schloß wieder zuschnappen, den Schlüssel hingegen stecken, um, wie es den Anschein hatte, bei gelegener Zeit zu öffnen. Mit Archimbald, der fein Auge von dem Schlüssel verwendete, war aber zu gleicher Zeit die Klosterkaze herein gekommen. Lüstern schnüffelte sie in dem verbotenen Orte umher, und ergriff endlich unbemerkt die Gelegenheit, einen, für einen unpäplichen Mönch bereiteten Leckerbissen dem Herde zu entführen. „Um Gotteswillen, Küchenmeister! die Kaze!“ rief der schlaue Archimbald demselben zu. Der Alte sah sich rasch um, gewahrte die davon eilende Räuberin, und ließ ihr, so schnell es seine Schwere erlaubte, mit geschwungenem Kochlöffel nach, zur Thüre hinaus. Wie ein Blitz, keinen Augenblick verlierend, sprang Archimbald an das geheimnißvolle Schloß; ein Druck, und es schnappte auf, die eichene Thüre wich und ließ eine andere schwer mit Eisen beschlagene dahinter wahrnehmen, in der ein vier-eckiges Loch befindlich war, welches ein mit einem besondern Schloß versehenes Gitter sperrte. Modrige Luft drang durch die Oeffnung dem Späher entgegen; er stuzte . . . fuhr aber mit einem Auf des Entsetzens zurück, als plötzlich des vermißten Amadeus Antlitz, einem Todtengesichte ähnlich, hinter dem Gitter auftauchte und mit Grabesstimme stöhnte: „Bringt Ihr meine arme Kost? mich hungert so sehr!“ — Ein kaltes Grausen schlich durch Archimbalds Adern bei dem jammervollen Anblick und bei dem Rasseln der Kette, die das arme Opfer fest hielt in seiner Gruft. Da fühlte er sich heftig bei den Haaren zuckgerissen, die äußere Thüre flog zu, und der vor Zorn

und Schrecken an allen Gliedern zitternde Küchenmeister stand zwischen Kerker und Lauscher mitten inne.

„Verdammter Nothkopf!“ stammelte er mit halb gelähmter Zunge . . . „welcher Geist der Finsterniß hielt Dir das Licht zu Deiner verdammlichen Neugier?“

Archimbald, von seinem Erstaunen noch nicht erholt, wußte nicht, wie ihm geschehen war. Der Küchenmeister lief aber trostlos in der Küche umher und rief händeringend: „Ich bin verloren! Der Guardian schickt mich in pacem! Ich bin ein rettungslos verlornen Mann! Domine! sancte Francisce, ora pro nobis! Maria! regina coeli! turris eburnea! stella maris? Ich weiß nicht, was ich rede! was ich thue!“

Archimbald, der mit seiner Verzweiflung herzliches Mitleid fühlte, legte sich auf's Bitten und betheuerte seine Verschwiegenheit.

„Das räth' Dir Gott!“ sprach der Küchenmeister, Angstschweiß auf Stirn und Nase, Leichenfarbe auf den Wangen. „Bursche! lieber Archimbald! Du bringst mich auf die Folter, in's Grab, wenn Du nicht Dein Maul hältst. Schwöre mir's, Junge! schwöre; sonst liegst Du in der nächsten Minute in Ketten, gleich dem da drinnen. Schwöre.“

Er riß ein Kreuzifix aus der Kutte hervor, das er beständig auf der Brust trug, und Archimbald mußte ihm mit einem fürchterlichen Eid geloben, keiner menschlichen Seele vor dem Absterben des Guardians zu entdecken, was er gesehen. Sodann wurde er ruhiger, schob vor seinen Augen, mit den Zeichen eines lebhaften Bedauerns, dem Gefangenen die sparsame Kost in's Gefängniß, und las, nachdem er den Schlüssel zu sich gesteckt hatte, dem Jüngling über seine vorwitzige Neugier derb den Text; schwieg aber wie eine Mauer, als Archimbald in ihn drang, ihm zu erklären, was es für eine Bewandniß mit dem Gefan-

genen und seiner Strafe habe. — Denselben Abend wurde jedoch von dem Guardian allen Fraters wie allen übrigen Hausbewohnern geboten, sich in ihre Zellen und Gemächer eine halbe Stunde früher als gewöhnlich zurückzuziehen, und sie bei strenger Strafe, es sey unter welchem Vorwand es wolle, nicht zu verlassen bis zur üblichen Morgenzeit. Dieses Gebot erregte allerlei Muthmaßungen. Man mußte sich jedoch ihm fügen, und auch Archimbald suchte in eitlen und vergeblichem Nachgrübeln sein Lager. Alles schien still im ganzen Hause. Draußen war es dunkel geworden; kein Lüftchen regte sich. Archimbald hatte sein Gebet verrichtet und war im Begriff, zu entschlummern, als er ein seltsames Geräusch hörte. Es war nicht um die Zeit der Mette, und dennoch öffneten sich nach und nach alle Zellenthüren der Mönche, und die schleppenden Schritte gingen leise den langen Gang hinweg nach der Treppe zu. Archimbald, von diesem Schlurfen und Flüstern völlig munter geworden, sprang auf, fuhr in die Kleider. Wissen mußte er, was man so hartnäckig verschwieg, und sich selbst ein Probestück ablegen, wie weit seine kecke Gewandtheit wohl gehe. — Er war mit dem Ankleiden beschäftigt, als noch zu guter Letzt der verschlafene Kellermeister vorüberkeuchte, der am entlegensten wohnte und immer der faulste Chorgänger war. Nun hatte Archimbald nicht mehr zu befürchten, einem Geistlichen zu begegnen, und wollte die Kammer verlassen. — Man hatte aber von Außen den Riegel vorgeschoben, und er saß gefangen. Sein erster Blick nach einer leisen Verwünschung flog gegen das Fenster. Es war hoch, aber unbergittert. Er erkletterte es, öffnete und gewahrte, zu seiner innigen Freude, mehrere lange Heuleitern daneben angelehnt. Ohne sich lange zu bestinmen, schwang er sich zu der sichersten herab und hatte bald den Boden erreicht. Er stand in einem kleinen Hofe, der ihm aber wohl bekannt war und durch einen schmalen Pfeilergang mit dem Kreuzgange zusammen hing. Er eilte dem

Pförtlein zu; allein auch hier war es verrammelt. Unmuthig kehrte er auf seinen Fußstapfen zurück in den Hof. Wie, dachte er endlich bei sich selbst: wenn ich über jene kleine Mauer in den Garten spränge und von da aus in das Kloster dränge? — Gedacht, gethan! Er klimmte, sprang, und stand im Garten. Hoffnungsvoll lief er auf die Thüre zu, die neben dem Refectorium in's Innere führte. Auch sie war verriegelt. Seine Ungeduld war auf ihrem Gipfel! aber ein Gemurmel und Gesumme von vielen Stimmen machte ihn aufmerksam. Es wurde gebetet, nach der Kapuzinerweise in tiefem, unmodulirtem Tone. Der Schall kam aus dem Refectorium. Archimbalds Seele jauchzte; denn von jenem Apfelbaum konnte er ja bequem die Versammlung belauschen, die hingegen seine Anstalten durch die mit Traubenblättern verhangenen Fenster nicht zu sehen vermochte. Dem Eichhörnchen im Klettern gleich, nahm er bald Platz auf dem laubigen Throne und überfah von dort aus einen Theil des Refectoriums. Es war hell von den Kerzen erleuchtet, welche die Brüder in den Händen trugen, die, auf dem Boden knieend, ein Viereck zu bilden schienen. Das eintönige Gebet dauerte lange; endlich wurde es geschlossen, und die Mönche nahmen Platz auf hölzernen Bänken, die hinter sie gestellt waren. Die Stimme des Guardians, den Archimbald nicht sehen konnte, weil ein neidischer Pfeiler ihm die halbe Versammlung verbarg, ließ sich nun vernehmen. Theodor sprach lange, blieb aber dem ungebetenen Zuhörer unverständlich. Er schwieg; aber nun fing eine andere Stimme an zu reden, die, obgleich sehr matt und erschöpft, schreckbar zu Archimbalds Herzen drang. Amadeus war's, und nur sein Schatten war in dem Viereck sichtbar, seine Gestalt ebenfalls durch den Pfeiler verborgen. Seine Antwort, von langen Zwischenräumen unterbrochen, ließ nur einzelne Worte, als: Unschuld, Eifersucht, ungerechte Haft . . . zu Archimbalds Ohren gelangen. Da erhob sich der Lec-

tor, der dem Laufenden gerade gegenüber in vollem Lichte saß, und brach mit gewohnter Heftigkeit los: „Ich bewundere die Geduld!“ rief er, „mit der der Convent die Lügen eines nichtswürdigen, von der Regel und dem Keuschheitsgelübde abtrünnigen Mönchs anhören kann, der es sogar wagen darf, den frommen Wandel unsers würdigen Vorstehers durch bösen Leumund zu verunglimpfen und in den Morast des seinigen herab zu ziehen. Der Schwur des frommen Vaters Theodor ist höher zu achten, als selbst die triftigsten Beweise. Wenn Er überzeugt ist und beschwört, daß die Sonne am Mittage nicht scheine, so dürfen wir dieselbe auch nur als ein gefährliches Blendwerk unserer Sinne ansehen. Ich stimme daher ohne Anstand und sonder Gewissensscrupel für die in Antrag gebrachte gelinde Züchtigung, die man aber nicht nur ein einzig Mal, sondern drei Male anwenden möge, um dem lasterhaften Fleische des Verirrten strengere und heilsamere Buße aufzulegen.“ — Beifallsgemurmeln. Nur wenige saßen in trübem Schweigen. Da vernahm Archimbald Huberts Stimme.

„Ich weiß im Voraus,“ sprach er ganz kalt, „daß mein Gutachten ein geringes Gewicht im Convente hat, Ich vertheidige den Sünder nicht, noch widerspreche ich dem Kläger. Allein meine Brüder mögen mir erlauben, als Arzt und Mensch ein Wort gegen die Strafe fallen zu lassen. Seht diesen, in einem sehr harten Kerker, dem es an Licht und Luft gebricht, zur lebendigen Leiche abgefallenen Körper. Wird er die Buße, die man ihm aufzulegen denkt, ertragen? Lebensgefährlich ist es ihm, sie nur Ein Mal auszuhalten, und man will sie zu dreien Malen angewendet wissen? Laßt ihn länger, aber leichter büßen, und gebt ihm die Mittel, seine Strafe zu überstehen. Laßt Milde und Menschlichkeit walten!“

„Wer wagt's,“ rief der Lector wie oben: „wer wagt's uns erst Menschlichkeit zu empfehlen, der Kirche Regeln

vorzuschreiben? Sie will nicht den Tod des Sünders; sie will, daß er lebe, gebessert lebe. Wir wissen das Alles, sind wir gleich nicht so gelehrt, wie der Vater Hubert. Allein die Kirche will, daß der Sünder leide und durch das Leiden gebessert werde; deshalb hat sie auch Strafen eingesetzt, und der Weisheit unserer Obern in manchen Fällen die Gewalt gelassen, dieselben nach Gutdünken zu verschärfen, und zur Ehre Gottes anzuwenden. Ich bleibe bei meinem Antrage. — „Fiat!“ tönte es donnernd aus dem Munde der größern Mehrzahl. — Nun sprach der Guardian, und mußte in seiner kurzen Rede des Lectors Urtheil bestätigt haben; denn Amadeus warf sich jammernd vor ihm nieder und bettelte um Barmherzigkeit und Hülfe. Umsonst; die Gnade schwieg . . . die Kerzen der Brüder erloschen, bis auf die am großen Kreuzifix brennenden. Ein Bußpsalm ertönte in grausenhaft wechselloser Tiefe und es fiel ein Streich, der dem bebenden Archimbald in's Herz zu fahren schien; ein Schlag, der, wahrscheinlich auf dem Rücken des Büßenden auffallend, einen hohlen Klang von sich gab, als ob er mit einer schweren, in Riemen hängenden Kugel geführt würde. Ein fürchterliches Schmerzgeheul folgte unmittelbar darauf, das die anschwellenden Töne des Chorals kaum zu ersticken vermochten. Dieses verzweiflungsvolle Geschrei vermehrte sich unter den nächsten Streichen, die in gemessenen Tausen immer schwerer zu fallen schienen, bis, unter ihrer Last vergehend, der Leidende immer schwächer, sein Geschrei immer dumpfer, sein Geheul zum Gewimmer wurde. Sechzig solcher Streiche, deren jeder ein Leben zu zerschmettern schien, zählte Archimbald in der Angst des Mitgefühls. — Da wurde es still. Choral und Pein hörte auf. Vom Fußboden wandten sich herzerreißende Seufzer empor. Die Kerzen wurden wieder entzündet, der Gemarterte, nach der Bewegung in der Versammlung zu urtheilen, weggebracht und ein rasches Gebet begonnen,

das vermuthlich die Handlung beschließen sollte. Archimbald hielt es für rathsam, vor dem Ausbrechen der Mönche in die Kammer zurückzukehren. Obgleich halb starr an allen Gliedern, machte er sich schnell auf den Rückweg und langte ohne Hinderniß wieder in seiner Klause an. Er hatte auch Zeit; denn kaum lag er unter der Decke, um zu erwärmen, so schlichen die Mönche vorüber nach ihren Zellen. Der Riegel seiner Thüre wurde leise weggeschoben und die Klinke aufgedrückt. Archimbald blinzelte, sich schlummernd stellend, dem Hereinspähenden entgegen. Es war der Küchenmeister, der einen Blick auf den Schlafenden warf, beifällig mit dem Kopfe nickte und die Thüre wieder ohne Geräusch anzog, um sich zu entfernen.

Archimbald träumte die ganze Nacht von den Leiden des armen Amadeus, und versprach sich's am andern Morgen heilig, nichts von Allem, was er wußte, zu verlauten, aus Furcht, ebenfalls in die Klauen der grausamen Peiniger zu fallen. Auch gegen seinen Lehrer, den er strafbar fand, weil er sich des Gemarterten nicht eifrig genug angenommen, wußte er sich meisterlich zu verstellen, obschon der schlaue Hubert ihn, ohne es merken zu lassen, eifrig in's Verhör nahm, um zu erforschen, ob er nichts ergattert habe. List gegen List! dachte Archimbald: der Lehrer sehe, daß sein Schüler nicht faul war — und spielte den Unbefangenen so natürlich, daß der Klügste nicht die geringste Muthmaßung hegen konnte. Diesen Abend wurde kein Verbot bekannt gemacht, wie gestern. Amadeus hatte also Ruhe; und auch Archimbald schlief so ruhig als möglich. Der nächste Tag brachte das geschärfte Verbot zum zweiten Male. Archimbald konnte kaum die Zeit erwarten. Alles ging gut und leicht, wie das erste Mal. Er saß auf seinem Apfelbaume, und hörte und sah dasselbe wie vorgestern. Nur fielen die Verhandlungen vor der Strafe weg, und

während ihrer Dauer war der Büßende weit stiller und ruhiger. War er die gräßlichen Streiche schon gewohnt, oder was verkündete sein leises gepreßtes Gewimmer? . . .

Der ungesehene Zeuge der finstern That lehrte glücklich nach seinem Gemache zurück, der Küchenmeister spionirte wieder und ging zufrieden zu Bette. — „Nein!“ sagte Archimbald zu sich selbst: „nein! . . . diese Martern will ich nicht mehr anhören. Es schneidet mir durch Mark und Bein, und wenn ich auch noch so gerne will . . . ich kann dem Unglücklichen nicht helfen!“ — Schlaflos wälzte er sich auf dem Lager, stand mürrisch auf und ging verdrossen zu Hubert. Der Mönch saß, von einer Menge von Arzneibüchsen umringt, am Tische, und hatte eine starke Dosis eines schwarzen Pulvers vor sich auf dem Mischbrette liegen. — „Ei, was macht Ihr da, lieber Lehrer?“ fragte Archimbald, näher tretend. — „Bist Du's?“ fuhr Hubert auf und sah sich rasch um. „Was willst Du?“

„Wie fragt Ihr doch so sonderbar?“ erwiderte Archimbald und suchte in den betroffenen Zügen des Lehrers zu lesen. „Es ist ja die Stunde zum Unterrichte vor der Thüre.“

„Ich habe heute keine Zeit,“ versetzte Hubert und fraute verlegen seinem Storch auf dem Kopfe. „Morgen! mein Sohn, morgen.“

„Mir recht,“ sprach Archimbald. „Kann mich wohl gedulden. Aber, was laborirt Ihr denn da, lieber Meister? Eine Wundsalbe oder ein Zugpflaster für ein verhärtetes Gewissen?“

Eine schnelle Röthe überflog Huberts Gesicht. „Was soll die Frage?“ begann er zu dem vorlauten, schon bereits seine Worte bereuenden Jüngling.

„Ei nun,“ erwiderte dieser so treuherzig als möglich. „Nehmt sie wie die Blechmünze, die ein Thor unter's Volk

wirft, wenn er sich ein König dünkt, der zur Krönung reitet. Es ist nichts dahinter!"

„Archimbald!“ sprach hierauf der Mönch, mit dem Finger drohend: „denkst Du denn, Du sehest mir schon so gewaltig über den Kopf gewachsen, daß ich Deine Rede nicht mehr zu deuten vermöchte? Die Blindschleiche liegt wie ein abgerissener Zweig im Staub der Straße. Der unvorsichtige Wanderer tritt auf sie, und nimmt erst am Bisse der giftigen Bestie wahr, daß ihn ein Blendwerk täuschte.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Archimbald halb trozig.

„Die Blindschleiche,“ fuhr Hubert fort, „ist Deine Rede, die mich in Versuchung führen möchte. Verstehst Du nun? Aber an meinem Beispiele ersiehst Du auch, daß ich nicht der unvorsichtige Wanderer bin, der in die Falle geht. Behüte Dich Gott! Komm' morgen wieder.“

Archimbald wollte sich beschämt entfernen.

„Höre!“ rief ihm Hubert nach. „Bete und arbeite, sagt die Schrift. Da Du heute nicht unter meinen Augen arbeiten kannst, so bete vor dem allsehenden Auge Gottes bete für den Erfolg einer guten Sache bete für mich. Jetzt geh'!“

Er begleitete den Schüler zur Thüre und ließ den Riegel hinter ihm fallen. Archimbald sah ihn den ganzen Tag nicht. Um die fünfte Stunde des Abends erblickte er ihn im Refectorium beschäftigt, zu einer Zeit, wo alle Uebrigen, ohne Ausnahme, sich im Blumengarten ergingen. Hubert stand auf einem Stuhle an dem Kruzifix, das, in übermenschlichen Verhältnissen geschnitten, hoch oben auf einem starken Fußgestell befestigt war und über der Haupttafel gerade die Mitte behauptete. Eben an diesem Fußgestell mußte etwas losgegangen oder verrückt seyn, denn der Mönch hob emsig an demselben und rückte es nach allen Richtungen, bis endlich das Kruzifix von oben zu schwanzen begann und zu stürzen drohte

Nun befestigte er es schnell wieder auf dem vorigen Platze. stieg, nach einem vorsichtigen Blicke rund umher, vom Stuhle und verließ das Zimmer nach dem Garten gehend. Wozu das Geheimnißvolle, dachte Archimbald, hinter einem wilden Rosenbusche versteckt, als Hubert sich, aufmerksam umschauend, an ihm vorübergeschlichen hatte... wozu das Schleichende, das dieser Mann in Alles legt? Man könnte fast auf den Verdacht gerathen, er sinne und thue Böses, wenn man ihn die unbedeutendste Ver- richtung so scheu und behutsam vornehmen sieht. Als ob das Zurechtstellen eines vom Platz gerückten Bildes mit einem Kirchenraub die gleiche Stange hielte! Mit neuen Zweifeln an dem Charakter und Gemüth seines Lehrers ging Archimbald weiter. Frater Joseph begegnete ihm und hielt ihn an. „Im Namen Jesu!“ sagte er mit allen Zeichen des Schreckens: „komm' mit mir, Archimbald.“

„Wohin?“ fragte dieser verwundert.

„Dorthin!“ versetzte Joseph wie oben. „In das Holzhaus, aus dem ich komme.“

„Wozu?“

„Du wirst's schon sehen, schon hören.“ — Sie traten in den Schuppen.

„Nun gib Acht!“ flüsterte der Frater: „gib Acht und rühre Dich nicht.“

„Was soll ich denn?“ wiederholte Archimbald.

„Aufpassen,“ murmelte Joseph, „und die Geisterstimme hören, die mir Angst und Schrecken in die Rippen ge- jagt hat.“

„Eine Geisterstimme? Bist Du toll?“

„Nichts weniger als das. Kein Schloß, kein Kloster ohne Geist. So ist's in der Ordnung. Still! hörst Du nichts?“

„Nein!“ erwiderte Archimbald lachend.

„Sonderbar!“ sprach hierauf Joseph. Jetzt hör' ich

auch nichts. Und vor einer kleinen Weile noch war hier ein gar trauriges Geföhne und Geächze. Jetzt Alles still und todt.“

„Nasenohr!“ spottete Archimbald. „In Deinem Hirn spuckt der gestohlene Wein.“

„Pst! um des heiligen Franciskus willen!“ raunte der Frater und stieß ihn in die Seite. „Das Wetter soll Dich neunundneunzig Mal umbrehen wie einen alten Stiefel, wenn Dir ein Wort über die Zunge kömmt! Aber ein's wie's andere, es ist hier nicht richtig, oder es war einmal hier etwas nicht richtig; denn die Schorköpfe . . . heilige Victoria bitt' für uns! die Herren wollt' ich sagen . . . haben immer allerlei im Trieb . . . Nu, in Gottes Namen! Hast Du denn nichts aufgespürt von dem, was ich Dir vertraute?“

„Nicht das Geringste,“ erwiederte Archimbald und schickte sich zum Fortgehen an. „Sprich, woran stößt denn dieses Holzhaus?“

„An eine Seite der Küche,“ versetzte der Frater abschiednehmend, und dem forschenden Jüngling war die räthselhafte Geisterstimme nun wohl bekannt. Sie konnte Niemand anderm als dem unglücklichen Amadeus angehören. Nun fielen ihm auch wieder Huberts letzte Worte ein. „Hm!“ sprach er vor sich hin: „sollte das gute Werk, von dem Hubert sprach, den armen Amadeus betreffen, ihn aus den Klauen seiner Teufel reißen? Ja, herzlich und fromm will ich dafür beten, wenn mein Gebet nützt, und dennoch, obwohl ich es nicht Willens war, auch noch heute dem schrecklichen Auftritt beizohnen, wenn er nämlich heute Statt hat.“

Sein Zweifel deshalb ward auch sogleich gehoben. Der Guardian wiederholte vor der Abendmahlzeit das Verbot, sich aus den Zellen zu entfernen, und den Befehl, sich ruhig zu verhalten. Man steckte die Köpfe zusammen, man muthmaßte, hatte Argwohn, Verdacht;

doch der Gehorsam, der blinde Gehorsam, das erste Grundgesetz und Bindemittel klösterlicher Zucht, überwog alles Grübeln, und Alles schlich erwartungsvoll zu Bett; Archimbald erwartungsvoller als alle Andere. — Die Stunde rückte heran, die Mönche brachen nach dem Refectorium auf, der Kellermeister war, wie gewöhnlich, der Letzte gewesen, und Archimbald stieg auf's Fenstergestülpe. Allein welch ein Schrecken, welche unvermuthete Ueberraschung! Die Leitern waren weggenommen, der Ausgang verwehrt. Ein Sprung von dem hohen Stockwerk hinunter war nicht wohl zu wagen, und wäre er auch gelungen, wie den Weg zurück nehmen?

Archimbald war von Ungeduld und Verdruß zerfleischt. Noch vor wenigen Stunden fest entschlossen, der nächtlichen Gesellschaft nicht beizuwohnen, plagte ihn jetzt die Begierde, es zu thun; um so mehr, als ihm alle Mittel zu fehlen schienen, seinen Zweck zu erreichen. Unmuthig trat er zur Thüre, einen Versuch zu machen, sie aus den Angeln zu heben. Er hatte ihn aber nicht nöthig; denn als er durch Zufall die Klinke berührte, ging sie von selbst auf. Man hatte heute vergessen, den wehrenden Riegel vorzustößen, und Archimbald sah sich im Besiz der Freiheit, gerade da, wo er es am wenigsten hatte hoffen dürfen. Wie flog er durch den von schwacher Lampe erleuchteten Gang, die dunkle Treppe hinab! Allein . . . da stand er in dem Kreuzgange, der bloß von dem ewigen Lichte, das vor dem riesenhaften Christus-bilde erhalten wurde, etwas dürstige Helle lieh. In dieser halben Dämmerung nickten die großen Bilder gespenstig von den Wänden; lange Schatten liefen durch die Halle, und der dumpf einfallende Choral aus dem Refectorium mahnte den schauernden Archimbald an die schon begonnene Trauerscene. Aber wie in den Garten kommen? Alles verschlossen, verriegelt! Von dem Reiz des Schauerlichen zu dem Schauplatz jenes Auftritts hingezogen, tappte

er nach dem Refectorium. Die Thüre war fest zu, und er hörte die Streiche schon dröhnend fallen. Die daran stoßende Küche war hingegen offen; eine Laterne stand darin auf dem Boden . . . er sah behutsam in die Thüre . . . kein Mensch darinnen zu sehen; lech schlich er sich hinein; die offene Thüre von Amadeus Kerker gähnte ihn gräßlich an, und immer hinter sich schauend, als ob er fürchte, von einem daraus hervorstehenden Gespenste gepackt zu werden, näherte er sich dem Schieber, durch welchen die Speisen in's Refectorium gegeben wurden. Er war offen, gegen das Speisegemach mit einer dünnen, in allerlei Figuren durchschlagenen Messingplatte verdeckt, die dem lauschenden Auge freien Spielraum ließ. Ohne die drohende Gefahr zu bedenken, legte sich Archimbald in Hinterhalt. Nun übersah er so ziemlich das ganze Gemach. Sein erster Blick fiel auf das Schlachtopfer unversöhnlicher Wuth. Auf einer Tragbahre hatte Amadeus zur Marter geschleppt werden müssen. Auf ihr ruhte er noch, den gräßlich zerfleischten Rücken mit der stumpfen Unempfindlichkeit eines Sterbenden der furchtbaren Geißel darbietend, die mit Stacheln, Widerhacken und schweren bleiernen Kugeln bewaffnet, sich bei jedem Streich in die Wunden des Unglücklichen so tief eingrub, daß man sie mit der rohesten Gewalt wieder losreißen mußte. Der Novizenmeister war der Henker. Mit nerviger Faust schwang er das Werkzeug des Todes; aber, obgleich er seine Wuth verdoppelte, erpreßte er höchstens nur ein dumpfes Köcheln der Brust des Sterbenden, der nicht einmal mehr durch ein leises Zucken den grimmigen letzten Schmerz verrathen konnte. Bei diesem jammervollen Schauspiel erbehten die Herzen der zuschauenden Brüder; einer nach dem andern schwieg im Choral . . . „Was soll die fortgesetzte Pein?“ begann endlich Hubert und sprang auf. „Sind wir Metzger oder Schinder, daß wir an solchem Anblick unser Herz eritreuen sollen? Laßt

ab, Novizenmeister! Ich wiederhole es Euch im Namen der Menschheit. Seht Ihr nicht, daß der Arme in kurzer Frist mit dem Leben fertig sehn wird? Wozu noch länger die viehische Wuth?" — Der Geißler blickte fragend nach dem Guardian, der seinen innern Groll nur durch grim-mige Blicke kund that; der Rector rief aber wild: „Fort-gefahren! Zwanzig Streiche sind noch zurück! die Strafe muß ihren Lauf haben, sollten auch die letzten Hiebe nur die kalte Leiche treffen.“

Der Novizenmeister schwang die Geißel wieder; aber wie ein Blitz hatte Hubert sie ihm entwunden und ihn zu Boden geschleudert. „Nichtswürdiger Bube!“ schrie er ihm zu . . . „Werkzeug niedriger Bosheit! ich ent-waffne Dich!“

„Verdammt!“ brüllte ihm der Rector zu, und fuhr, braunroth vor Zorn, in die Höhe: „elender Gaukler! Deine Stunde ist gekommen!“

„In pacem mit ihm!“ schrie der Guardian sich er-mannend.

Zwei bis drei Mönche wollten dem Befehl gehorsam-ten; aber die Uebrigen traten schützend vor Hubert. Die Menschlichkeit hatte, freilich zu spät, den Sieg über ihre verstockten und in Selbstsucht versteinerten Herzen davon getragen.

Der Rector schäumte vor Wuth. „Aufwiegler! Apostat! Keger und Tempelschänder!“ riefte er gegen Hubert . . . „was hält mich ab, daß ich nicht mit eigener Hand . . .“

„Der Provinzial soll erfahren“ . . . stammelte der Guardian.

„Er weiß schon Alles,“ höhnte Hubert ihnen entgegen. „Vor ihm stelle ich mich zur Rechtfertigung; er soll erfah-ren, daß dieser Arme, der zu unsern Füßen sein bejam-mernswürdiges Leben ausröchelt, unschuldig ist; daß der blasse Sünder, den seine Creaturen zu unserm Obern ge-wählt haben, selbst gethan hat, wessen er den Bruder

Amadeus beschuldigt hat; daß er unerlaubte Buhlschaft mit der Müllerin im Thale pflegen wollte und, von des Weibes Keuschheit zurückgewiesen, auf den Unschuldigen, den er mit Unrecht begünstigt glaubte, sein Gift ausgegossen hat, um ihn zu strafen; daß er immer tugendhafter war, als er. Schande und Strafe wird dann des unwürdigen Obern Loos seyn! Aber Dich," fuhr er, zum Rector gewendet, fort, „Dich, den ersten unermüdetsten Henker des Gemordeten, lade ich an seiner Statt und in seinem Namen vor den Thron des ewigen Richters, um dort Rechenschaft abzulegen von Deinen Missethaten!“

„Ha! ha! ha!“ lachte der Rector wüthend. „Deine Drohungen, elender Gleißner, verachte ich. Der Himmel ist taub gegen Deine ohnmächtigen Verwünschungen, wie gegen die Seufzer des Berruchten, der seinen Geist hier auskeucht, und noch einen qualvollern Tod verdient hätte.“

„Taub?“ rief Hubert begeistert und riß eine von den Fackeln, die zu den Füßen des Kreuzifixes brannten, aus ihrem Behälter. „Taub? Du lästerst die Gottheit, die überall gegenwärtig ist, und hier in dem Gemache sowohl unsichtbar, als in körperlichem Bilde. Sieh' hier das Bild des Gekreuzigten . . . des Heilandes, der uns ein milder Erlöser wurde, Dir aber ein strenger Richter seyn wird — Dir und Deinem niederträchtigen Freunde! Wage es, in diese Züge zu schauen, die finster und mißbilligend auf Dich herunter sehen; wage es, im Angesichte seiner heiligen Wunden die freche Lästerung zu wiederholen, die Du gegen seine Größe ausgespieen hast, und fürchte seine Rache!“

„Ich fordere sie heraus!“ tobte der Rector schäumend und ras'te zu dem sterbenden Amadeus. „Ich lege meine Hand auf diese Wunden, und sein Blitz treffe mich, wenn ich gefrevelt habe an seinem Ruhm und an Diesem.“

„Wehe!“ schallte es wie ein Donner durch den Chor der Mönche. „Wehe!“ rief Hubert und schwang die Fackel gegen das Fußgestell des Kreuzes. Da füllte ein entsetzlicher

Blitz das Gemach, der schnell in einem donnernden Knall erlosch . . . krachend stürzte das Kreuzifix herunter, unter seinem Gewicht den Rector begrabend. Der auffliegende Staub, der Schwefeldampf hatte alle Lichter gelöscht, und auf das entsetzliche Getöse folgte eine dumpfe Stille, in der kein Athemzug gehört wurde.

Archimbald hatte versteinert Alles mit angehört und gesehen, und war bei dem fürchterlichen Donnergebrüll, ohne zu wissen, wie? auf die Kniee gesunken. Plötzlich wurde die Thüre des Refectoriums aufgerissen, und in wilder Flucht stürzten die Ersten am Ausgange in die Hallen auf den Weg nach ihren Zellen. Ihnen folgten Andere, die Jemand zu führen schienen. „Sieh' da, da ist Licht!“ stammelte die Stimme des Küchenmeisters, der, ohne einen weitem Blick in die Küche zu thun, eilig die Laterne heraus holte und sich wieder zu den Uebrigen gesellte. „Führt ihn behutsam,“ flüsterten sie draußen . . . „er ist wie von Sinnen; und dann laßt uns wieder kommen, um die Andern wegzuräumen, damit der Neumund des Klosters nicht leide.“ Sie entfernten sich mit schnellen Schritten, die Person, die krank geworden war, mit sich fortzerrend.

„Die Andern wegräumen?“ fragte Archimbald seine Klugheit. „Wen? war denn der Kranke, den sie führen, nicht der Rector? Das Gewitter hat ausgetobt . . . ich muß mir doch den Kampfplatz ansehen.“ Er trat aus der Küche. Die Thüre des Refectoriums war angelweit offen. Der Mond schimmerte durch die Fenster in den trüben Qualm und beleuchtete die Verwüstung. Alle Tische, Bänke umgeworfen, das Kreuzifix auf dem Gesichte ausgestreckt am Boden. Der Rector, neben dem leblosen Amadeus liegend, eine starre Leiche. Bitternd, von Fieberfrost geschüttelt, schlüpfte Archimbald durch den Kreuzgang, die Treppe hinan und ungesehen an der offenen Zelle des Guardians vorüber, in der alle Mönche um einen ächzenden

und stöhnenden Kranken versammelt waren, erreichte sein Kämmerlein und schlief getrost und ermüdet ein.

Bei seinem Erwachen durchlief bereits das ganze Kloster die Kunde, den bösen Guardian und den Lector habe die Hand Gottes getroffen. Den Lector habe sie auf der Stelle getödtet, den Guardian aber gelähmt und stumm gemacht auf ewig. So war es auch. Der Bedauernswürdige, von dem Schreck der vergangenen Nacht an Füßen und Zunge gelähmt, schmachtete noch einen ganzen Tag hin und starb unter jämmerlichen Gewissensqualen. Er und der Lector wurden an der Kirchhofmauer eingescharrt. Der Körper des Amadeus war aber verschwunden, und unter dem Klostervolke blieb seine Todesart ein Geheimniß.

Pater Hubert wurde auf der Stelle zum Guardian erwählt, und durch diese Wahl sein Wunsch erfüllt, den er immer künstlich zu verbergen gewußt hatte. Als Urchimbald ihm Glück wünschte, fragte der Pater lächelnd: „Nun, mein lieber Schüler und Freund: Du siehst, die Sachen haben sich plötzlich umgestaltet. Wie mag das wohl gekommen seyn?“ — Sein Blick ruhte lauend auf dem Jüngling, der schlau genug, um den wahren Zusammenhang der Sache zu ahnen, aber auch, um seine Ahnung nicht zu verrathen, sich begnügte, sein zu erwiedern: „Diesmal, Herr, ist Euere Rede die Blindschleiche, ich der Wanderer. Ihr habt mich aber vorsichtig zu seyn gelehrt, und deßhalb antworte ich: ich weiß es nicht.“ — „Recht, mein Sohn,“ versetzte der Guardian: „Deine Antwort ist gut. Ist sie ächt, so hast Du Wahrheit gesprochen, und das ist löblich. Ist sie falsch, so hast Du flug geantwortet, und das ist noch löblicher. Du kannst indessen Dich nicht beklagen, wenn sich Alles umgewandelt hat. Wir bleiben jetzt ungehindert beisammen, und Du sollst Dein Ziel erreichen.“

Der Unterricht ging nun eifriger an, als je, und unter den Flügeln der Wissenschaft entschwebten noch

zwei volle Jahre, während denen Dee zum östern Nachricht von sich gegeben, und bei deren Verlauf er versprochen hatte, seinen Pflegesohn abzuholen.

Archimbald stand im achtzehnten Jahre. Eine herrliche, hoch gewachsene Gestalt, das kühne Antlitz von tausend goldfarbigen Locken umringelt, das Auge voll Muth, die fest aufgeworfene Lippe voll Kraft, Nase und Stirn voll Verstand. Um das Kinn kräuselten sich die röthlichen Flaumen des Barts; ein kurzer, starker Hals, breite Schultern und Brust, nervigte, stark ausgebildete Glieder vereinigten sich zu einem schönen, derben und übereinstimmenden Ganzen. Die trotzige Haltung, die sich in allem seinem Thun aussprach, ließ unmöglich die Gewandtheit und Geschmeidigkeit ahnen, die seinen Geist in tausendfache Formen zu bilden vermochte. Eine wunderbare Mischung offenbarte sich in seinem Wesen. Feurig und kühn wie der kräftige Jüngling . . . besonnen und überlegt wie der Mann . . . schlau und verschlagen wie der Greis, der schon das Leben kennt, einte er die widerstrebendsten Elemente in seiner Brust. Ihm mangelte nur noch kriegerische Uebung und Fertigkeit, ein Heer und ein Diadem: er wäre der Odysseus seiner Zeit geworden.

Fünftes Kapitel.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen . . .
Der ersten Liebe goldne Zeit . . .

Schiller.

Mit der herbftlichen Tag- und Nachtgleiche kam der Doctor im Kloster an, um feinen Archimbald zu weiterer Bestimmung abzuholen. Die vorübergestrichene Frist von fünf Jahren hatte den Doctor um kein Haar verändert. Die bedeutende Veränderung aber, die in Archimbalds Wesen vorgegangen war, leuchtete ihm trefflich ein, wie es schien. „Nehmt meinen wärmsten Dank,“ sprach er zum Guardian, „für die herrliche Erziehung dieses Jünglings, und rechnet auf meine Bereitwilligkeit, wenn ich jemals sollte vergelten können. Nun aber ist es Zeit, den Neophiten in die Welt zu bringen. Noch ist aber nicht die Stunde gekommen, in der ich ihn für meine Plane benutzen kann; er soll daher noch ein Probejahr halten, um auf seine Lehrjahre das Siegel zu drücken und Dienst und Sitte eines vornehmen Hauses kennen zu lernen. Ich habe Gelegenheit gehabt, vor Kurzem noch einer fürstlichen Familie, die in Mähren auf ihren Gütern lebt, seit ein verdrießlicher Gemüthszustand das Haupt derselben von des Kaisers Hofstaat entfernt hat, einige nicht unbedeutende Gefälligkeiten zu erweisen. Ich habe mir die Gunst als Belohnung erbeten, einen verwaiseten Jüngling auf ein Jahr bei ihr in Pagendienst bringen zu dürfen. Dieser

bist nun Du, mein lieber Archimbald. Aber merke Dir im Voraus zweierlei: Du bist der Sohn eines armen bayerischen Edelmanns, der vor ungefähr fünfzehn Jahren auf dem Zuge gegen den abtrünnigen Erzbischof von Köln das Opfer einer Seuche ward, und hast das Unglück gehabt, in früher Jugend durch einen schweren Fall und den Schreck darüber die Sprache zu verlieren."

"Wie?" rief Archimbald: "ich soll mich stumm stellen?"

"Ja, mein Söhnchen," lachte der Doctor und zupfte ihn neckend bei den Ohren: "ich will Deine Studia auf die Probe stellen; will sehen, ob Du ein frühgereifter Mann bist, wie ich denke. Denn als Stummer mußt Du auch den Weg betreten, der Dich zu Reichthum und Ehre bringen soll. Stumm mußt Du seyn und bleiben, bis ich Dir erlaube zu reden."

"Das ist unmenschlich!" eiferte der Jüngling, die Gluth des Zorns auf den Wangen. "Sündlich ist's, daß Ihr mir dieses Joch aufzulegen gedenkt."

"Unmenschlich?" sprach Dee und maß den Jögling mit kaltem Blicke. "Sündlich? Ich fürchte, Guardian, Ihr habt mir den Buben doch nicht ganz nach Wunsch erzogen."

"Rechnet seiner Jugend dieß verzeihliche Widerstreben zu," entgegnete Hubert. "Erklärt ihm doch, warum dieser Zwang Statt finden soll. Laßt ihn den Vortheil ahnen, den er bringt."

"Kein Vortheil in der Welt soll mich bewegen, meiner Freiheit solche Ketten anlegen zu lassen!" rief Archimbald außer sich. "Man spielt mit mir, wie mit dem Spielballe eines Knaben. . . verfügt über mich, und verhandelt mich wie ein Hausthier, das im Karren oder in der Mühle seinen kärglichen Unterhalt verdient und durch seine Pein den grausamen Herrn mästet."

Nein, nimmermehr; kein Vortheil soll mich bewegen, ein Knecht Eurer tollen Launen zu werden."

"Sprichst Du aus diesem Tone?" fragte der Doctor höhnisch: „gut, mein Bürschchen. Die Flügel sind Dir gewachsen, merke ich, und der undankbare, in fremdem Nest, durch fremde Sorge ausgebrütete Kukuk will in's Weite fliegen. Nur zu, mein Vögelein! Hast Dein A, B, C und Dein Einmaleins auswendig gelernt? Meinst, es könne Dir damit nicht fehlen? Geh' hin, versuche Dein Glück, laß Dich in der Welt herumstoßen und schinden, bis Du einmal mit Schmerzen an Deinen Pflieger, dem Du Wohlthaten mit Undank vergiltst, zurückdenken wirst. Dann wird es aber zu spät seyn. Dir wird keine Wahl übrig bleiben, als für ein Paar Heller, die Dir ein rauflustiger Potentat zuwirft, für seine Sache, die Dich nichts angeht, Dein Leben zu lassen, oder Almosen bittend dasselbe zu fristen, oder es durch Straßenraub oder Mord zu verwirken. Fahre hin, Undankbarer!"

"Ich bin nicht undankbar," sprach Archimbald erschüttert. „Ich bin Alles durch Euch und verkenne Eure Wohlthaten nicht. Verkleinert sie aber nicht selbst durch Eure Härte."

"Beweise ich Härte, wenn ich Dir Gelegenheit gebe, die Stärke Deines Willens zu prüfen?" fragte der Doctor mit finstern Ernste. „Oder wenn ich Dir nicht von jedem Schritte, den ich Dich zu thun heiße, Rechenschaft ablege? Die Creatur darf sie von ihrem Schöpfer nicht verlangen. Ich bin der Deinige, der Statthalter, den Gott Dir auf die Welt gesetzt. Ich darf blinden Gehorsam fordern. Wenn ich Dich in ein Carthäuserkloster stieße, wo Stillschweigen Gebot, die Rede hingegen, ohne Erlaubniß der Obern, Sünde ist . . . was würdest Du dann sagen? Ich will aber nur Dein Glück, und Du kannst es bloß unter meinen Augen machen. Dazu

ist aber erforderlich, daß Du ein Probejahr hindurch stumm sehest, und noch weiter hinaus, wenn der Zeitpunkt eingetreten ist, in dem ich Deiner zu meinem Dienst benöthigt bin, bis ich Dir erlaube oder befehle, zu sprechen. Ich stehe Dir dafür, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, Dir diese Erlaubniß recht bald geben zu können. Nun wähle: gehorchst Du, so will ich Deinen Uebermuth verzeihen . . . widerstrebst Du aber auf's Neue meinen Befehlen . . . so fahr' hin und versuche, Verlassener, auf den trügerischen Wellen des Lebens in morschem Kahne schwankend Dein Glück. Nimmer wirst Du Dein Ziel erreichen, nimmer gerechte Rache nehmen können an Deinen Todfeinden!"

"Rache?" fuhr, wie vom Blitz getroffen, Archimbald auf und starrte den Doctor glühend an . . .

"Nimmer," juhr dieser fort, "Deiner alten Pflegerin vergelten können, nimmer schauen das Schloß Worosdar!"

"Worosdar?" fragten Hubert und Archimbald staunend.

"Aus diesem Kloster führe ich Dich dahin," versetzte Dee. "Deine Ankunft habe ich bereits daselbst verkündet; dort sollst Du Dein Probejahr bestehen."

"In Worosdar?" fragte Hubert und legte mit wehmüthig freundlichen Zügen sein Haupt in die stützende Hand, während Archimbalds Brust vom romantischen Andenken des Augenblicks gehoben wurde, in dem der fremde Name sein Ohr zuerst berührt hatte.

"Was ist Euch, alter Freund?" sprach der Doctor verwundert zu dem Mönch. Kommi's mir doch schier vor, als ob der Name des Schlosses Euch erschüttert habe."

"Ihr irrt nicht," versetzte Hubert nach einiger Erholung. "Er hat mich wahrlich erschüttert. Noch weiß ich nicht . . . ist es Schmerz, ist es Freude, das mich

bewegt. Am Ende ist es beides zugleich. Ich traure über ein unerreichtes Glück, während in der neu aufgehenden Sonne einer fast verflungenen Erinnerung die Blumen der Luft wieder auf einen Augenblick in meinem Garten blühen. Vergebt meiner Schwachheit."

"Ihr hattet ein Geheimniß vor mir?" fragte Dee mit sanftem Vorwurf.

"Im Grunde keines," erwiderte Hubert. "Denn von der Begebenheit, die mich damals in Venedig an den Rand des Grabes brachte, von dem Ihr mich zurückgerissen habt, ist Alles buchstäblich wahr; nur wechselte ich die Namen, die Euch gleichgültig sehn konnten, gegen fremde aus. Doch jetzt, nach so vielen Jahren, nach geprüfter Freundschaft, mög't Ihr unverholen wissen, daß Worosdar der Schauplatz meines Unglücks war."

"Ich ahne," sprach der Doctor, sich die Stirn reibend. "Es wird mir klar."

"Wie lebt sie?" fragte Hubert mit wärmerer Theilnahme. "Konnte er sie glücklich machen? Verstand er ihren Werth?"

"Ihr sehd gerächt," erwiderte der Doctor. "Sinnverloren führte er ein freudenarmes Leben auf ihrem Stammsitze, da der Türken Mordfackel seine ungarischen Besitzungen verwüstet hat. Sie, die Edle, Verkannte, pflegt mit derselben Geduld, mit der sie seine schweren Fesseln trug, seine Krankheit; erzieht ihre Tochter, und findet nur in der Ausbildung derselben dann und wann eine Rose auf ihrem dunkeln Pfade."

"Die Aermste!" seufzte Hubert. "Sie hat eine Tochter, sagt Ihr? Ein lebenswürdiges Kind ohne Zweifel? Und ihr Sohn?"

"Dieser Sohn," antwortete Dee, "liegt gegenwärtig zu Prag den Wissenschaften ob."

"Ich danke Euch für diese Kunde," erwiderte der Mönch. "Ihr habt mir eine schmerzlich-süße Stunde

geschenkt. Ihr könnt noch mehr thun. Seit zwanzig Jahren bildete sich die Narbe unserer Wunden. Man kann sie jetzt berühren, ohne daß sie blute. Nehmt ein Schreiben von mir an sie mit Euch. Es bringt Euerm Jüngling vielleicht Nutzen, wenn ich ihn empfehle."

Der Doctor machte sich mit Freuden dazu verbindlich, und wendete sich zu Archimbald, der, in den Tagen seiner Kindheit schwelgend, wenig von dem Gespräch der Beiden vernommen hatte.

"Wie ist es?" fragte er. "Hast Du Dich eines Bessern besonnen, Archimbald?"

"Ich bin der Euere," sprach dieser fest und mit Nachdruck. "Ihr zeigt mir in der Ferne die Rache. Sie allein ist das Ziel meines Lebens. Macht mit mir, was Ihr wollt, und fürchtet nicht, daß, wenn ich mich freiwillig an die Kette gebe, mein Eifer erlahme. . . . Ich werde mich immer gehorsam, willig, Euers Lobes würdig zeigen."

Der Doctor nickte ihm Beifall zu und betrieb mit seinem angeborenen Ungestüm die Abreise. Kaum konnte er in Geduld abwarten, bis Hubert sein Schreiben vollendet hatte; kaum gönnte er dem Schüler Zeit, von seinem Lehrer Abschied zu nehmen und ihm für fünfjährige Liebe und Sorge zu danken. Alles mußte stürmisch abgethan werden. Vor der Klosterpforte schwangen sich die Abreisenden auf die Säule, die der faule Patrik in stiller Verdrossenheit hielt. Die Einwohner des Klosters schüttelten dem scheidenden Archimbald die Hände; Hubert rief ihm seinen besten Segen zu, und in wenigen Minuten war die Trennung vollendet. — Den Schmerz abgerechnet, den Archimbald fühlen mußte, sein trauliches Kloster zu meiden, fügte er sich nicht ungerne in seine neue Lage. In der Kleidung eines Dieners, hinter dem faulen Knecht Patrik auf schwerem Rosse reitend, war er hier angelangt. In der Tracht eines wohlha-

benden Junkers, auf einem eigenen, wohlgestalteten Fuchs trabend, Patrik weit hinter sich, den Doctor zur Rechten, zog er von dannen. Anlagen hatte er mitgebracht, Kenntnisse und Lebensflugheit nahm er mit sich. Welch' ein Unterschied; wie geeignet, den muthigen Jüngling zu begeistern und das Leid abzustumpfen! Er war nicht mehr der unbedeutende Knabe, mit dem der Doctor kein Wort wechselte, den er mit dem Diener in eine Reihe warf; er war zum Pflegesohn des gelehrten Herrn emporgestiegen, der sich gerne mit ihm unterhielt, seine Wissenschaften erweiterte und ihm neue noch nicht geahnte Felder der Weisheit in der Ferne sehen ließ; der ihn in Allem einem ächten Sohne gleich hielt, und dem Diener, der sich anfänglich nur des armen Betteljungen Archimbalds erinnern wollte, bei jeder neuen Gelegenheit die größte Achtung vor demselben einzuschärfen nicht unterließ. Die Wirthe in Flecken und Städten, wo die Reisenden einkehrten, bückten sich vor dem stattlichen Junker, dessen Vater durch seine Freigebigkeit den knickerischen Geiz vornehmer Leute zu Schanden machte. Die Dirnen auf Gasse und Feld blinzelten lächelnd nach dem freundlichen Jüngling, der, obgleich Neuling in der Welt, dennoch diese stille Huldigung verstand und mit dankbarer Scham auf den Wangen annahm. Er fühlte tief, er sey ein Anderer geworden; und in neuer Kraft pochten seine Pulse, wenn er an die Zukunft dachte, die ihm größere Arbeit, aber auch größere Genüsse versprach.

Der Doctor unterließ von seiner Seite nicht, um das Urtheil seines Pflegbefohlenen zu schärfen, seine Forschbegierde zu befriedigen. Er verließ nie eine Stadt, in der er ihn nicht mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt, nicht mit dem Geiste ihrer Bewohner, Sitten und Gesetze vertraut gemacht hätte. Er versäumte keine Gelegenheit, in der jungen Brust den Samen der Lebensweisheit, den schon Hubert hineingepflanzt hatte,

zur Reife zu bringen; und es gelang ihm vielleicht nur zu sehr. Der Jüngling wurde wohl klüger als tugendhaft.

So näherten sie sich allgemach dem Ziele ihrer Reise, und es lag an einem schönen Oktoberabend vor ihnen, in weiter, mit Busch und Wald bewachsener Fläche. Die scheidende Sonne spiegelte sich in den Scheiben des Schlosses Worosdar. Archimbalbs Herz schlug ahnungsvoll, als er das Schloß erblickte, das in seinen Jugendträumen eine so bedeutende Stelle eingenommen hatte, ohne daß er sich erklären konnte, warum. Freilich hatte seine Einbildungskraft es ihm unter anderer Gestalt gezeigt; als eine am Felsen klebende, mit Thürmen, Zinnen und steilen Mauern drohende Burg, zu der schmale Pfade, enge Thore mühsam den Weg bahnten. Hier sah er in der Ebene ein altes, aber in seiner Art prächtiges Gebäude vor sich, massiv aus rothem Sandstein errichtet. Die durch den Wald gehauene Straße führte schnurgerade darauf zu. Ein breiter Graben, eine unbedeutend hohe Mauer mit Schießscharten hinter demselben, lief rund um das Schloß. Eine Zugbrücke in gutem Stande führte zwischen zwei, zur Zeit nur von einem alten Thorwärtel bewohnten Wachhäusern in den weiten Hof, der, häufig mit Gras bewachsen, keinen starken gesellschaftlichen Verkehr ahnen ließ. Die ganze Breite desselben nahm das geräumige, in gothischem Styl geformte Hauptgebäude ein, an das sich zwei Seitenflügel lehnten, die augenscheinlich in weit neuerer Zeit und anderm Geschmacke erbaut worden waren. Kühle Gänge, von seltsam nach der Weise der Moresken gebildeten Pfeilern getragen, machten das Erdgeschos dieser Flügel aus, und boten durch ihre breiten, oben in stumpfen, mit Schnörkeln verzierten, Spitzen auslaufenden Fensteröffnungen eine melancholische Aussicht über den schilfreichen Wassergraben in den waldigen Grund. Ein großes Thor führte

in das Mittelgebäude. Streng und finster stand dieser Haupttheil des Schlosses da. Die unzähligen Fenster in allen Gestalten starrten wie lauernde Augen in den Hof. Ein gothisches Thürmchen, in der Mitte des bunten und glänzenden Ziegeldachs, stieg schwarz und traurig über das Gebäude empor, und der heisere Klang der Abendglocke bewillkommte gerade die anlangenden Reisenden. — „Muth! Verstellung, die Probezeit beginnt!“ flüsterte Dee seinem Zögling zu, als sie von den Säulen stiegen. Archimbald, schon auf seine Rolle gefaßt, nickte stumm mit dem Kopfe, und sandte seinen scharfen Blick nach allen Fenstern, um zu erspähen, ob er nicht Sabinen in einem derselben wahrnehme. Keine Spur von einem lebenden Wesen. Ein eisgraues Männchen trat ihnen in der Vorhalle entgegen, und stellte sich ihnen als der Haushofmeister des Schlosses vor. „Willkommen, Nepomuk!“ sprach der Doctor in ernstem, abgemessenem Tone, den er auch im Uebrigen streng beibehielt, so lange er auf dem Schlosse war. . . . „willkommen, mein Bruder im Herrn!“ — Demüthig neigte sich der Haushofmeister, küßte dem Doctor den Mantelsaum und versetzte mit gezwungen leiser Stimme: „Der Herr segne Euern Eingang, würdigster Herr und Doctor. Mit was kann der geringste Euerer Knechte Euch dienen?“

„Melde mich bei der gnädigsten Fürstin,“ sprach Dee wie oben, „und frage an: „ob mir's vergönnt seyn könnte, noch heute meinen Pflegesohn ihr vorzustellen und mich ihrer Gunst zu empfehlen, indem ich Willens sey, morgen mit dem Frühesten meinen Stab weiter fortzusetzen.“

„Ich weiß nicht, ob die Betstunde schon vorüber,“ flüsterte Nepomuk.

„Sie wird wohl vorüber seyn,“ erwiderte der Doctor nachdrücklich und ließ eine Silbermünze in die Hand des Meldenden fallen.

„Was macht Ihr? was denkt Ihr?“ fragte dieser, erschrocken thugend. „Ihr glaubt doch nicht etwa, daß ich des Lohns bedarf, um meine Pflicht zu thun?“

„Behüte der Himmel,“ sprach Dee mit Salbung. „Du bist ein frommer Knecht. Das Silber aber ist für die Armen.“

„Nun wohl denn,“ versetzte Nepomuk mit süßlichem Tone . . . „für die liebe Armuth“ — ließ das Geldstück in die weite Tasche seiner Pomphosen, die er wohl für die Armenbüchse ansehen mochte, hinabgleiten, führte die Beiden geschäftig eine Treppe hinauf, öffnete einen kleinen Saal, in den er sie einzutreten bat, und entfernte sich auf leisen Socken, wie eine diebische Kage vom Herde.

„Vor dem Schuft nimm Dich in Acht,“ raunte Dee dem Jüngling in die Ohren. „Er ist aus der Gemeinde der mährischen Brüder und ein Erzheuchler. Die Fürstin allein ist blind gegen seine Falschheit, und hält ihn für ein Tugendmuster, weil sie, schwärmerisch gestimmt, selbst zu den Stillen sich hinneigt, so sehr der Prediger des Dorfs, der täglich auf dem Schlosse ist, in seinem rohen Eifer dawider hadert. Du wirst überhaupt wohl thun, so lange Du hier bist, Protestant zu scheinen, um verdrießlichen Händeln auszuweichen. Mache die Gebräuche mit; von dem Mitbeten oder Singen befreit Dich ohnedieß Deine Stummheit. Uebe Dich fleißig in dieser letztern, und lerne den Tafel- und Zimmerdienst genau. Denn über's Jahr, so Gott will, trittst Du in die Dienste einer weit vornehmern Person, wo Du diese Bagengewandtheit nothwendig brauchen und in der hier geübten Stummheit beharren wirst, bis ich Dir sagen werde: Rede jetzt, und rede so und so. Verstanden?“

Archimbald nickte, und versprach sich auch, Wort zu halten. Nur gegen Sabinen, von der er aus Scheu und Mißtrauen vor dem Doctor gar nicht gesprochen hatte,

wollte er eine Ausnahme machen, die aber unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses ruhen müsse. Seiner guten Pflegerin traute er auch genug Liebe und Anhänglichkeit an seine Person zu, um überzeugt zu seyn, von ihr nicht verrathen zu werden.

Der Doctor hängt in der Geschwindigkeit noch einige Regeln des Anstandes an seine Rede, und Archimbald sah, mit Zuversicht auf seine Geschicklichkeit, der Rückkehr des Haushofmeisters entgegen. Sie erfolgte auch bald. Er meldete, die Fürstin habe ihre Andacht geendet und erwarte die Fremden auf ihrem Arbeitszimmer. Sie folgten dem Führer durch eine Reihe von Gemächern zu der Gebieterin. Die halbe Flügelthüre öffnete sich, und sie standen vor ihr. Archimbald stutzte. Er hatte sich gefaßt gemacht, einer einzigen, überdieß ältlichen Frau vorgestellt zu werden, und plötzlich befand er sich hier vor fünf weiblichen Gesichtern. Noch nie hatte er so Vielen Stand halten müssen; und ängstlicher hämmerte es in seiner Brust, als er, trotz seiner Verlegenheit, bemerken mußte, daß viere von den fünf noch die Blüthe der Jugend und der Reize auf ihren Wangen trugen. In der Mitte des mit gewirkten Tapeten bekleideten Gemachs, an einem runden, auf einem vergoldeten Greif ruhenden Tische, von welchem in zwei silbernen Armleuchtern sechs Wachskerzen flimmerten, saß im geräumigen Lehnstuhle die Fürstin, eine ansehnliche Frau von vierzig Jahren, mit Spuren großer Schönheit. Sie trug ein braunes Gewand, mit schwarzechatunen Knöpfen an Leib und Ärmeln geziert. Eine breite, goldene Agraffe hielt den tief auf die Füße fallenden Sammtgürtel um den Leib zusammen. Ein schmaler Spitzenkragen lag fest an dem wohlgeformten Halse; die Haare verberg gänzlich die feine weiße Haube, von der ein dünner, zwei Finger breiter Schleierbesatz auf die hohe Stirne herab fiel, sie mit einem leichten Nebel

umgebend und einen anziehenden Schatten auf das bleiche, kummererfahr'ne Antlitz werfend. Die Fürstin war mit der Stickerei eines Kanzeltuchs beschäftigt. Ihre Tochter, die reizende Ludmille, ihre Helferin bei der mühsamen Arbeit, saß neben ihr auf einem gepolsterten Sitze ohne Lehne. Eine reine, fromme, überirdisch zarte Jungfrau, wie die Fürsten der italienischen Schule im goldenen Zeitalter der Kunst, von dem Goti in ihrem Busen begeistert, mit allgewaltigem Pinsel die Himmelskönigin auf Leinwand, Holz und Kupfer zauberten und in ihrem Bilde das Ideal himmlischer Schönheit aufstellen. Ein einfaches Nachtkleid verhüllte ihre schlanke Gestalt; in kunstlosen Locken floß ihr blaßgoldenes Haar über den edeln Nacken. Die frischen, blauen Augen hoben sich wie Sterne gegen die Eintretenden, und sanken im selben Augenblicke wieder züchtig auf ihre Arbeit, die ihre flinken, roßigen Finger eifrig betrieben. Im Halbkreise aber, vor den beiden sitzenden Frauen, theils knieend, theils auf den Versen kauern, stellten sich noch drei liebliche Gehülfsinnen dem Auge des überraschten Jünglings dar Dienerinnen ohne Zweifel; denn sie boten den arbeitenden Herrinnen Nadeln, farbige Wolle, Gold- und Silberfaden und jedes zur Arbeit gehörige Werkzeug demüthig an, während sie selbst keine Hand an das Werk legten, und es kaum wagten, mit scheuer Hand das Tuch zu drehen und zu wenden, je nach dem es erforderlich war. Die fremde Tracht aber, in die sie gekleidet waren, zog unwiderstehlich den Blick des kältesten Beobachters auf sich. Die langen weiten Gewänder, aus buntfarbigem Seidenstoffe, mit Gold- und Silberblumen durchwebt, gefertigt; die losen Gürtel mit glänzenden Knöpfen, Hasen und Schlössern geziert; die auf abenteuerliche Weise um den Kopf geschlungenen bunten Tücher, unter welchen das Haar in langen dunkeln Flechten über den vollen Hals und Busen fiel — mach-

ten einen lebhaften Eindruck auf Archimbald, der in seinem Leben solche Gewänder nicht gesehen hatte. Nicht weniger fremdartig waren ihm auch die Züge der Dienerinnen; das gelbliche volle Antlitz, die dunkeln Braunen, die glühend schwarzen, lang gespaltenen Augen, die wohlgeformte Nase, der kleine Mund mit schwellenden Purpurlippen, die im Lächeln eine Perlenreihe sehen ließen . . . die üppigen Formen des Körpers . . . Alles zusammen genommen bildete ein Ganzes, das nicht dem vaterländischen Boden anzugehören schien. Neugierig blickten die Sonderbaren zu den Fremdlingen auf, und — das Gegentheil von Ludmilla — verwandten sie keinen Blick von ihnen.

Der Doctor trat in das Gemach mit der Unbefangenheit eines Mannes, der auf seinem eigenen Boden einher schreitet; Archimbald mit der Blödigkeit eines, fern von der Frauenwelt erzogenen Jünglings. Die Fürstin erhob sich, den Doctor achtungsvoll begrüßend, von ihrem Stuhle, winkte dem Haushofmeister, dem Doctor einen Sitz zu reichen und sich zu entfernen; dann ließ sie sich mit einem leichten Kopfnicken gegen Archimbald nieder. Der Doctor bemächtigte sich seines Sessels ohne Umstände und begann das Gespräch, stellte der Fürstin seinen Jögling vor, bat, ihn in gnädiges Wohlwollen aufzunehmen und überreichte endlich Huberts Brief.

Als die Fürstin die wohlbekanntten Schriftzüge sah, stieg der Widerschein einer holden Erinnerung auf ihr Gesicht; sie warf einen forschenden Blick auf den Doctor, der aber durch seine gleichgültigen Züge nicht den fernsten Argwohn weckte, als wisse er um die nähern Verhältnisse des Briefstellers zu der Leserin. Schon nachdem sie die ersten Zeilen durchlaufen hatte, perlte ihr, von Archimbald nicht unbemerkt, eine Thräne im Auge. Sie zu verbergen, drehte sie sich rasch gegen das

Licht und las eifrig und aufmerksam weiter. Die Epistel war lange, und die Pause während ihrer Lesung ward für Archimbald zur Ewigkeit und martervollen Pein, da die drei Jofen nicht aufhörten, ihn mit ihren Blicken zu durchbohren. Bluth auf den Wangen, drehte er sich halb von ihnen weg und hatte das Uebel ärger gemacht: denn sein Blick ruhte nun auf Lubmillens Gestalt, die durch wunderbaren Reiz seine Brust entflamnte, und der regellosen Sehnsucht des Jünglings plötzlich ihr herrliches, aber um desto unerreichbareres Ziel anwies. Sein unstätes Auge suchte andere Ruhepunkte . . . es fiel auf den Doctor und schreckte schnell vor der Eiskälte dieses unschönen Antlitzes zurück . . . es schwebte umher an den Wänden, und verfolgte die im Kerzenschimmer wirr durcheinander fließenden riesigen Kriegergestalten, die, auf die Tapete gewirkt, auf ungeheuern Rossen tournirten, oder in einen Wald von Lanzen brachen, oder den Ritterschlag erhielten . . . Alles umsonst! Wider den Willen mußte er wie verzaubert und gebannt auf Lubmillen sehen, und zum ersten Male die wunderfüße Dual empfinden, die der ärmste Jüngling nicht gegen eine Königskrone hinwirft, und der Tugendhafte, Unverborbene zum mindesten Ein Mal im Leben fühlt . . . wohl nur ein einziges Mal. Er dankte dem Himmel, als endlich die Fürstin gelesen, den Brief zusammen gefaltet und ihr Auge mit dem Tüchlein getrocknet hatte; sie wendete sich zu dem Doctor. „Eine bessere Empfehlung für Euern Pflegling,“ sprach sie, „hättet Ihr mir nicht bringen können. Der Schreiber dieses Briefs — sie seufzte — ist mir aus frühern Zeiten genau bekannt. . . . Die Meinen schätzten sein Gemüth, sein Wissen. Ich habe schon lange Jahre nichts . . . nicht das Geringsste von ihm vernommen. Diese Nachricht macht mir Freude . . . obschon nicht ungetrübte; denn ich muß dar-

aus schließen, daß er seinem Glauben untreu, daß er katholisch geworden daß er sich sogar in ein Kloster begeben“

„Im römischen Glauben,“ versetzte der Doctor, „und in dem klösterlichen Stande fand er allein Ruhe für sein verwundetes Herz.“

„Hat er Euch seine Leiden vertraut?“ fragte die Fürstin neugierig und gespannt.

„Mit keiner Sylbe,“ erwiderte Dee gleichgültig: „denn er klagt nie. Aber meine gesunden Augen überzeugten mich, daß er viel gelitten haben müsse, daß er als Mönch den Seelenfrieden auf's Neue sich erringen werde.“

„Meint Ihr?“ fragte die Fürstin theilnehmend.

„Ich bin davon überzeugt,“ versetzte Dee wie oben.

„Durfte er aber in der Abtrünnigkeit von seiner Lehre sein Heil suchen?“ sprach die Fürstin etwas strenge.

„Warum nicht?“ entgegnete Dee. „Er vertauschte Form gegen Form; der Kern blieb derselbe, und der Zweck heiligt das Mittel. Frankreichs König gab der Welt darin ein großes Beispiel.“

Die Fürstin schüttelte, zweifelnd wie es schien, das Haupt. „Der Graf,“ begann sie dann: „empfiehlt mir den Jüngling auf das wärmste. Er war sein Lehrer. Er hat viel Geist und Verstand in dem stummen Knaben entdeckt, ihn gebildet, hat ihn durch die Kunst der Feder in Verbindung mit der Außenwelt gebracht, da sein unglückliches Gebrechen die Mittheilung sehr hindert und beschränkt. Erlaubt mir jedoch die einzige Frage: Hat man den Jüngling, der, wie Ihr mir bereits vertraut, von der lutherischen Mutter für ihren Glauben erzogen wurde . . . hat man ihn vielleicht im Kloster zum Uebertritt beschwagt?“

Der Doctor verneinte bestimmt. „Ihr fühlt,“ fuhr die Fürstin fort, „daß dieser Umstand unsere ganze Ab-“

rede aufheben müßte.“ — Der Doctor gab das zu, verneinte aber noch einmal, und rief Archimbald selbst auf, der, seiner erhaltenen Weisung zufolge, läugnend den Kopf schüttelte. Hierauf hieß ihn die Fürstin näher treten, betrachtete ihn, mit Wohlgefallen wie es den Anschein hatte, nahm ihn förmlich in ihren Dienst auf, reichte ihm die Hand zum Kusse und zog die Glocke. Der Haushofmeister trat ein. „Diesen jungen Menschen empfehle ich Guerer Obhut, Nepomuk,“ sprach die Fürstin. „Er lernt den Pagendienst in unserm Hause. Ihr werdet ihn daher in allem unterrichten und anstellen, was in diesen Dienst gehört, und ihm das, was in unserm kleinen Hauswesen nicht vorkommt, als ein gütiger Lehrer beibringen. Vergeßt nicht, daß Junker Archimbald von guter adeliger Herkunft ist und unverschuldet an einem Gebrechen leidet, das unsere Nachsicht und Geduld in Anspruch nimmt, bis wir die Zeichen, deren er sich bedient, um seine Gedanken auszudrücken, völlig verstehen gelernt haben. Weiset ihm sein Gemach an und den Ehrenplatz an Guerm Tische, denn er ist Edelmann und Euch im Stande weit zuvor, wenn Ihr gleich in der Ordnung des Hauswesens sein Vorgesetzter seyd.“

Nepomuk bückte sich unterthänig und öffnete die Thüre.

„Gute Nacht, Archimbald,“ redete die Fürstin den neuen Pagen an, „Ruht von der Reise, und bereitet Euch vor auf den Dienst, den Ihr morgen antreten werdet. Er ist nicht schwer. Von Guerer Aufmerksamkeit, Guerer Treue und Guern Sitten wird es abhängen, ob Ihr in diesem Hause bloß den Diener vorstellen wollt, oder etwas mehr.“

Sie entließ ihn. Der Doctor blieb zurück. Archimbald folgte dem Haushofmeister auf das für ihn bestimmte Gemach. Es war von den Wohnzimmern der

Fürstin zwar etwas entlegen, aber durch einen Glockenzug mit ihnen verbunden. Eine kleine reinliche Stube, mit der Aussicht in den Garten des Schlosses, der, hinter dem Hauptgebäude liegend, von nicht sehr beträchtlichem Umfange und im Hintergrund von der Brustwehr des Grabens begrenzt war. Ein Knecht schleppte Archimbalds Mantelsack in die Stube herauf. Der Haushofmeister fragte den Jüngling: ob er sich es heute Nacht an seinem Tische wolle gefallen lassen? Archimbald verneinte aber, gab durch Zeichen zu verstehen, daß er müde und schläfrig sey und der Ruhe bedürfe. Nepomuk ließ demzufolge seine Einladung ruhen, sandte ihm einen frischen Abendtrunk hinauf und ließ ihm eine gute Nacht in der neuen Behausung wünschen. Archimbald schloß die Thüre und warf sich in einen Sessel, um nach Herzenslust seine Lage zu überdenken. Sie war sonderbar . . . allein . . . dachte er an Ludmilla, so fand er sie schön, reizend . . . es konnte keine bessere geben. Wenn nur der verdamnte Zwang nicht gewesen wäre, der ihm unerbittlich den Mund schloß und die Zunge lähmte. Nun erst stand ihm sein Probejahr gleich einer riesenhaften Unternehmung drohend vor Augen. Hier galt es auf der Hut zu seyn. Was nuzte aber für jetzt die voreilige Furcht? . . . dachte er sich endlich. Der erste Schritt ist geschehen; die Lüge begonnen. Das Werk muß vollendet werden. Wenn mich nur Sabine nicht erkennt, sonst ist Alles verrathen! Wenn ich mich aber im Spiegel besehe . . . er stand wirklich wohlgefällig vor dem feinen . . . so möchte ich wohl daran zweifeln; denn ich bin nicht mehr der Knabe Archimbald; ich bin ein großer und — ich darf's wohl sagen — wohlgewachsener Jüngling geworden. Sie wird mich nicht kennen, und gerne schweigen, wenn ich mich ihr vertraut haben werde. Aber, wer jetzt reden dürfte, mit Ludmilla . . .

Er trat stinnend an das Fenster und öffnete es. Der Abend war still, aber dunkel und wolkenverbüllt; der Garten einsam und leer. Im fernen Graben plätscherten Frosch und Schlange; sonst nirgends ein Laut. Ueber die Brustwehr herüber schimmerten in friedlicher Klarheit die Lichter des Dorfs, bis eines nach dem andern verlösch, die Häusergruppen in den Schatten der Nacht zurückfielen und immer tiefere Ruhe eintrat in der Natur.

Da wurde dicht in Archimbalds Nähe ein fröhliches Leben rege. Die Töne einer Zither und einer kleinen Handpauke befeelten plötzlich die Dämmerung, der Klang fröhlicher Schellen tanzte dazwischen, bis sich mit der leiser werdenden Weise drei Stimmen vermählten, die ein romantisches Lied in fremder Sprache anstimmten. Bald athmeten sie die reinste Weiblichkeit in geordneten, getragenen Strophen, und langsamer und leiser murmelte die Zitherbegleitung, wirbelte die Trommel, während die Glöckchen, nur vom leisesten West berührt, erklangen bald schwellten sie rauschend in abenteuerlichem Wechsel zum wilden, unermüdeten Jubel- und Lustgesang, aus dem endlich mit raschem Schwung Stimmen und Begleitung in kriegerischer Weise übergingen und in der Lust verhallten. Archimbald war nur Ohr. Er hatte so selten den Zauber der Musik empfunden, daß die Kunst der Töne eine ganz neue für ihn war; ein fremder, aber lieber Gast. Er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, selbst dann noch, als die verführerischen Dreiklänge schon geschwiegen hatten. Sehnsüchtig wünschte er die lieblichen zurück, und das Geschick, in seiner besten Laune, gewährte ihm mehr, als er verlangte. Denn der Genuß, der jetzt seinem Ohre sich aufthat und überraschend an sein Herz griff, war der höchste, den er je geahnt. Eine Harfe erklang in süß- und anmuthreicher Melodie. Die heilige Cäcilia, die Archimbald auf dem Zellenaltar seines Lehrers so oft mit Liebe betrachtet und verehrt

hatte . . . sie selbst schien die Saiten zu rühren, sie selbst schien in der engelgleichen Stimme, die voll und mächtig, gleich einer fliegenden Königin, in das Gewühl der Töne trat, das Lob des Ewigen zu verkünden. Denn die Saiten schienen bald nur zu lispeln, um ihre Gebieterin, die Herrscherin, dienend zu umspielen, wie die murmelnden Wellen des ruhigen Sees die Brust des fröhlichen Schwimmers — bald in gewissen Zwischenräumen aus dem schmeichelnden Geflüster in eine preisende Hymne aufzurauschen, bis mit einem Male die drei ersten Stimmen in heiliger Weise mit einstelen und das vierfach verzweigte Loblied majestätisch schloßen. Die verwehenden und fern hinaus zitternden Himmelslaute klangen wie Festglocken wider in Archimbalds Busen, und wiederholten unaufhörlich und nie zu oft das herrliche deutsche Lied, das seine trunkenen Sinne begeistert hatte, und vor dessen frommem Ausdruck der frühere Gesang mit seiner fremden Sprache und fremdartigen Weise weit zurück treten mußte. Wer kann die herrliche Sängerin seyn? fragte sich Archimbald unruhig. Wer anders, antwortete sein klopfendes Herz — wer anders, als Ludmille? Wer anders als sie, die Keine, die Fleckenlose, kann so die Saiten rühren — also die Stimme erheben! O gewiß, sie ist es; gewiß ist sie der gute Engel dieses Hauses, die Fürbitterin desselben bei dem Allmächtigen . . . möchte sie doch auch mein freundlicher Geist seyn, mit treuer Hand aus dem Labyrinth meines durch den Fluch des Schicksals verworrenen Lebens, mich, den Sehrenden, den Hoffenden, hervorleiten an das Licht, zu dem Glauben, der sie hienieden schon zur Seligen gemacht hat!

In der festen Ueberzeugung, daß Alles so sey, wie er sich es denke, warf sich Archimbald auf das Lager. Zwar hatte er noch keine Sylbe aus Ludmillens Munde vernommen . . . zwar hatte er noch nicht die geringste

Kunde von dem Werthe ihres Herzens . . . wußte nicht einmal zuverlässig, ob sie die Sängerin gewesen, die ihn so sehr entzückte; allein aus ihren zarten und gefühlvollen Zügen glaubte er mit vollem Rechte auf alles Obige schließen zu dürfen . . . und wer verzeiht nicht dem liebenden Jüngling sein rasches Urtheil! Vertrauen und Glaube sind ja die Begleiterinnen desselben, wenn er hinaus tritt auf die fremde Straße, die durch Welt und Leben führt. Sie sind es, die ihm mit gutmüthiger Täuschung die schwachen Augen blenden, damit er nicht bei dem ersten Schritte aus dem Vaterhause verschüchtert zurückkehre in dasselbe. Sie sind es, die ihm im freundlichen Händedruck den Freund, im liebevollen Blick die Geliebte, im biederem Wort den Redlichen ahnen lassen. Wohl dem, der, von seltenem Glücke begünstigt, rasch zugreifend, in der Täuschung die Wahrheit findet, und noch ferner Hand in Hand mit seinen Führerinnen gehen kann. . . . Wenn aber die Fandin der jugendlichen Phantasie, die raube Erfahrung mit schonungsloser Hand die täuschende Hülle von dem Erwählten streift und den Betrug mit Füßen tritt . . . dann verdorren schöne Keime in der jungen Menschenbrust. Der unerbittliche Reif hat die Blüthe berührt. Vertrauen zu seinen Brüdern, Glaube an ihre Würde . . . sie fliehen. Das Mißtrauen fettet sich an den Verlassenen. Durch seine scharfe, oft zu strenge Brille schauend, steht er nur Ungeheuer hinter der menschlichen Larve lauschen; flieht das Geschlecht oder tritt es verachtend mit Füßen. Des Lebens Feuergeist ist verflogen, die schale Reife bleibt zurück.

Zwölftes Kapitel.

Frau! schau! wem?

Altd. Sprichwort.

Archimbald erwachte ziemlich spät; der Haushofmeister überbrachte ihm ein versiegeltes Schreiben des Doctors. Dee hatte nämlich für gut befunden, auf das Schnellste abzureisen und seinem Bögling seine übrigen Verhaltensbefehle schriftlich zu hinterlassen. Der Page überlas sie flüchtig, fand unter Vielem schon zwanzigmal Wiedergekauenes, wenig Neues und warf sich in die Kleider. Nach der Morgensuppe führte ihn Nepomuk in das Vorzimmer der Fürstin, seinen Dienst anzutreten. Hier schlenderte er nun auf und ab, haschte Fliegen von den Wänden, starrte durch's Fenster in den Hof und wartete sehnsuchtsvoll auf den Augenblick, in dem ihm die Sonne dieses Schlosses aufgehen würde. Allein er harrte lange vergebens. Gegen die eilfte Stunde endlich öffneten sich die Gemächer, und eine von den drei unbekanntem Zofen trat heraus. „Die gnädige Frau will ausfahren,“ sprach sie mit fremder Betonung, aber ziemlich geläufig: „und der Junker soll sie zu Pferde begleiten.“ — Archimbald nickte gehorsam, und eilte, den Haushofmeister durch Zeichen von dem Befehle zu benachrichtigen. Nepomuk verstand wohl, was er verstehen wollte, und in einigen Minuten stand der geräumige, offene, mit goldenen Leisten und dem großen, in erhabener Arbeit geschnitzten und in all' seinen Farben

glänzenden Wappen geschmückte Wagen vor dem Portal. Er war mit feinem braunen Leder ausgeschlagen, in welchem die Messingnägeln, mit denen es befestigt war, die zierlichsten Figuren bildeten. Große hauschige Rissen von grünem Blüsch blähten sich auf dem breiten Rückstze. Der schmale Vorderstz war ohne Auszeichnung. Aber auf goldenen, ziemlich weit vom Vordertheil des Wagens gegen vorne ausgeschweiften Zierrathen prangte ein prächtiger Busch von Straußen- und Reitherfedern in den Farben des fürstlichen Hauses, und verkündete, hoffärtig im Winde flatternd, den Reichthum und Geschmack der Bestzerin. Vier schön gebaute Kappen in blauem, mit goldenen Buckeln besetzten Riemenzeuge stampften vor dem Wagen schnaubend den Boden, und konnten mit Mühe von ihrem Lenker, der in reicher Liverei im Sattel saß, in Ruhe gehalten werden. Archimbald, der Weisung Nepomuks zufolge, flog zum Gemach der Fürstin, die so eben aus der Thüre trat, von Ludmillen und der vorhin bemeldten Zofe begleitet; er bot ihr den Arm, um den ein feines weißes Messeltuch geschlungen war; sie stützte sich gnädig darauf und ließ sich also die breite Treppe hinunterleiten. Archimbald hob sie demüthig in den Wagen; kaum wagte er es, Ludmillens Arm zu berühren, welche erröthend nachfolgte und sich neben die Mutter schmiegte. Die Zofe schwang sich schnell über den niedern Wagentritt und nahm den schmalen Vorderstz ein. Der Page, dem Nepomuk in Eile eine in den Hausfarben gewebte und mit Troddeln besetzte Schärpe über die Achsel warf, bestieg den Falben, der für ihn bestimmt war, und folgte dienstfertig und schnell dem dahineilenden Wagen. Ueber die donnernde Zugbrücke ging es, längs dem Graben hin, in gestrecktem Laufe bis an das Dorf. Hier ließ die Fürstin die Pferde langsamer gehen, weil Jung und Alt, Kinder und Greise der Gebieterin in den Weg strömten.

zu grüßen, zu jubeln, zu danken! Es war ein schöner Anblick; und die Güte, . . . die, man möchte sagen demüthige, Guld, mit der die Wohlthäterin den Ausbruch der Empfindungen ihrer dankbaren Kinder aufnahm, war kostbarer als ihre Geschenke selbst. Auch heute hatte ihre Freigebigkeit sie nicht verlassen. Sie reichte dem Bagen einen Beutel mit Scheidemünze, um sie unter das Volk auszutheilen, während sie gnädig, wie die Gottheit selbst, die Bittenden anhörte, die Weinenden tröstete, die Verzagenden ermunterte, die Fleißigen belobte. Schritt für Schritt fuhr sie weiter, als ein unangenehmer Vorfall sie aufhielt. Denn auf den Stufen vor dem Pfarrhause stand der Prediger des Orts, ein handfester, starkknochiger Mann, dem ein finsterner Geist aus den tiefliegenden Augen, aus dem ganzen braunen Angesichte leuchtete. Er nickte kaum nachlässig bei dem achtungsvollen Gruße, der ihm von den Vorbeifahrenden wurde, rückte die Sammetmütze trotzig in die Stirne und rief: „Gott schenke Euch einen guten Tag, gnädige Frau! und wolle Euch Vergebung Eures sündigen Hochmuths angeheihen lassen. Da fahrt Ihr nun wieder hin wie eine andere Isabelle, in goldenem Wagen und Prunk und Hoffahrt, während Ihr gar wohl einhergehen solltet auf Euern Füßen, demüthig vor Gott und den Gerechten — ein Beispiel zu geben in Israel. Ihr laffet Euch geleiten von geleckten und geschniegelten Dienern auf stolzen Rossen, während doch unser geliebter Herr und Heiland nur auf einem schlechten Eslein ingeritten ist in Jerusalem. Der Teufel der Eitelkeit hat Euch be-
 fessen, daß Ihr einherzieht wie eine Königin von Saba und Geld auswerfen laßt unter das Volk vor dem Volke. Denn es steht geschrieben: laffet die linke Hand nicht wissen, was die Rechte thut; das heißt, angewendet auf Euch: gehet hin still und züchtig, und suchet die Demuth auf in den Hütten und nicht auf der Landstraße;

suchet sie auf in den Wohnungen der würdigen Diener Gottes, die für das reine Evangelium, das sie predigen, von ihren Jüngern nur armselig gespeiset und getränkt werden, und in gläubiger Zuversicht harren müssen, bis sie der himmlische Vater wieder neu kleidet, wie die Lilien auf dem Felde. Gehet hin und suchet endlich die Armuth auf in den Kerker und scheußlichen Löchern, in welchen die Anhänger des Glaubens gefangen gehalten werden von der Rotte des babylonischen Rebweibes. Thut Eure Wohlthaten still und heimlich, auf daß Ihr entgehet dem Pfuhle der Finsterniß und gewinnet das ewige Zion; denn wenn Ihr fortfahret, dieselben hinauszuschreien in die Welt, so handelt Ihr ruchlos, verdammlich, gottlos, katholisch! Amen."

Archimbald, im Innersten empört von der Nothheit des sehr unwürdigen Dieners Gottes, zuckte mit der Reitpeitsche; allein verwundert ließ er den Arm ruhen, als er sah, daß die Fürstin schnell aus dem Wagen stieg, sammt ihren Begleiterinnen sich mit niedergeschlagenen Augen dem Pfarrherrn näherte und halb leise vor Scham zu ihm redete: „Verzeiht, ehrwürdiger Herr,“ sprach sie sanft und geduldig zu ihm, der sich nicht von seinem Standpunkte wegrührte: „verzeiht! es ist nicht sündiger Hochmuth, der mich Leseelt. Ich fahre meinem Sohne entgegen, der heute Mittag von Prag eintreffen soll, um seine Ferienzeit auf dem Schlosse zuzubringen. Die Freude, die mein Mutterherz empfindet, den Erstgeborenen wieder zu umfassen nach jahrelanger Trennung . . . sie allein hat mich bewogen, meinen lieben Unterthanen öffentlich ein Scherflein meiner Liebe abzutragen. Ihr wißt, daß ich es sonst gewöhnt bin, die Leidenden im Stillen aufzusuchen, und wenn Ihr selbst an etwas Mangel haben solltet, so beliebt, mir anzuzeigen, worin ich demselben abhelfen kann.“

Der Pfarrherr nahm das Käpplein ab und erwiederte

weit gemäßigter: „Wenn dem also ist, verehrteste und allergnädigste Frau, so vergebe ich Euch von Herzen im Namen Gottes. Doch möchte ich Euch, um der Leute willen, bitten, nicht zu glauben, als ob ich aus strafbarem Eigennutz also in die Bosaune gestoßen hätte. Zwar ist mein Dach sehr haufällig, und der Regen dringt bis in meine Schlafkammer, ohne daß ich die Mittel besitze, diesem Uebelstande abzuhelpfen. Zwar sind meine Schuhe ob den vielen Wanderungen im Weinberge des Herrn arg zugerichtet, wie ein einziger Blick wohl bestätigen mag — zwar ist mein Keller und mein Speicher schlecht gefüllt, weil meine Zuhörer und Beichtkinder zu glauben scheinen, die Verkündiger des Wortes Gottes könnten von Luft und Wasser leben . . . allein Eigennutz ist mir dennoch gänzlich fremd. Ich rede bloß von den Leiden meiner Nebenmenschen; mag ich immerhin in der Fluth herum waten, die aus den Fenstern des Himmels in meine Schlafkammer träufelt; mag ich doch barfuß auf Kieseln und Dornen gehen; mag ich auch mit Kräutern und Schlamm, wie ein Fröschlein, meines Magens Bedürfnisse stillen.“

„Das sollt Ihr nicht!“ versetzte die Fürstin. „Mein Haushofmeister soll sorgen, daß keines von dem allem geschehe.“

„Ihr werdet recht thun,“ sprach der Pfarrer, wieder seine Kappe aufsetzend. „Erwartet von mir keinen Dank, sondern von dem ewigen Vergelter ein ruhiges Gewissen. Denn die Pflichten gegen ihn und seine Kirche sind immer die ersten. Zieht hin in Frieden und Gott lasse Euch Euern Sohn wieder finden, gebildet nach seinem Herzen.“

„Ich danke Euch, würdiger Herr!“ sprach die Fürstin gerührt. „Lebt wohl!“

„Es wäre mir ungemein lieb,“ fuhr der Pfarrer fort, die Kappe wieder abnehmend . . . „wenn ich das junge Herrlein gleich bei seiner Ankunft empfangen und meine unterthänigste Ehrfurcht“ . . .

„Ihr werdet mir an der Tafel willkommen seyn!“ erwiderte die Fürstin, die ihn verstand.

„Das habe ich erwartet!“ sprach der Pfarrer fast grob, und schob sich wieder die Kappe auf's Haupt, wünschte der Fürstin mit halbem Bückling eine glückliche Fahrt und kehrte in's Haus zurück.

Dieses Ereigniß mußte zu den gewöhnlichen gehören; denn weder die Fürstin noch Ludmille nahmen im Weiterfahren Rücksicht darauf. Die Jose allein lächelte vor sich hin und sprach nach einer Weile:

„Als mein Vater, der Pascha von Bosnien, in Kroatien einbrach, um den räuberischen Uskoken in Zengg die Ruthe zu geben, und in gewohnter Pracht auf dem stattlich geschmückten Sengste seinen Heerhaufen musterte, da trat ihn auch ein Mollah an und schalt ihn wegen seines Brunks, den er in einem Augenblicke entfaltete, in dem das Heer mit Hunger und Noth kämpfte. Mein Vater hieß ihn gelassen schweigen. Statt dessen wurde der Mollah nur noch ungeberdiger und drohte ihm mit der Rache des Propheten. Darauf ergrimmete mein Vater, und ließ den unberufenen Eiferer auf die Fußsohlen peitschen, bis er genug hatte. Er war später nie so übermüthig mehr, und mein Vater war im ganzen Feldzuge glücklich, bis vor Sissef“ . . . hier schwieg das Mädchen, plötzlich verdüstert.

„Was soll das Ganze heißen?“ fragte die Fürstin streng. „Errathe ich, was Du meinst, so lasse Dich einen zweiten Versuch nicht gelüsten. Ich dulde es nicht, daß Du die Diener des wahren Glaubens mit Cuern heidnischen Gözenpriestern in eine Reihe stellst. Während Deine ältere Schwester Zenide die Unterwürfigkeit selbst ist, die mittlere, die gute Mermes, sich in ihrer Behaglichkeit um nichts kümmert, als um ihre Pflicht, bist Du, die jüngste, immer vorlaut und absprechend über das, was Dir nicht zu Sinne geht. Leila! Leila! vergiß nicht, daß Du Sklavin durch das Recht des Krieges bist, daß Du nur dem

Mitleid und einem seltsamen Einfall meines Gemahls die sorglose bequeme Lage verdankst, in der Du Dich mit Deinen Schwestern gegenwärtig befindest."

"Ich vergesse es nicht," versetzte Leila, etwas leidenschaftlich. „Als die Belagerung von Sissef aufgehoben war und sich mein Vater zurückzog über die Kulp, dem ungeachtet aber von dem kaiserlichen Heere ereilt und wüthend angegriffen wurde, entstand ein fürchterliches Gemetzel. Wir arme Mädchen, in Sänften sitzend, wurden zurück gebracht; allein zu spät. Trotz der wüthenden Vertheidigung unserer Wache wurden wir gefangen. Wir waren verloren, wenn nicht der edle Fürst sich Bahn gemacht und uns aus den Händen der trunkenen Soldaten gerettet hätte. Ihm verdanken wir Alles, Alles ihm und Euerer Güte. Wir werden Euch nicht mit Undank lohnen. Zürnt mir aber nicht, wenn noch hier und da meine Rede an mein Vaterland erinnert, daß ich ja erst seit wenigen Jahren verlassen habe."

"Türkinnen also!" dachte der aufmerksam lauschende Archimbold, während die Fürstin, ihre Strenge wieder gut machend, Leila's Wangen streichelte. Er betrachtete die heidnische Schönheit näher, und fand, daß sie die zarteste und lieblichste ihrer Schwestern war; denn den Worten der Fürstin und seiner Erinnerung vom gestrigen Abend zufolge, hatte sein heller Blick bald die Schwestern unterschieden. Die große, üppige Gestalt, mit der bräunern Gesichtsfarbe, dem stolzen und lockenden Blick war unstreitig Zenide; die weißeste von den Dreien, mit der beständig lächelnden Miene, dem ruhigen Auge, den allzureichlich gesegneten Formen war die behagliche Nermes, . . . die schönste unter ihnen, wie die lebendigste, war Leila. Ihr feuchtes Gazellenauge glänzte in schwärmerischem Feuer, die dunkle Farbe war von sanftem Roth auf Wangen und Kinn gelichtet; unter dem glänzenden Schwarz der Flechten schien der gelbliche Nacken

weiß; die frische Gluth der Kirsche lachte von ihren vollen Lippen; ein sehnsüchtiges Leben hob den vollen Busen. Mit gierigem Auge verschlang Archimbald die beiden hohen Schönheiten, die sich gegenüber saßen, Ludmille trug in seiner Brust den Sieg davon. Leila schien für die Liebe geschaffen, Ludmille einer abgöttischen Verehrung werth. Verlangende Seufzer entwandten sich der Brust des Vergleichenden, der mit dem Schicksale grollte, das ihn im Staube hatte werden lassen: da wirbelte dichter Staub von der fernen Anhöhe auf. „Er kommt! das ist er!“ rief die Fürstin und hob sich neugierig im Wagen empor. Ludmille klatschte freudig in die Hände. Der armen Leila hing eine Thräne an der Wimper. Sie gedachte ihres Bruders in der allzu fernen Heimath. Archimbald stellte sich aufrecht im Steigbügel, und erkannte im Näherreiten einen Tropf Reiter, die in vollem Galopp gegen den Wagen sprenghen. Der Prinz war an ihrer Spitze. In einem Nu war er am Schlage, mit einem Sprung zur Erde und in seiner Mutter Armen. Vor Freude weinend, lag sie an seiner Brust. Er umschlang sie mit dem rechten, Ludmille mit dem linken Arm. Im weiten Kreise standen die übrigen Reiter — Schulfreunde des Prinzen, die ihn begleitet hatten, einige lustige Lagen auf Worosdar zu verleben — um die schöne Gruppe her. Wort um Wort, Kuß um Kuß flog von Munde zu Munde unter den Fröhlichen; und Archimbald wandte, weil der Prinz in brüderlicher Inbrunst nicht aufhören konnte, die wunderschöne Schwester zu Herzen, eifersüchtig den Blick hinweg, als er mit einem Male betroffen bemerken mußte, daß Leila's Auge, dem Lustgetümmel um sie her fremd geblieben, mit stiller Freundlichkeit an seinem Antlitz hing, und nur dann die Wimper schnell und erröthend senkte, als sein rasches Umschauen sie auf der That ertappt hatte. Archimbald stuzte befremdet, als er von der Für-

stin den Befehl erhielt, voraus zu eilen und dem Haushofmeister zu bedeuten, der Prinz sey angekommen, und die Tafel auf zahlreiche Gäste zu rüsten. Dieser Auftrag war ihm willkommen; denn so gerne seine geschmeichelte Eitelkeit noch einmal die liebliche Leila durch einen Seitenblick überrascht hätte, so ungerne wäre er ferner Zeuge der brüderlichen Bärtlichkeit gegen eine Jungfrau gewesen, die er selbst kaum mit schüchterner Demuth anzuschauen vermochte. Er flog rasch wie ein Pfell auf seinem Falben dahin, ritt in eifriger Dienstfertigkeit beinahe den Pfarrherrn über den Hausen, der sich auf den Weg nach dem Schlosse gemacht hatte, zuckte bei dem Bornausbruche des Erschrockten mitleidig die Achseln, und kam, von Staub bedeckt, bei Nepomuk an. Schnell wußte er ihm seinen Auftrag begreiflich zu machen, und ging mit ihm nach der Küche, um mit einer gerösteten Brodschnitte und einem Glase Malvaster die auf dem Gilritte verschwundenen Kräfte zu ersetzen; im Grunde aber, um Sabinen zu suchen, die er im Schlosse noch nicht gesehen hatte. Sein Gang war aber unnütz. Sabine war auch hier nicht zu finden; unter all den fremden, trozigen Gesichtern der Mägde ihr treues und frommes Antlitz nicht. Er setzte sich an den Anrichtetisch, verzehrte sein Brod, trank seinen Wein, und horchte auf das Gespräch der Dirnen am Herde, die es nicht genug beklagen konnten, daß es dem lieben Gott gefallen habe, einen so artigen Junker völlig stumm zu machen, und auf die halblauten Anordnungen Nepomuks, der gar zu gerne in Küche, Schloß und Stall die bedeutsame Stille eingeführt hätte, die von Anbeginn das Thun und Lassen der mährischen Brüder bezeichnet hat. „Um des himmlischen Lammes willen!“ jammerte er in seiner Weise: „ihr laßt mir den Auerhahn zu Pulver verbrennen! Das unnütze Volk hat keinen Begriff von solchen Braten. Ignaz!“ rief er einem andern Koche zu: mehr

Saffran an die Brühe; sie muß goldgelb werden! Tum-
 melt euch, ihr faulen Brüder und Schwestern! Wo
 steckt der Christoph? Er soll im hohen Saale decken.
 Es sind fünfzehn Gäste mehr, als wir gerechnet. Um
 des Erlösers rosenfarbenen Blutes willen, eilt! laßt nicht
 die Flügel hängen!" — Der Jäger trat, mit Wildpret
 beladen, der Fischer mit Krebsen und Hechten, die Back-
 frau mit einem Korbe voll Brod herein. Meister Ne-
 pomuk untersuchte Alles, mäkelte an Allem, nahm am
 Ende Alles. „Das Wildpret an den Spieß, die Fische
 in die Pfanne, das Brod auf den Tisch!" rief er vor
 Ungeduld trippelnd. „Nur schnell, flink und hurtig.
 Die gnädigste Herrschaft wird gleich hier sehn, wird nicht
 lange warten wollen. Der gnädige Prinz wird mit
 hungrigem Magen einreiten, und seinen liebwürthesten
 Freunden wird es auch nicht daran fehlen. Elias! gib
 genaue Acht auf die Weinsuppe! Um unserer Sünde
 willen! wenn die erste Speise nichts taugt, dann ist es
 aus. Herr, gehe nicht mit uns in's Gericht! Unser
 gnädigster Prinz ist ein Studiosus und kömmt von der
 hohen Schule. Die Herren sind alle kurzweg, sackeln
 nicht lange und wenn das Traktament schlecht ausfällt,
 traktiren sie mit der Speitsche. Christoph! da sind die
 Kellerschlüssel, da der Schlüssel zum Schrank, in dem die
 Becher stehen. Oesterreicher, Ungar und Spanischer wer-
 den aufgesetzt. Nehmt die Pokale, die zur heiligen Taufe
 unsers vielgeliebten Prinzen verfertigt worden sind; und
 ihm selbst, der obenan sitzen wird, stellt den großen
 Lummler hin . . . den mit der Krone und dem Bildnisse
 des höchst seligen Kaisers Caroli des Fünften und seinem
 Wahlspruch: Plus ultra! Ein ächt kaiserlicher und eines
 Bechers würdiger Wahlspruch! Wer aber, ich spreche
 von uns gemeinen Leuten, die ewige Krone erlangen will,
 der trinkt Wasser und keinen Wein; verstanden, ihr Trun-

fenbolde? Kastei't euern Leib, damit die Sünde von Euch fahre, weit hinweg zu dem Boß Hazazel in die Wüste."

„Meister Nepomuk!“ schrie eine Magd zur Thüre herein: „Meister Nepomuk! der durchlauchtige Herr schlägt alle Fenster ein!“

„Herr meines Lebens!“ fuhr Nepomuk zusammen. „Habt ihr denn alle die Mittagsglocke überhört! Der durchlauchtige Herr geruht, wieder ungeduldig zu werden. Christoph! sündiger Christoph! wo steckt denn der Gottlose?“

„Ihr habt ihn ja in den Saal geschickt!“ rief ihm ein Koch zu.

„Recht, recht,“ versetzte Nepomuk verbutzt, riß einen Schrank auf, und nahm ein damastenes Tafeltuch, ein zierlich geschnitztes Aufstellbret, silberne Teller und Eßzeug heraus. „Da,“ sprach er, indem er Alles dem aufhorchenden Archimbald in die Arme legte: „da, lieber Junker! Erzeigt mir nur dieß Mal die Liebe und die Güte, mit mir zu gehen. Es soll nie wieder geschehen; aber der gottlose Christoph . . . und meine Verwirrung . . . Elias, die Speisen für den gnädigsten Herrn . . . man ist es das ganze Jahr hindurch nicht gewohnt, Gäste zu sehen, und dann kömmt so etwas . . . soll's der starke und fromme Gott wissen, wie ein Gewitter über unsern Hals. Geschwinde, Elias! die Schüsseln auf die Kredenzplatte . . . nimm die große mit den heiligen drei Königen und ihrem Stern . . . so; gieb . . . und nun, Junker, folgt mir!“

Nepomuk nahm geschäftig den Kredenzsteller, auf dessen geräumiger Fläche mehrere Speisen in silbernen Gefäßen angerichtet standen, in die Hände, und eilte, so rasch es seine kurzen Beine vermochten, vor Archimbald her, der mit seinem Eßgeräthe verwunderungsvoll nachschritt, ohne zu wissen, was dieß Alles wohl bedeuten möge. Bald waren sie im ersten Stocke angelangt und in der Nähe von der Fürstin Gemächern. „Ich muß

Wein mitnehmen," flüsterte Nepomuk, stellte seine Last auf das Fenstergesimse und flog in einen Seitengang. Während dem öffnete sich die Thüre des Vorgemachs der Fürstin behutsam. Zenide schaute heraus und nickte Archimbald freundlich zu. Lächelnd beantwortete er den Gruß.

„Schon zurück, schöner Itschoglan?" fragte sie mit gar wohlklingender Stimme, der das hart und mühsam ausgesprochene Deutsch einen gewissen Reiz verlieh.

Archimbald nickte abermals lächelnd der Suldin zu.

„Darum hab' ich Dich auch nicht unter dem Gefolge der Fürstin gesehen, die schon am Dorf vorüber ist und gleich hier sehn wird," fuhr Zenide fort und trat behutsam näher. „Ach!" sprach sie weiter, da sie die Speisen gewahrte ... „Du bedienst den gnädigen Herrn?"

Archimbald bejahte achselzuckend.

„Du bist stumm, Du Armer?" lispelte Zenide mit bemitleidendem Blicke: „ganz stumm? Das ist traurig; aber doch gut. So kannst Du nicht wieder sagen, was ich Dir sage."

Archimbald neigte lauschend das Ohr zu ihrem Munde.

Sie hob sich auf den Behen und flüsterte ihm zu: „Ich habe Dich lieb. Hast Du mich auch lieb?"

Der Jüngling, dem ein solches Geständniß zu überraschend war, als daß er nur mit dem leisesten Zeichen darauf hätte antworten können, trat verwundert und lächelnd zurück. Das holde Beichtkind floh aber wie ein Reh von ihm in die Gemächer der Gebieterin; denn Nepomuk kam mit einem prächtigen Krug unterm Arme zurück.

„Tragt mir auch das nach!" sprach er zum Bagen.

„Und nun kommt." — Im Gehen fragte er aber: „Rief nicht Jemand von Euch weg, als ich kam?" — Archimbald bejahte es. — „Gewiß eine von den Türfinnen?" fragte der Neugierige weiter: „nicht wahr? ich hab' mir's gedacht. Das heidnische Ungeziefer bindet mit

Jedem an, um hinter Alles zu kommen. Aber bei Euch laufen sie schön an, die Vorwitzigen. Ihr plaudert nichts aus, gelt? ha! ha! ha! Ihr seyd zum Herrendienst geboren.“ — Während dieser Rede waren sie in den zweiten Stock hinauf gestiegen und in den linken Flügel des Schlosses getreten. Der Gang, welchen Nepomuk einschlug, verrieth in allem, daß er nicht häufig besucht sey. Staub deckte den Boden, Spinnweben die graue Decke und die erblindeten Fenster. Alte zerrissene Bildnisse hingen an den Wänden, zu denen sich nur ein mattes Tageslicht den Weg bahnen konnte. Ein Paar offestehende Gemächer hatten dasselbe Ansehen; die Geräthschaften waren zerbrochen, die Fußdecken zerrissen; alles voll Staub und Unrath. Nun kamen die Beiden an eine von Außen mit einem Mahlschloße versehene Thüre. Nepomuk sperrte auf; es ergab sich aber nun, daß sie von Innen verschlossen war. Der Haushofmeister klopfte leise, dann stärker, und rief endlich durch's Schlüßelloch: „Durchlachtigster Herr! der unterthänigste Nepomuk ist's, der seinen Fehler wieder gut zu machen kömmt.“ — Nach einer kleinen Weile näherten sich gewichtige Schritte der Thüre, und langsam wurde sie geöffnet. Archimbald fuhr zurück, als er durch die halb offene plötzlich ein langes gelbes Gesicht blicken sah, mit grauem Schnauzbart und grauen überhängenden Augenbraunen, unter welchen große, aber verglaste blaue Augen hervorschimmerten. Ein alter, spitz zulaufender Filzhut mit zerrissener rother Feder an der Seite deckte den Kopf, über dessen Stirn lange graue Haare in wilder Unordnung fielen. „Kömmst Du einmal, langsamer Knecht?“ fuhr der Seltsame den Haushofmeister mit rauher Bassstimme an . . . „ich dachte schon, ich müßte den Palast in Brand stecken. Ottergezücht! ihr wollt mich verhungern lassen, oder ihr seyd thöricht genug, zu glauben, was im Volk herum getragen wird, nämlich: daß ich gefangen und toll sey. Nicht so?“

„Gnädigster Herr!“ entgegnete Nepomuk so süß als möglich: „wir glauben es nicht, und bitten in tiefster Demuth, Euch das Mitgebrachte schmecken zu lassen, wenn es gleich zu gering und zu erbärmlich für Euch ist.“

„Tritt ein!“ brummte der Gnädigste und machte ganz auf. Nepomuk schritt in das Gemach und Archimbald hinter ihm drein. Sie befanden sich in einem Vorsaal mit vergitterten Fenstern, deren Scheiben fast alle zertrümmert und in Scherben auf dem Boden umher lagen, welcher ebenfalls mit hohem Staub bedeckt war. Im Hintergrunde öffnete sich eine Reihe von Zimmern. Der Inhaber dieser Wohnung stand in Lebensgröße vor Archimbald. Seine Gestalt entsprach dem Gesichte vollkommen. Riesengroß, abgezehrt und vertrocknet sahen die Hände und bloßen Füße aus den weißwollenen Nachtkleidern heraus, wie die Glieder eines balsamirten Leichnams. Eine ächte Kette des goldenen Bliesordens schmückte das grobe Wamms, über welches nur ein schmaler Hemdenfragen heraus sah. Um den Leib war eine breite Degenkuppel geschnallt, an der eine lange spanische Klinge hing, die, nach dem übel zugerichteten Gefässe zu urtheilen, in die Scheide gerostet seyn mußte. Der Furchtbare warf einen durchdringenden Blick auf Archimbald und fragte: „Wer ist dieser Fremdling?“

„Es ist ein redlicher Portugiese,“ erwiderte Nepomuk und winkte dem staunenden Archimbald mit den Augen zu.

„Ein Portugiese?“ sprach der Erstere wieder. „Einer, der es redlich meint? Sey mir willkommen, wackerer Landsmann! Küsse Deinem König die Hand.“

Er hielt ihm die Rechte mit gnädigem Lächeln hin. Archimbald zögerte; allein der Haushofmeister flüsterte ihm zu: „Thut es immerhin und schämt Euch nicht. Es ist unser Fürst.“ — Der Bage gehorchte nun.

„Wie stehts in meinen Staaten?“ fuhr der Fürst fort. „Rehrt Ihr dahin zurück?“

Archimbald verneinte.

„Da habt Ihr so unrecht nicht,“ antwortete der Fürst mit Eifer. „Ein undankbares Volk verdient es nicht, daß man . . . wie? warum antwortet Ihr nicht?“

„Er ist stumm, durchlauchtigster Herr!“ fiel Nepomuk ein.

„Warum mengst Du Dich in's Gespräch?“ polterte der Fürst und zog die Stirne in Falten. „Er wird mir's schon selbst sagen, daß er stumm ist. Oder könnt Ihr vielleicht reden?“ fuhr er ferner fort, zu Archimbald gewendet: „wollt Ihr es vielleicht nur nicht?“

Dem vorgeblichen Stummen stieg das siedend heiße Blut in's Gesicht, als er aus dem Munde des Irren, der den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, die verfängliche Frage vernahm. Ein zweideutiges Lächeln war seine ganze Erwiederung.

„Recht!“ sagte hierauf der Fürst vertraulich zu ihm und blinzte pöflich mit dem einen Auge. „Der kluge Mann spricht, hört und steht nicht. Hätte ich das doch auch gethan! Ich hätte nicht Krone, Reich und Leben verloren. „Zwar,“ setzte er leise hinzu, „mit dem Leben ist es nur figürlich gemeint . . . das Herz schlägt, die Beine rühren sich, und mein Magen erinnert mich noch, daß ich Hunger habe.“ — Er drehte ohne Umstände dem Pagen den Rücken, und wandelte nach dem Gemach, in dem Nepomuk während dessen die Tafel gerüstet hatte; nun winkte er dem Begleiter, sich zu beurlauben. Archimbald verbeugte sich; der Fürst übersah ihn aber ganz, und rief, indem er sich zum Essen niederließ, dem abgehenden Haushofmeister zu: „Halte nur gut Wache, alter Knabe, daß sich kein Muhamedaner, am wenigsten ein Spanier, bei mir einschleiche. Leb' wohl!“ — Archimbald und Nepomuk verließen das Gemach, und der Letztere schloß sorgfältig zu. „Der arme Herr!“ klagte der Alte, als sie wieder hinunterstiegen. „Er bildet sich ein, der portugiesische König Don Sebastian zu seyn, der in

Afrika von den Mohren ertödtet oder gefangen worden ist; man weiß keines von beiden gewiß, weil sein Körper nicht gefunden wurde. Schon vor sechs bis sieben Jahren hatte der Herr kleine Anfälle von Geistesabwesenheit. Damals hat ihn die Pflege der gnädigen Fürstin und eines braven Weibes von Ulm in Schwaben, das die Fürstin von einer Reise, die sie in Erbschaftsachen an den Rhein gemacht, mit sich gebracht hatte . . . diese Pflege, sage ich, hat den guten Herrn recht hergestellt. Da kam der leidige Kriegsteufel wieder über ihn und er zog mit einem kaiserlichen Regiment nach Ungarn, wo er wie ein anderer Gideon unter den Ungläubigen gehaufet haben soll, bis ihn beim Sturm von Sabalka ein türkischer Pfeil im Kopf verwundete. Das unglückliche Gewehr wurde zwar herausgezogen und die Wunde ging zu; allein ein Splitter mag wohl zurückgeblieben seyn; denn seit der Zeit hat der gnädige Herr immer etwas überschnappen wollen und sich auch deswegen vom Heere nach Hause begeben. Allein der Zustand wurde immer ärger, und da er vollends die Nachricht bekam, man habe seinem Busenfreund, dem Grafen von Hardegg, zu Wien den Kopf abgeschlagen, weil er Raab an die Türken übergeben, so fing er an zu rasen, bis man ihn mit blutendem Herzen hier einsperren mußte, wo er sich verschlossen hält und verschlossen gehalten werden muß, weil seine Krankheit immer heftiger wird, und besonders gegen die Seinigen eine üble Wendung genommen hat. Doch steh da . . . die Herrschaften sind angelangt sammt den Gästen. Wir wollen also auch mit Gottes Segen das Mahl beginnen. Ihr, mein lieber Junker, verseht heut den Ehrendienst an der Tafel bei den drei hohen Personen; ich werde Euch, so wie ich Zeit habe, zur Hand gehen."

Der Fuchs schlich nach der Küche. Archimbald schlenberte nach dem Saale, um sich vor der Hand mit der Dertlichkeit bekannt zu machen und die Pflichten eines Tafeldieners im Stillen zu bedenken, um nicht in ihrer

Ausübung einen zu groben Fehler zu begehen. Mehrere von den Dienern des Schlosses gingen hin und her. Am Fenster stand der Pfarrer des Dorfs und trommelte ungeduldig an den Scheiben. Es mochte ihm wohl zu langsam mit dem Beginnen des Mahls zugehen. Von Zeit zu Zeit langte er seitwärts auf die Tafel und raubte dem Brodteller, der in seiner Nähe stand, ein Stückchen von seinem Inhalte. Als Archimbald aber eintrat, wurde der Prediger zornroth im Gesicht, ging auf den Jüngling zu und sprach: „Wie steht's, Gesell? habt heute wohl Euer Lüstchen an einem Diener der wahren evangelischen Kirche büßen wollen? habt ihn wollen zerstampfen lassen unter den Hufen Euers Rosses? Nicht wahr? Aber der Herr, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt und kein Haar von unserm Haupte, hat der Creatur mehr Ehrfurcht vor seinem Knechte eingelöst, als dem Reiter derselben. Geh' bei Zeiten in Dich, junger Frevler. Du hast den Eintritt in dieses gottesfürchtige Haus mit einer Sünde gegen Gott und mich bezeichnet. Thue Buße, denn das Leben ist kurz, die Welt ist alt, und die Saat ist reif für den Schnitter, der die Spreu vom Weizen sondern wird.“

Archimbald konnte sich des Lächelns nicht erwehren, und der Eiferer fuhr mit kräftiger Stimme fort: „Du lachst, Unglückseliger: während ich Dir, das warnende **Mene tekel** auf die Zukunft zeichne? Ist es denn möglich, daß die Jugend also verderbt und ruchlos seyn könne? Bist Du ein Heide, ein Wiedertäufer, ein Katholik, oder, das Schlimmste von allem, ein calvinischer Ketzer? Wahrlich! wahrlich! Du sollst anders werden mit der Zeit, oder ich will nicht Hans Schönemann heißen!“

Archimbald schüttelte lächelnd den Kopf und bedauerte im Stillen, dem Ueberlästigen keine Antwort geben zu dürfen! aber der Buprede wurde bald durch die Ankunft der Tischgesellschaft ein erwünschtes Ziel gesetzt. Der Prinz

Bernhard nahm die oberste Stelle an der Tafel ein; ihm zur Rechten saß die Fürstin, zur Linken Ludmille. Neben der erstern nahm sich der Pfarrer den Platz, neben der zweiten ein junger Herr von Kauniz. Die übrigen Freunde des Prinzen folgten nach dem, wie sie sich untereinander geordnet hatten. Das Mahl nahm seinen Anfang, und Archimbald trat seinen Dienst mit großer Freudigkeit an; denn er gab ihm Gelegenheit, sich der Angebeteten zu nähern, ihr Gewand zu berühren, ihren reinen Athem einzusaugen, wenn sie dem demüthig Gebückten einen Wunsch oder einen Auftrag in's Ohr raunte. Er war geschäftig, ohne etwas zu übereilen, versah sein Amt schnell und pünktlich, hatte Aug' und Ohr überall, mit sich selbst aber am meisten zu kämpfen, um nicht mit einem unvorsichtigen Worte die Täuschung zu vernichten, die zu erhalten ihm von seinem Pflegevater so strenge auferlegt war. Die Fürstin hatte ihn und sein Benehmen beständig im Auge und winkte ihm dann und wann stillen Beifall zu, während der Pfarrer, so oft Archimbald in seine Nähe kam, ängstlich zuckte, als wie vor einer Schlange, und den Aufmerktsamen scheel von der Seite ansah. Wie hätte aber der Jüngling für das Mißfallen des Unbedeutenden einen Blick finden können, da er Ludmille, die Einzige in seiner Nähe wußte? Bald bemerkte er aber mit geheimem Verdruße, daß der Herr von Kauniz sich es angelegen seyn ließ, die Prinzessin zu unterhalten, und wohl mehr Wärme in seine Worte legte, als man in ein Tafelgespräch zu legen pflegt. Es blieb ihm auch in Kurzem kein Zweifel übrig, daß der Bruder Ludmille's eine Bewerbung seines Freundes gar sehr begünstigen würde. Denn, als in der Mitte und am Ende der Tafel die jungen Männer in eifriges Gespräch geriethen, und, vom Ungarwein erhitzt, einander ihre bestandenen und noch zu bestehenden Abenteuer und Schwänke mitzutheilen begannen — als die Fürstin dem Pfarrer, der

wahrscheinlich ihr ins Gewissen sprach, ein aufmerksames Ohr lieh, und auf diese Weise die oben an der Tafel Sitzenden nicht befürchten durften, gehört und verstanden zu werden, rebete Bernhard Ludmille also an: „Du kennst ihn nun, geliebte Schwester, den Mann, von dem ich Euch so viel in meinen Schreiben erzählte, dessen starkem Arme ich mein Leben verdanke, als zwei Glende mich in einem kleinen Gäßchen zu Prag bei nächtlicher Weile angegriffen hatten, mit dem bloßen Degen in der Faust. Du wünschtest den jungen Helden kennen zu lernen, der die Meuchelmörder entwaffnete und in die Flucht jagte. Siehe, ich habe Dein Verlangen erfüllt. Kauniz sitzt an Deiner Seite und hat sich auf unserm Wege hieher wie ein Kind auf Deinen Anblick gefreut. Es scheint aber, als ob Du kein freundliches Wort für ihn finden könntest, so einsylbig sitzt Du da.“

„Du verkennst mich,“ entgegnete Ludmille mit einer Stimme, die um Schonung bat. „Wie könnte ich dem Retter meines Bruders die Achtung versagen, die Freundschaft entziehen, die er durch seine wackere That errungen hat? Was soll ich aber mehr thun, als ihn achten, als ihm Freundin sehn? An Dir ist es aber, mein Bruder, ihm würdig zu vergelten, und Du wirst es auch; denn Du bist Mann. Ich, das schwache Weib, kann ihm nur innig danken, und des Himmels Segen auf den herabrufen, der mir einen Bruder, den ich liebe, erhielt.“

„Spitzfindige Schwester,“ lachte Bernhard, „Du hast das *Distinguo in Logica* recht gut aufgefaßt; aber Du entkommst mir nicht so geschwinde, denn noch habe ich meine Gelehrsamkeit im Kopfe. Nach ein Paar Jahren, wenn wir eine Weile im Küras gesteckt haben, wird's wohl anders sehn. Nicht wahr, Kauniz?“

Der Befragte bejahte scherzend und winkte dem Freunde Stillschweigen zu. Er ließ sich aber nicht irre machen, sondern fuhr fort:

„Wieder auf das Kapitel zu kommen, liebe Schwester, so mußt Du wissen, daß ich schon daran gedacht habe, dem Lebensretter zu vergelten; daß ich aber, um es, wie es sich gehört, seiner und meiner würdig thun zu können, noch eine zweite Person in den Handel ziehen muß, und diese bist Du. Du sollst ihm an meiner Statt lohnen.“

Ludmillens Wangen flammten. Kauniz legte diese Unruhe zu seinem Vortheil aus und nahm die Rede auf:

„Ihr werdet mich zum Beneidenswerthesten auf Erden machen, schöne Ludmille!“ sprach er, seines schnellen Siegs gewiß: „wenn Ihr mich würdigt, mir freiwillig den Lohn zu gewähren, den mir Euer Bruder schon zum Voraus verheißen hat: Euerer Liebe, Euerer Hand.“

„Wie?“ versetzte Ludmille, halb erschreckt, halb gekränkt: „freiwillig? im Voraus verheißen? Bernhard, erkläre mir, wie das zusammen hängt.“

„Nun ja,“ entgegnete dieser in gezwungener Laune: „ich habe gethan, was mir als älterer Bruder, als Erbe des Hauses zukommt; ich habe Dein Schicksal bestimmt, Deine Hand versagt. Einmal hätte es doch geschehen müssen, und ich konnte sie in meinem Leben an keinen Würdigern versagen als an Kauniz.“

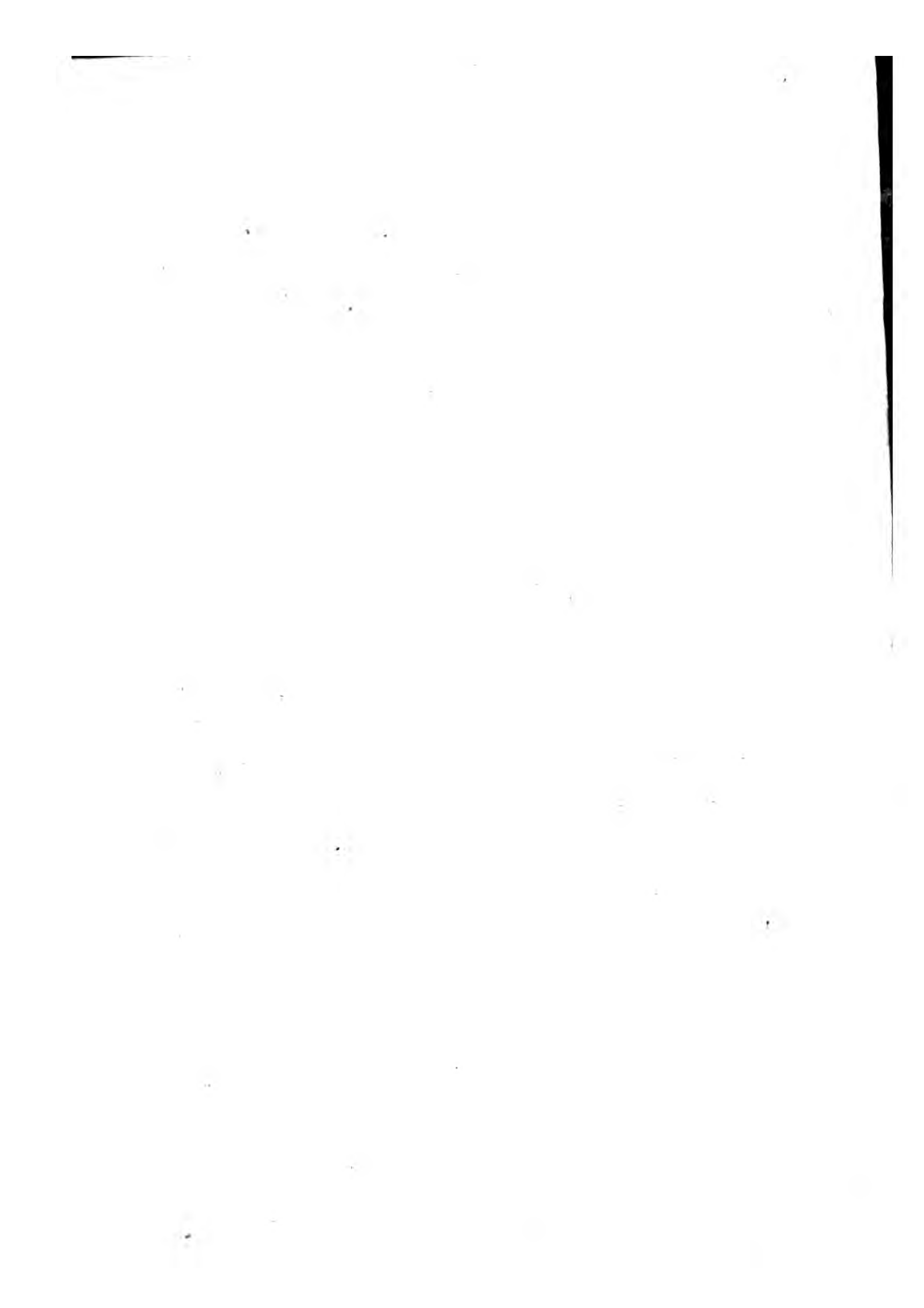
Ludmille schwieg betroffen; ihr Busen hob sich schwer; sie suchte nach Worten, sie konnte keine finden. Archimbold starrte mit glühenden Augen auf die Verlegte, denn die Eifersucht hatte seine Sinne gestärkt, und keine Sylbe des Gesprächs war ihm, obgleich er ziemlich ferne stand, entgangen.

„Ich bin vielleicht der Unwürdigste, der auf Eurer schönen Hand Anspruch machen kann,“ sprach Kauniz mit selbstgefälligem Lächeln; „indessen auch dem Unwürdigen wird ja das Himmelreich zu Theil, wenn er's darnach anfängt. Ich will mich Euerer werth machen, im Kriegerstande mich auszeichnen, wo es Gelegenheit gibt, und Euch dann ein gemächliches sanftes Leben an meiner Seite

bereiten. Meine Güter sind ansehnlich, meine Familie und Blutsfreunde zahlreich und mächtig. Schon ist's im Werke, die Grafenwürde an unser Haus zu bringen. Der Kaiser kann unserm ernstlichen Werben nicht widerstehen; er darf es nicht, denn er weiß, daß mein Geschlecht keinen gerechten Anspruch aufgibt; auch ich werde es nie thun, meine holde Prinzessin; zählt darauf. Den Anspruch auf das schönste der Güter, das ich je mein nennen werde — auf Euern Besitz, werde ich mit Wort und That, mit dem Degen wie mit der Feder, gegen Jeden vertheidigen, der es mir zu rauben gedächte. Ich habe des Bruders Wort; und wenn ich vollends Euere freiwillige Gunst zu erringen verstehe . . .“

„Das werdet Ihr nie!“ fiel Ludmille dem unbescheidenen Brähler mit dem edlen Unwillen in's Wort, den das Bewußtseyn einer ungerecht erhaltenen Kränkung in einem reinen Herzen erzeugt. Man behandelt mich wie eine Sklavin und höhnt mich noch! Kein Wort mehr davon. Meinen Bruder bedaure ich, daß er seinen eigenen Werth so sehr verläugnen konnte, seine Schwester zur Waare zu machen, die man nach Belieben an Jeden verschleudert, der sie zu kaufen wünscht. Euch, mein Herr von Kauniz, würde ich verachten müssen, hättet Ihr Euch nicht durch meines Bruders Rettung um unser Haus verdient gemacht. Aus diesem Grunde allein verzeihe ich Euch die üble Sitte und Sprache, die Ihr gegen mich beobachtet habt und welche nie in diesem Schlosse Brauch und Rechtsens war.“

Mit diesen Worten erhob sie sich stolz und verließ Tafel und Zimmer plötzlich. In Archimbalds Busen ging ein neuer Tempel für die erhabene Jungfrau auf, die ihm, ohne daß er sich Rechenschaft geben konnte, weshalb? durch die strenge Abfertigung des ungefügigen Freiers unaussprechlich wohl gethan hatte.



10, 11.

Handwritten text, possibly a signature or date, located on the right side of the page.



